

V&R Academic

Sprache in kulturellen Kontexten /
Language in Cultural Contexts

Band 2

Herausgegeben von

Franz Lebsanft, Klaus P. Schneider und Claudia Wich-Reif

Franz Lebsanft / Angela Schrott (Hg.)

Diskurse, Texte, Traditionen

Modelle und Fachkulturen in der Diskussion

V&R unipress

Bonn University Press



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8471-0282-3

ISBN 978-3-8470-0282-6 (E-Book)

ISBN 978-3-7370-0282-0 (V&R eLibrary)

Weitere Ausgaben und Online-Angebote sind erhältlich unter: www.v-r.de

**Veröffentlichungen der Bonn University Press
erscheinen im Verlag V&R unipress GmbH.**

© 2015, V&R unipress GmbH, Robert-Bosch-Breite 6, 37079 Göttingen / www.v-r.de
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Printed in Germany.

Titelbild: Aleksandra Czajkowska Abbildung (Buchdarstellung) © Vladimir Prusakov – Fotolia.com

Druck und Bindung: CPI buchbuecher.de GmbH, Zum Alten Berg 24, 96158 Birkach

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Inhalt

Vorwort	9
Franz Lebsanft, Angela Schrott Diskurse, Texte, Traditionen	11

1. Diskurs- und Texttraditionen in der Diskussion

Johannes Kabatek Warum die „zweite Historizität“ eben doch die zweite ist – von der Bedeutung von Diskurstraditionen für die Sprachbetrachtung	49
Raymund Wilhelm Diskurstraditionen und einzelsprachliche Traditionen	63
Elmar Eggert Virtuelle und aktuelle Texttraditionen. Zur Übernahme von Texttraditionen anhand mittelalterlicher Enzyklopädien	79
Franz Lebsanft Aktualität, Individualität und Geschichtlichkeit. Zur Diskussion um den theoretischen Status von Diskurstraditionen und Diskursgemeinschaften	97
Angela Schrott Kategorien diskurstraditionellen Wissens als Grundlage einer kulturbezogenen Sprachwissenschaft	115

2. Traditionen des Sprechens und Diskursanalyse: linguistische Fallstudien

Martin Becker Zum Diskursbegriff – seinen Dimensionen und Anwendungen	149
--	-----

Andreas Musolff Metaphorische Diskurstraditionen und aktueller Sprachgebrauch: Fallbeispiel <i>corps politique</i> – <i>body politic</i> – <i>Staatskörper</i>	173
Sandra Issel-Dombert „Gailards fait les doux yeux a la mere saint louis“. Historische Phraseologie in Jacques-Louis Ménétras <i>Journal de ma vie</i> (1764-1803) aus texttraditioneller Sicht	187
Anke Grutschus, Ludwig Fesenmeier <i>Ni fleurs, ni couronnes</i> : Todesanzeigen im historischen Wandel	201
Daniela Pietrini <i>Célibataire, cœur solitaire, solibataire</i> : les mille visages de la vie en solo. Pour une sémantique du discours à travers l'exemple de <i>célibataire</i>	223
Óscar Loureda, Katrin Berty, Frank Harslem Diskurspartikeln und die Historizität von Texten	243
Micaela Carrera de la Red, Francisco José Zamora Salamanca Un modelo para el análisis textual y el estudio de la variación en la historia del español de Colombia: el análisis multidimensional	265
Raúl Sánchez Prieto Wie kommentieren Kunden (Fernseh-)Werbung im Netz? Zu einer deutsch-romanischen Diskursanalyse der Kommentarfunktion auf Video-Sharing-Plattformen	289

3. Literaturwissenschaftliche und philologische Fallstudien

Klaus W. Hempfer Konvergenzen und Divergenzen disziplinärer Begriffsbildungen: linguistische ‚Diskurstraditionen‘ und literaturwissenschaftliche ‚Gattungen‘	307
Désirée Cremer Die <i>Consolatio</i> -Übersetzung von Colard Mansion: Zum Auftakt der französischen Elegie und weiterer texttraditioneller Phänomene	317
Miriam Wittum Die Handschrift als Umfeld. Zeitgeschichtliche Texte in einem norditalienischen Hausbuch des späten 15. Jahrhunderts	343

David Nelting	
„...je m’adonnay à l’imitation des poètes Italiens...“:	
Texttraditionelle Aspekte poetischer Selbstatorisierung in der Frühen	
Neuzeit.....	359
Johanna Wolf	
Bilder und Rahmen: Sprachlich-semantische Verfahren	
in der diskursiven Auseinandersetzung um den Status	
der romanischen Sprachen im 19. Jahrhundert	377

Vorwort

Die Diskurs- und Texttraditionen, ihr theoretischer Status und ihre Rolle in der kommunikativen Praxis sind im Forschungsdiskurs der romanischen Sprachwissenschaft seit einigen Jahren ein intensiv und konträr diskutiertes Konzept. Da der Begriff der Diskurs- bzw. Texttradition sich aus dem von Eugenio Coseriu entwickelten Modell der allgemeinen Struktur der Sprache und der Sprachkompetenz herleitet, ist die Prominenz des Themas zu einem Teil sicherlich der Bedeutung Coserius für die romanische Sprachwissenschaft geschuldet. Doch ist die Auseinandersetzung mit dem linguistischen System Coserius nur ein Aspekt der Diskussion. Das zunächst von Brigitte Schlieben-Lange und Peter Koch weiterentwickelte Konzept löst unseres Erachtens eine so nachhaltige und vitale Diskussion aus, weil die Diskurs- bzw. Texttraditionen als auf das Sprechen bezogenes kulturelles Wissen eine Schnittstelle von sprachlichem und kulturellem Wissen darstellen, die im System der Sprachkompetenz präzise definiert ist und es daher ermöglicht, grundsätzliche Fragen nach dem Zusammenspiel von Sprache und Kultur zu stellen und zu beantworten. Die Traditionen der Diskurse und Texte sind damit ein systemlinguistisch definiertes Konzept, das wie ein Brennglas die methodologischen Fragen einer kulturbezogenen Sprachwissenschaft auf sich zieht und auf diese Weise eine begriffliche Gussform für eine Sprachwissenschaft bietet, die sich auch als Kulturwissenschaft versteht. Diese Rolle der Diskurstraditionen als Orientierungspunkt kulturorientierter sprachwissenschaftlicher Forschung war der Ausgangspunkt für die Sektion „Texttraditionen und Diskursanalyse: Methoden, Modelle und Fachkulturen im Dialog“ auf dem XXII. Romanistentag an der Humboldt-Universität zu Berlin (25.-28. September 2011).

Die Sektion suchte das Motto des Berliner Romanistentages „Romanistik im Dialog“ in zweifacher Weise umzusetzen. So war es ein wichtiges Ziel der Sektionsarbeit, die romanistische Forschung mit Theorien und Methoden der (germanistischen) Diskursanalyse und der Diskurslinguistik zu konfrontieren und auf diese Weise über die Romanistik hinaus Positionen einer kulturorientierten Linguistik zusammenzuführen. Das zweite Ziel der Sektionsarbeit war es, ausgehend vom Begriff der Diskurs- und Texttradition als Leitfaden der

Textgestaltung dem romanistischen Binnendialog zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft neue Impulse zu geben.

Unser herzlicher Dank gilt allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Berliner Sektion, die sich mit großer Offenheit auf unser Konzept einer Diskurs-traditionenforschung im Dialog mit Diskurslinguistik und Literaturwissenschaft eingelassen haben. Ihr konzentriertes Engagement hat ein kontinuierliches und kreatives Arbeiten ermöglicht und auf diese Weise bewirkt, dass die Sektion mehr war als nur die Summe der Vorträge und Diskussionsbeiträge.

Als Herausgeber hoffen wir, dass die inspirierende Gesprächsatmosphäre der Berliner Sektion sich auch in der Schriftform erschließt. Die im Band versammelten Texte gehen sämtlich auf Vorträge in der Sektion zurück, mit Ausnahme der beiden Beiträge der Herausgeber, die im Nachgang zur Sektionsarbeit entstanden sind. Wir sind allen Beiträgerinnen und Beiträgern sehr verbunden dafür, dass sie ihre Gedanken zu Diskursen, Texten und Traditionen in den vorliegenden Band eingebracht haben.

Allen Mitwirkenden auf dem langen Weg vom Manuskript zum Buch sei an dieser Stelle unser Dank ausgesprochen. Zu nennen ist hier vor allem die verlegerische Betreuung durch den Verlag Vandenhoeck & Ruprecht/Bonn University Press, für die wir insbesondere Ruth Vachek und ihrem Team zu Dank verpflichtet sind. Unser Dank gilt ferner den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die uns bei der Herausgabe unterstützt haben: in Bonn Lena Ackermann, Désirée Cremer, Thea Göhring und Felix Tacke; in Kassel Sandra Issel-Dombert, Dorothea Kadenbach, Tanja Krasny, Simone Sörensen und Daniela Szyska.

Der vorliegende Band erscheint in der Reihe *Sprache in kulturellen Kontexten*, deren konzeptionelle Ausrichtung auf eine kulturbezogene Sprachwissenschaft – so hoffen wir jedenfalls – in den folgenden Beiträgen programmatisch zum Ausdruck kommt.

Bonn und Kassel, im April 2015

Franz Lebsanft und Angela Schrott

Franz Lebsanft, Angela Schrott

Diskurse, Texte, Traditionen

1. Ausgangspunkt und Ziel

Grundlage und Rahmen des vorliegenden, aus einer Sektion des Berliner Romanistentags hervorgegangenen Bandes ist die in den letzten Jahren intensiv erforschte und kontrovers diskutierte Funktion der Diskurstraditionen, die als kulturelles und sprachbezogenes Wissen die Gestaltung von Texten anleiten und der Angelpunkt für eine kulturbezogene sprachwissenschaftliche Textanalyse sind. In der Romanistik hat in den vergangenen Jahren die Diskussion um die Relation der Diskurstraditionen zu den anderen in Texte und Diskurse eingehenden Regeln und Traditionen breiten Raum eingenommen. Die rahmensetzende Bezugsgröße für die meisten Beiträge war (und ist) dabei das von Eugenio Coseriu in den 1950er Jahren erstmals konzipierte System der kulturellen Sprachkompetenz mit der Trias seiner auf den drei Ebenen des Universellen, des Historischen und des Individuellen betrachteten Seinsweise der Sprache als *energeia*, *dynamis* und *ergon* (Coseriu 1955-1956, 1988). Diese Bezugnahme auf das Coseriu'sche Modell hat es der Romanistik ermöglicht, die Historizität und Kulturalität von Sprache über die Analyse einzelner Phänomene hinaus stets rückgebunden an ein linguistisches System zu untersuchen.

Ein fundamentales Charakteristikum der aktuellen romanistischen Forschung ist daher, dass die meisten, von Brigitte Schlieben-Langes *Traditionen des Sprechens* (1983) angestoßenen und von Peter Koch (1997) und Wulf Oesterreicher (1997) entscheidend vorangebrachten Diskussionen zu dem inzwischen vorwiegend nur noch „Diskurstraditionen“ genannten Phänomenbereich sich innerhalb des Coseriu'schen Paradigmas bewegen. Der in allen Kulturwissenschaften präsenste Begriff des „Diskurses“ ist jedoch selbst in dem engeren Bereich der Linguistik polysem. Parallel zu dem aufgerufenen und in der deutschsprachigen Romanistik dominanten Paradigma haben sich in Frankreich und Deutschland – hier vor allem in der Germanistik – ganz andere Spielarten der linguistischen Diskursanalyse (*analyse du discours*) und inzwischen auch eine veritable Diskurslinguistik etabliert, die mit durchaus „entfernt“ ver-

wandten, vor allem von Michel Foucault (1969, 1971) ausgehenden Diskursbegriffen arbeiten, aber gleichwohl andere Methoden und Perspektiven privilegieren. Auch diese Forschungsrichtung ist in diesem Band vertreten. Ein wichtiges – angesichts der nicht zu nivellierenden Unterschiedlichkeit der Paradigmen zweifellos nur teilweise eingelöstes – Ziel der Sektionsarbeit war es daher, die Diskussion um die Diskurstraditionen stärker als bisher mit Modellen und Methoden zu verknüpfen, die in analoger, doch in andere Richtungen zielender Weise mit der Historizität und Kulturalität von Texten befasst sind. Ein zweiter, in mehreren Beiträgen erkennbarer interdisziplinärer Aspekt der Sektionsarbeit war innerhalb des romanistischen Paradigmas die Herstellung – um nicht zu sagen: Wiederbelebung – des Gesprächs zwischen Philologie, Sprach- und Literaturwissenschaft, das vom Gesichtspunkt der Diskurstraditionenforschung umso vielversprechender ist, als diese in den Anfängen, bei Coseriu (1980/31994), ohnehin in der Sprache der Dichtung die Seinsweise der Sprache in ihrer Vollkommenheit verwirklicht sieht und daher vorwiegend an literarischen Beispielen demonstriert wird. Eine weitere Konvergenz der im Band versammelten Beiträge ist eine verstärkte empirische Fundierung der Diskurstraditionenforschung. Nach einer Phase intensiver theoretischer Diskussionen zeigt sich aktuell eine Tendenz zu korpusbasierten Studien. Diese Betonung der Empirie impliziert, dass die individuelle Ebene der Diskurse und Texte im Rahmen des Coseriu'schen Modells und seiner Rezeption eine Revalorisierung erfährt. Diese zunehmend empirische Ausrichtung wird unseres Erachtens dazu beitragen, einen immer noch weitgehend „weißen Fleck“ der Diskurstraditionenforschung zu kartographieren, und zwar die kulturellen Gruppierungen, die in den einzelnen Sprachgemeinschaften oder sprachübergreifend das kulturelle Wissen der Diskurstraditionen ausüben, variieren und in verwandelter Form weitergeben.

Wir beabsichtigen nicht, die einzelnen Beiträge dieses Bandes, die für sich selbst sprechen, näher zu präsentieren oder zu kommentieren. Eine globale Einordnung und Orientierung, aus der die Anlage des Bandes hervorgeht, mag genügen. Die Beiträge umfassen im ersten Kapitel theoretische, zum Teil kontrovers geführte Diskussionen im Rahmen des von Coseriu gesetzten Paradigmas, mit gelegentlichen Öffnungen hin zur germanistischen Forschung. Im zweiten Kapitel finden sich linguistische Fallstudien, in denen sich die methodische Vielfalt von Diskurstraditionenforschung und Diskurslinguistik deutlicher manifestiert. Der dritte Teil behandelt schließlich philologische und literaturwissenschaftliche – theoretische wie praktische – Aspekte einer Auseinandersetzung und Verarbeitung linguistischer Theoriebildung. Was wir mit den folgenden Überlegungen hingegen versuchen wollen, ist die hoffentlich nicht nur romanistischen Leserinnen und Leser einerseits an den Diskussionsstand der linguistischen Diskurs- und Diskurstraditionenforschung innerhalb unseres

Fachs behutsam heranzuführen, andererseits die Punkte zu markieren, an denen die divergenten Optionen der (germanistischen) Diskursanalyse und Diskurslinguistik zumindest im Ansatz deutlich werden. Ein gangbarer Weg, um dieses Ziel zu erreichen, scheint uns eine Darstellung und Diskussion der Kernbegriffe, welche die Basis der in diesem Band aufgerufenen Forschungsrichtungen bilden.

2. *Diskurs* und *Text*: Zur Konstituierung zweier Gegenstände der Linguistik

Wer die Traditionen der Diskurse und Texte zum Gegenstand der linguistischen Analyse macht, setzt die Verwendung von Begrifflichkeiten voraus, deren Verständnis alles andere als selbstverständlich ist. Denn obwohl *Diskurs* und *Text* seit geraumer Zeit linguistisch terminologisiert sind, bietet vor allem der erstere der beiden Begriffe ganz erheblichen Interpretationsspielraum, mit einschneidenden Konsequenzen für Forschungsschwerpunkte und -perspektiven. Daher konzentrieren wir unsere Überlegungen im Folgenden auf den dank seiner philosophischen Nobilitierung leuchtenden (und möglicherweise auch blendenden) Leitbegriff des *Diskurses* und führen in dessen Schatten denjenigen des *Textes* ohne vergleichbare Problematisierung nur mit.

In der ersten Auflage des bekannten und gut orientierenden *Lexikons der Sprachwissenschaft* (Bußmann 1983: 103f.) firmiert *Diskurs* zunächst im Sinne von Jürgen Habermas als

Verständigung über problematisierte Geltungsansprüche von Meinungen und Normen, die bei dem kommunikativen Handeln, dem eingelebten und normativ abgesicherten Austausch handlungsbezogener Erfahrungen, naiv vorausgesetzt werden.

Erst an zweiter Stelle und dabei nur äußerst knapp wird *Diskurs* auch als „Folge von Äußerungsakten“ im Sinne der Konversationsanalyse definiert (Bußmann 1983: 104). In der zweiten Auflage des Lexikons dreht sich die Reihenfolge und Gewichtung der Definitionen um, denn nunmehr wird *Diskurs* an erster Stelle behandelt als „aus der angloamerikan[ischen] Forschung übernommener Oberbegriff für verschiedene Aspekte von Text“, zu denen die Interpretation des Begriffs als „zusammenhängende Rede“, als „geäußertes Text“, als „kohärenter Text“, als „vom Sprecher für einen Hörer konstruierter Text“ und als „Ergebnis eines interaktiven Prozesses im soziokulturellen Kontext“ gezählt werden (Bußmann ²1990: 189). Erst nach dieser linguistischen Bestimmung wird nunmehr auf den Habermas'schen „philosophischen Kontext“ verwiesen; hingegen ist von Michel Foucaults damals längst schon prominentem Diskursbegriff, der heute in der Gesamtheit der Kulturwissenschaften zweifellos

dominiert, überhaupt noch keine Rede. In der dritten Auflage des Lexikons wird als ein weiterer Aspekt der ersten Definition „Diskurs als ‚Prozess‘ im Unterschied zu Text als ‚Produkt““ genannt (Bußmann ³2002: 171; vgl. ⁴2008: 141). Gewichtiger noch ist, nach den wiederum knappen Ausführungen zum Habermas’schen Diskursbegriff, die Aufnahme einer dritten, an Foucault anknüpfenden Definition. Demnach bezeichne *Diskurs*

eine Menge von inhaltlich zusammengehörenden Texten oder Äußerungen, die nicht – wie im Diskurs (1) [d. h. Diskurs als Text] – in einer realen Gesprächssituation verknüpft sind, sondern ein intertextuelles ‚Gespräch‘ in einer Kommunikationsgemeinschaft bilden. (Bußmann ³2002: 171; vgl. Bußmann ⁴2008: 141)

Die Grundlagen linguistischer Diskurskonzepte wurden bereits in den 1950er Jahren entwickelt und beruhen – was z.B. bei Warnke (2007) nicht deutlich wird – auf der Diskussion einer die moderne Linguistik immer noch fundierenden Dichotomie Ferdinand de Saussures. In Opposition zur *langue* definiert Saussure (1916/2013: 80) die *parole* bekanntlich als einen „acte individuel de volonté et d’intelligence“, in dem sich die „combinaisons par lesquelles le sujet parlant utilise le code de la langue en vue d’exprimer sa pensée personnelle“ feststellen ließen. Um dieses aus seiner Sicht nicht nur individuelle, sondern als solches auch akzessorische Objekt im Deutschen zu benennen, schlägt Saussure den Ausdruck *Rede* vor, der allerdings den Nachteil habe, *parole* eine besondere Bedeutung hinzuzufügen, und zwar die von (französisch) *discours* im Sinne einer umfassenderen Äußerung, die über den „acte individuel“ hinausgeht. Zwar betont Saussure ausdrücklich, dass es eine schlechte Methode sei, von den Wörtern auszugehen, um Gegenstände zu definieren; doch die Wahl von *parole* – und eben nicht von *discours* – zur Bezeichnung des „acte individuel de volonté et d’intelligence“ scheint seiner Charakterisierung der konkreten Sprechfähigkeit besonders Rechnung zu tragen. Es ist daher höchst aufschlussreich, dass der von Saussure offenbar gerade vermiedene Ausdruck *discours* – bzw. seine formale Entsprechung in anderen Sprachen – genau dort in der Diskussion auftaucht, wo es im Widerspruch zu den Auffassungen des Genfer Linguisten um die Frage möglicher systematischer Aspekte der *parole* geht. In der allgemeinen Sprachwissenschaft gilt dies bereits für Zellig S. Harris’ (1952) Skizze einer distributionell und formal vorgehenden und auf diese Weise systematische Textstrukturen herausarbeitenden *discourse analysis* ebenso wie für Eugenio Coserius (1955-1956) nur wenig jüngeren Entwurf einer funktionellen *lingüística del hablar*.

Harris (1952: 1) definiert *discourse* als „connected speech (or writing)“, dessen formale Analyse er anhand eines (schriftlich vermittelten) Textes – es handelt sich um einen Werbetext – exemplifiziert, um so Einsichten über „the structure of a text or a type of text“ (1952: 30) zu gewinnen. Zwar privilegiert

Harris das Problem einer Ausdehnung der deskriptiven Linguistik auf sprachliche Äußerungen „beyond the limits of a single sentence at a time“, d. h. also die Entwicklung einer transphrastischen Grammatik, die für ihn eine Theorie der Texttypen offenbar einschließt; doch formuliert er zugleich ein zweites, in Nordamerika später von der Ethnomethodologie und der Ethnographie des Sprechens behandeltes Problem, das in der Verknüpfung von Kultur und Sprache bestehe (1952: 1). Im Hinblick auf den letzteren Aspekt stellt Harris (1952: 3) einfach fest, dass jeder „connected discourse“ stets eingebettet sei in eine außersprachliche Situation, „whether of a person speaking, or of a conversation, or of someone sitting down occasionally over a period of months to write a particular kind of book in a particular literary or scientific tradition“. Während in Frankreich Harris' (1952) *discourse analysis* programmatisch in einem entsprechenden, von Jean Dubois und Joseph Sumpf herausgegebenen Themenheft der Zeitschrift *Langages* als *analyse du discours* (Harris 1969) übersetzt wurde, wählte man bei der Übersetzung ins Deutsche das nicht weniger programmatische Konzept der *Textanalyse* (Harris 1976), so dass man wenige Jahre später diesen Beitrag als „Gründungsurkunde der heute [d. h. also damals] so lebhaft betriebenen Textlinguistik“ (Szemerényi 1982: 38) feiern konnte. Noch Warnke (2007: 4) charakterisiert Harris' Begriff von *discours* im Rahmen der Textlinguistik:

Unter *discours* versteht Harris in etwa das, was später in der Germanistischen Linguistik als *Text* bezeichnet wird, also eine satzüberschreitende sprachliche Äußerungsform, das, was man auch als *transphrastische Einheit* bezeichnet.

Was Coseriu (1955-1956: 31) betrifft, so plädiert er in seiner das sogenannte ‚Drei-Ebenen-Modell‘ der Sprache entwickelnden „Linguistik des Sprechens“ dafür, den Begriff der *parole* durch denjenigen des *hablar* (Sprechen) zu ersetzen, und dieses *hablar* – offenbar in der Nachfolge von Antonino Pagliaro (1955) – als individuelle „Tätigkeit“ *discurso*, als individuelles „Produkt“ *texto* zu nennen. In der Tat interpretiert Pagliaro (1955: 5) die *parole* als

il momento soggettivo della lingua, l'atteggiamento particolare che la funzionalità del sistema assume nell'atto in cui si attua come discorso.

Unglücklicherweise hat der deutsche Übersetzer (Uwe Petersen, Coseriu 1975: 257) den Ausdruck *discurso* ausgerechnet durch *Rede* wiedergegeben und damit gerade die von Saussure sich distanzierenden begrifflichen Distinktionen Coserius verwischt, wie die Gegenüberstellung des spanischen Originals (1955-1956: 31) mit der deutschen Übersetzung (1975: 257) zeigt:

en lo particular, [el hablar κατ'ἐνέργειαν]
es el *discurso* (el acto o la serie de actos) de
tal individuo en tal oportunidad;

im besonderen ist es die *Rede* (Sprechakt
oder Reihe von Sprechakten) eines be-
stimmten Einzelnen zu der oder der Ge-
legenheit;

En lo particular, el habla como „producto“
es, justamente, el *texto*;

Im besonderen ist das Sprechen als „Pro-
dukt“ eben der *Text*;

Mag man Harris zu Gute halten, dass er die Einbettung des Sprechens in eine nicht-sprachliche Situation immerhin problematisiert, so ist die Erfassung und Beschreibung dieser Einpassung für Coseriu zentral, weil für ihn das Sprechen im Unterschied zur Sprache nicht „a-circunstancial“ sei (1955-1956: 34). Er löst – wie ebenso bekannt ist – den analytischen Zugriff auf die Situation durch eine höchst komplexe Ausdifferenzierung des fundamentalen Bühler'schen Konzepts des Umfelds (Coseriu 1955-1956: 46), die Brigitte Schlieben-Lange später gerade dort aufgreifen wird, wo sie die „Traditionen des Sprechens“ prominent macht (Schlieben-Lange 1983: 13-25).

Die Einführung des Ausdrucks *discours* in die französischsprachige Linguistik verdankt sich vermutlich einer lange vor dem schon erwähnten Themenheft von *Langages* einsetzenden, kritischen Auseinandersetzung mit Harris. In der Tat konstruiert Émile Benveniste (1954/1976: 11) eine zunächst noch nicht näher erläuterte Opposition *langue* vs. *discours* in Anlehnung an Harris (1951), dem er vorwirft, beides miteinander gleichzusetzen. In Benveniste (1956a/1976: 251) erscheint dann der *discours* als individuelle Aktualisierung der *langue* in der *parole*, und zwar dort, wo er von der übereinzelsprachlichen Natur der Pronomina spricht, die sich in den

„instances de discours“, c'est-à-dire les actes discrets et chaque fois uniques par lesquels la langue est actualisée en parole par un locuteur,

manifestiere. Zur selben Zeit bietet die Beschäftigung mit Freuds Traumdeutung Benveniste (1956b/1976: 78) die Gelegenheit, die verschiedenen *discours* der Sprecher als je einmalige „configurations de la parole“ zu beschreiben, in denen sich ihre Persönlichkeit ausdrücke und konstruiere. Es ist der durch die Sprache vermittelte Zusammenhang zwischen Psychoanalyse und Linguistik, der zu der – so Foucault (1969: 39) – für die Geistesgeschichte (*histoire de la pensée*) wichtigen Annahme einer dem Sprecher unmittelbar nicht verfügbaren Doppelung der *discours* führe (Benveniste 1956b/1976: 75f.):

L'analyste opère sur ce que le sujet lui dit. Il le considère dans les discours que celui-ci lui tient, il l'examine dans son comportement locutoire, „fabulateur“, et à travers ces discours se configure lentement pour lui *un autre discours* [unsere Hervorhebung] qu'il aura charge d'explicitier, celui du complexe enseveli dans l'inconscient.

Zweifellos in Anknüpfung an Charles Bally (1932/⁴1965: 35) bezeichnet Benveniste (1959/1976: 241f.) den Mechanismus, durch den sich der *discours* in der *parole* konstituiert, als *énonciation*:

Il faut entendre discours dans sa plus large extension: toute énonciation supposant un locuteur et un auditeur, et chez le premier l'intention d'influencer l'autre en quelque manière.

Im Anschluss kategorisiert Benveniste (1959/1976: 242) die doch einmaligen „Diskurse“ nach Mustern der Tradierung, die er in einer den literaturwissenschaftlichen Gattungsbegriff weit überschreitenden Auslegung als *genres* bestimmt:

C'est d'abord la diversité des discours oraux de toute nature et de tout niveau, de la conversation triviale à la harangue la plus ornée. Mais c'est aussi la masse des écrits qui reproduisent des discours oraux ou qui en empruntent le tour et les fins: correspondances, mémoires, théâtre, ouvrages didactiques, bref tous les genres où quelqu'un s'adresse à quelqu'un, s'énonce comme locuteur et organise ce qu'il dit dans la catégorie de la personne.

Das Zusammenspiel von *langue*, *parole*, *énonciation* und *discours* verdeutlicht dann noch einmal eine späte und berühmt gewordene Arbeit, die in dem von Tzvetan Todorov herausgegebenen Themenheft „L'énonciation“ der Zeitschrift *Langages* publiziert wurde (Benveniste 1970/1981: 80):

L'énonciation est cette mise en fonctionnement de la langue par un acte individuel d'utilisation. Le discours, dira-t-on, qui est produit chaque fois qu'on parle, cette manifestation de l'énonciation, n'est-ce pas simplement la „parole“? – Il faut prendre garde à la condition spécifique de l'énonciation: c'est l'acte même de produire un énoncé et non le texte de l'énoncé qui est notre objet. Cet acte est le fait du locuteur qui mobilise la langue pour son compte.

Man dürfte kaum fehl in der Annahme gehen, dass solche Bestimmungen die zunächst reichlich vage und der eigenen Begriffsbestimmung vorausgehende „utilisation sauvage“ der Ausdrücke *énoncé* und *discours* der *Archéologie du savoir* (Foucault 1969: 44) beeinflussen, die sich freilich über die präzisen Quellen ihrer der zeitgenössischen Linguistik entlehnten Gebrauchsweisen ebenso notorisch ausschweigt wie sie einer genaueren Auseinandersetzung mit ihnen bewusst ausweicht. Beim Versuch einer definitorischen Festlegung von *énoncé* und *discours* als theoretisch gesicherte und analytisch brauchbare Begriffe bezeichnet Foucault (1969: 140) die Möglichkeit des Äußerungsakts als *performance verbale* bzw. *performance linguistique*, den individuellen Äußerungsakt als *formulation*, dessen sprachliche Grundeinheit als (grammatische) *phrase* oder (logische) *proposition*. Deren Seinsweise (*modalité d'existence*) werde ermöglicht durch das *énoncé*, das Äußerungsakte in einem Gegenstandsfeld (*domaine d'objets*) und im Hinblick auf mögliche Äußerungssubjekte situierte.

Der *discours* bildet sich nach Foucault aus sprachlichen Einheiten, insoweit sie *énoncés* in dem beschriebenen Sinne sind; ihre Grundlage nennt er die *formation discursive*:

Et si je parviens à montrer [...] que la loi d'une pareille série [d. h. von Zeichen], c'est précisément ce que j'ai appelé jusqu'ici une formation discursive [...], le terme de discours pourra être fixé: ensemble des énoncés qui relèvent d'un même système de formation; et c'est ainsi que je pourrai parler du discours clinique, du discours économique, du discours de l'histoire naturelle, du discours psychiatrique (Foucault 1969: 141).

Diese Definition ist das Ergebnis einer vierfachen und stets als unzulänglich qualifizierten Annäherung an den Begriff der *formation discursive*, der sich aus den ausführlich entfalteten Bestimmungen des *énoncé* durch dessen *objets* (Gegenstände), den *style* seiner *énonciation* (Äußerungsmodalitäten), seine *concepts* (Begriffe) und schließlich seine *thèmes* (Strategien) speist (Foucault 1969: 45-50). Die strikt abgelehnte Fokussierung der einen oder anderen Bestimmung führt freilich zu einer schillernden Verwendung von *discours* (1969: 106), wie sie sich in den Beispielen eines „discours de la psychopathologie“ (1969: 45, 55), eines „discours de la folie“ (1969: 46), eines – wie bereits im obigen Zitat benannten – „discours clinique“ (1969: 47, 72) oder eines „discours économique“ (1969: 91) niederschlägt und bereits im Ansatz einer alle Kulturwissenschaften erfassenden Inflationierung Vorschub leistet, die man kaum – wie Fohrmann (1997: 370) anhand der Beispiele *juristischer, feministischer, literarischer Diskurs* meint – auf exklusiv linguistische Verwendungsweisen zurückführen kann.

Natürlich kann Foucault nicht umhin, als dokumentarische Grundlage seiner großen frühen Werke (besonders Foucault 1966), welche durch die *Archéologie du savoir* (und noch durch den *Ordre du discours*, Foucault 1971) retrospektive eine theoretische und methodologische Rechtfertigung erhalten sollen, sprachliche Äußerungen *qua performance linguistique* zu wählen; doch bilden diese gerade nicht den Gegenstand seiner Untersuchung:

On voit en particulier que l'analyse des énoncés ne prétend pas être une description totale, exhaustive du «langage» ou de «ce qui a été dit». Dans toute l'épaisseur impliquée par les performances verbales, elle se situe à un niveau particulier qui doit être dégagé des autres, caractérisé par rapport à eux, et abstrait. En particulier, elle ne prend pas la place d'une analyse logique des propositions, d'une analyse grammaticale des phrases, d'une analyse psychologique ou contextuelle des formulations: elle constitue une autre manière d'attaquer les performances verbales, d'en dissocier la complexité, d'isoler les termes qui s'y entrecroisent et de repérer les diverses régularités auxquelles elles obéissent (Foucault 1969: 142).

Der Foucault'sche *discours* lässt sich nach dem Willen seines Schöpfers auf ein nach seinem Verständnis rein sprachlich bestimmtes und linguistisch zu analysierendes Phänomen trotz mancher Berührungspunkte nicht reduzieren. Der

„ganz andere“ *discours* der Linguisten (Foucault 1969: 141) bilde vielmehr „l'étage terminal“ des von ihm selbst gemeinten Gegenstands, und zwar als

les textes (ou les paroles) tels qu'ils se donnent avec leur vocabulaire, leur syntaxe, leur structure logique ou leur organisation rhétorique.

Kommt dem linguistischen Gegenstand die „analyse structurale“ (Foucault 1969: 25, 27) bei – das geradezu legendär gewordene Heft 8 (1966) von *Communications* mit Roland Barthes' (1966) programmatischer, auf Harris und Benveniste Bezug nehmender *analyse structurale des récits* war drei Jahre vor der *Archéologie du savoir* erschienen –, so will Foucault die „analyse des formes discursives“ gerade davon abheben:

L'analyse [der „formations discursives“] reste en deçà de ce niveau manifeste, qui est celui de la construction achevée: en définissant le principe de distribution des objets dans un discours, elle ne rend pas compte de toutes leurs connexions, de leur structure fine, ni de leurs subdivisions internes: en cherchant la loi de dispersion des concepts, elle ne rend pas compte de tous les processus d'élaboration, ni de toutes les chaînes déductives dans lesquelles ils peuvent figurer; si elle étudie les modalités d'énonciation, elle ne met en question ni le style ni l'enchaînement des phrases; bref, elle laisse en pointillé la mise en place finale du *texte* (Foucault 1969: 100).

Die begrifflichen und methodisch operationalisierbaren Festlegungen, die Foucault dezidiert scheut, leisten die Exegeten, wenn sie den zwischen den „Dingen“ und den „Wörtern“ (Foucault 1966) angesiedelten poststrukturalistischen *Diskurs* als „apersonales, transindividuelles ‚régime‘, das gesellschaftliche Wissenssysteme herstellt, in spezifischen ‚Formationen‘ (z.B. Psychologie, Medizin, Sprachwissenschaft) ordnet und aufrecht erhält“ definieren (Fohrmann 1997: 370) oder einer „heuristisch-pragmatische[n] Bestimmung“ zuführen, wonach Diskurse „materiell nachweisbare Formen gesellschaftlicher Rede [sind], die stets nach Praxisbereichen spezialisiert und institutionalisiert sind, sodass es Diskurse mit distinkten Formations- und Ausschließungsregeln und jeweils eigener Operativität gibt“ (Parr 2008: 235).

3. Traditionen der Diskurse und Texte

Es mag deutlich geworden sein, dass *Diskurs* und *Text* Gegenstandskonstruktionen sind, die Linguisten der *parole* abgewinnen, weil sie Saussure verborgen gebliebene oder von ihm ausgeblendete Phänomene systematischer Strukturiertheit sowie der Muster- bzw. Regelmäßigkeit im ‚Äußerungsfluss‘ entdecken. Die störende Akt-Objekt-Ambiguität, die dem Ausdruck *Äußerung* innewohnt, kann dabei durch die Unterscheidung von ‚Enunziation‘ (*énonciation*) als Tätigkeit und ‚Enunziat‘ (*énoncé*) als Ergebnis oder Produkt beseitigt werden.

Ganz gleich, ob man *Diskurs* und *Text* synonymisch oder synonymendifferenzierend – im Verhältnis von ‚Akt‘ zu ‚Objekt‘ oder auch von Hyperonym zu Hyponym – verwendet, stets geht es darum, das Individuum überschreitende soziale und kulturelle Bedingungen und Bedingtheiten des je einmaligen Sprechens aufzuspüren und zu beschreiben. Dort, wo man mit *Diskurs* eher Phänomene der Enunziation, mit *Text* vorwiegend solche des Enunziats etikettiert, liegt es nahe, linguistische Diskursanalyse als Beschreibung „realer Kommunikation“ – vorwiegend als mündlich konzipierten Dialog und Gespräch bzw. Konversation (Ehlich 1994: 10) –, Textanalyse oder Textlinguistik als Beschreibung vor allem schriftlich konzipierter, monologischer Sprachprodukte zu verstehen. Auf diese Weise belegt man freilich zunächst nur zwei Felder einer intuitiv angewendeten Kreuzklassifikation unter Verwendung der Kriterien ‚konzeptionelle Versprachlichungsstrategie‘ (Koch/Oesterreicher 2011) und ‚ontischer Status‘ des sprachlichen Geschehens (Akt-Objekt-Unterscheidung; vgl. Coseriu 1955-1956):

Akt-Objekt	Enunziation	Enunziat
Konzeption		
mündlich	Diskurs	
schriftlich		Text

Kreuzklassifikation I: Diskurs und Text

Die Begrifflichkeit dieser Kreuzklassifikation kann man auf zwei Weisen auf die anderen beiden Felder ausdehnen. Die erste Redeweise, die wir bevorzugen, besteht darin dass man von mündlichen bzw. schriftlichen Diskursen spricht, die zu mündlichen oder schriftlichen Texten im Sinne von Textprodukten ‚gerinnen‘ (Ia):

Akt-Objekt	Enunziation	Enunziat
Konzeption		
mündlich	↓ Diskurs	↑ Text
schriftlich	↓ Diskurs	↑ Text

Kreuzklassifikation Ia: Diskurs und Text

Die zweite Möglichkeit ist, dass man von mündlichen Diskursen und schriftlichen Texten spricht, die jeweils als Tätigkeit oder als Produkte in Erscheinung treten (Ib):

Akt-Objekt	Enunziation	Enunziat
Konzeption		
mündlich	Diskurs →	Diskurs
schriftlich	Text ←	Text

Kreuzklassifikation Ib: Diskurs und Text

Die Vielfalt entsprechend unterschiedlich akzentuierender Herangehensweisen an Diskurse bzw. Texte und an Methoden ihrer Erforschung dokumentieren eindrucksvoll die beiden HSK-Bände zur Text- und Gesprächslinguistik von Brinker u. a. (2000-2001).

Der Gedanke, dass die Strukturiertheit satzüberschreitender Äußerungen – sei es als Diskurs, sei es als Text – sich der Verwendung von Mustern verdankt, der Sprecher bei ihrer Verfertigung entsprechend spezifischen, vorgefundenen Regeln folgt und diese gegebenenfalls überschreitet und dazu beiträgt, sie zu verändern, ist in der Textlinguistik und in der linguistischen Diskursanalyse von Beginn an systematisch ausgebaut worden. Entsprechend wird in der Textlinguistik – in engem Austausch mit der literaturwissenschaftlichen Gattungstheorie (vgl. schon Hempfer 1973) – mit Konzepten wie Textfunktion, Texttyp, Textmuster oder Textsorte, in der linguistischen Diskurs- als Gesprächsanalyse mit soweit möglich analogen Begriffen wie Gesprächstyp, Gesprächsmuster oder Gesprächssorte gearbeitet. Dies ist der Zusammenhang, in den der von Coseriu in seiner *Textlinguistik* (1980/³1994) vorgeschlagene Terminus der den Textbegriff entscheidend dynamisierenden *Texttradition* gehört, der von Schlieben-Lange (1983) übernommen und von Peter Koch (1997) sowie Wulf Oesterreicher (1997) unter dem Namen *Diskurstadition* weiterentwickelt wur-

de. Bei Coseriu wird der Begriff der Texttradition parallel und differenzierend zum Begriff der Einzelsprache eingeführt, die er als eine „historisch gewordene Tradition des Sprechens“ (1980/³1994: 6) bezeichnet. Die zuvor getroffene Unterscheidung zwischen einer universellen Betrachtungsebene des Sprechens oder der Sprache „im allgemeinen“ und der Ebene der historischen Einzelsprachen wird also ergänzt um

Die Ebene der Texte, der Redeakte bzw. der Gefüge von Redeakten, die von einem bestimmten Sprecher in einer bestimmten Situation realisiert werden, was natürlich in mündlicher oder in schriftlicher Form geschehen kann. (Coseriu 1980/³1994: 7 bzw. 10)

Der Sprecher verfüge entsprechend über eine Tradition, die nicht nur eine Fähigkeit ist, diese oder jene (Einzel)sprache zu sprechen, sondern eben auch (mündliche oder schriftliche) Texte zu gestalten:

Und weiterhin gibt es – auf der individuellen Ebene – eine Fähigkeit, ganz bestimmte Texte zu verfertigen, die ebenfalls [wie die universelle Sprachkompetenz] nichts mit Sprachkenntnissen im herkömmlichen Sinn zu tun hat. Textsorten wie z.B. „Liebesbrief“ oder „wissenschaftliche Abhandlung“ haben ihre eigene Tradition, die nicht mit einer bestimmten historischen Tradition des Sprechens [d. h. einer Einzelsprache] zusammenfällt. (Coseriu 1980/³1994: 28 bzw. 38)

In Fortführung dieser Überlegungen zu ‚den Textsorten und ihren Traditionen‘ fixiert Coseriu dann den Terminus der *Texttraditionen*, die einer historischen Sprachtradition – wie z.B. eine bestimmte Grußformel – oder mehreren – wie z. B. literarischen Gattungen – „einverleibt“ werden könnten (vgl. Coseriu 1980/³1994: 40 bzw. 53, mit einer verdeutlichenden Formulierung).

Die Annahme einer spezifischen, dynamischen Textkompetenz beruht für Coseriu (1980/³1994: 39f. bzw. 52f.) noch auf weiteren Fakten, zu denen er, wie bereits in Coseriu (1955-1956) deutlich wird, die Einbettung des Sprechens – und damit der geäußerten Texte – in sozial und kulturell geformte außersprachlichen Kontexte (die bereits erwähnten „Umfelder“) sowie die „Redeuniversen“, d. h. das jeweilige „universelle System von Bedeutungen, zu dem ein Text gehört und durch das er seine Gültigkeit und seinen besonderen Sinn erhält“ (Coseriu 1980/³1994: 95 bzw. 128), zählt. Als Redeuniversen nennt Coseriu (1980/³1994: 100 bzw. 134) beispielhaft „die Mythologie, die Literatur, die Wissenschaft, die Mathematik, unsere praktische Lebenswelt“.

Schlieben-Langes Verdienst ist es, diese im theoretischen Kern vollständig übernommene (und begrifflich kaum erneuerte, nämlich nur im Hinblick auf die nunmehr „Diskursuniversen“ genannten „Redeuniversen“ veränderte) Grundkonzeption gewissermaßen „alltagstauglich“ gemacht zu haben, indem sie unter Einbeziehung der soziolinguistischen Formen der Diskursanalyse nordamerikanischer Prägung die Funktion von Texten pragmatisch als Beitrag

zur Bewältigung oder Entlastung vom Alltag definiert. Es sei die Funktion der Texte, „bestimmte praktische Aufgaben des Zusammenlebens zu lösen oder aber sich in bestimmter Weise für eine Weile diesen praktischen Aufgaben zu entziehen“ (Schlieben-Lange 1983: 26). Stärker als Coseriu verbindet sie folglich Textfunktionen und, in Anknüpfung an Erving Goffman (1971), gesellschaftliche Organisationsformen, wobei sie den neuen Gedanken entwickelt, dass Texttraditionen von „soziale[n] oder kulturelle[n] Gemeinschaften“ getragen würden (Schlieben-Lange 1983: 28). Wie man an den Beispielen bei Coseriu (1980) sieht, soll das Konzept der Text- und später dann der Diskurstradition einen Phänomenbereich von den textuellen Mikroformen wie der Grußformel bis hin zu Makroformen wie dem Roman abdecken. Auch Schlieben-Lange (1983: 139f.) schlägt vor, „einfache“ bis „komplexe“ Texttraditionen, von den elementaren sprachlichen Handlungen bis zu den Texttypen, zu erfassen; darüber hinaus perspektiviert sie die Analyse der Texttypen im Hinblick auf die „einer höheren Abstraktionsebene“ angehörenden Diskursuniversen.

Die weitere, von Koch (1997) und Oesterreicher (1997) wesentlich angestoßene Theoriediskussion zu den Diskurs- und Texttraditionen findet in einer Fülle von Sammelbänden (Jacob/Kabatek 2001, Aschenberg/Wilhelm 2003, Schrott/Völker 2005, Kabatek 2008), Handbuchartikeln (Wilhelm 2001) und auch Einzelbeiträgen ihren reichen Ertrag, an den die in dieses Paradigma sich einschreibenden Beiträge dieses Bandes anknüpfen. Folgende Themenkomplexe stehen dabei im Zentrum der Diskussion: das diffizile und nach wie vor strittige Problem der systematischen Verortung des Wandelprozesses und der diachronischen Dynamik von Diskurs- und Texttraditionen; der nicht weniger kontrovers diskutierte Zusammenhang zwischen den Diskurs- bzw. Texttraditionen einerseits und den Sprachvarietäten bzw. historischen Einzelsprachen andererseits; die Ausdifferenzierung unterschiedlicher Typen von Diskurs- und Texttraditionen nach dem Grad ihrer Komplexität und nach ihrer Zuordnung zu verschiedenen Diskursuniversen; die Faktorisierung der Einbettung in kulturelle und soziale Umfelder; schließlich das wiederum ganz unterschiedlich eingestufte Verhältnis von Diskursen und Texten zu ihren als „Diskursgemeinschaften“ apostrophierten Sprechergemeinschaften.

Aus den getroffenen Bezugsetzungen von Diskurs und Text ergeben sich für die Benennung des sprachbezogenen kulturellen Wissens verschiedene Möglichkeiten. So wird der Begriff der Texttradition, wie erwähnt, bereits in der Coseriu'schen *Textlinguistik* verwendet und hat den Vorteil, dass er den forschungsgeschichtlich bereits stark beanspruchten Diskurs-Begriff meidet. Allerdings sprechen vor dem Hintergrund der Kreuzklassifikation gute Argumente für den Begriff der Diskurstradition. Nutzt man die Begriffe „Diskurs“ und „Text“ zur Unterscheidung der Gesichtspunkte *energeia* und *ergon*, dann liegt der Begriff der *Diskurstradition* nahe. Denn da die Tätigkeit dem Produkt vo-

rausgeht, ist das kulturelle und sprachbezogene Wissen primär ein Leitfaden für die Tätigkeit des Sprechens in konkreten Kommunikationssituationen und erst sekundär ein Wissen, das aus den Produkten dieser Tätigkeit extrahiert wird. Dieser Bezug auf die *energeia* und damit auf den Diskurs kann vor der Folie der entworfenen Kreuzklassifikation durch den Begriff der Diskurstradition verdeutlicht werden.

4. Tradition und doppelte Traditionalität des Sprechens

4.1. Zur Tradition der Tradition

Als Wissenstyp sind die Diskurstraditionen durch Historizität und Traditionalität definiert. Doch während die Historizität diskurstraditionellen Wissens kontrastiv zur Geschichtlichkeit der historischen Einzelsprachen mehrfach Gegenstand romanistischer Studien war, wurde die Frage, ob sich Diskurstraditionen und idiomatische Traditionen auch in ihrer Traditionalität unterscheiden, bisher nicht thematisiert.

Klärende Impulse kann das Konzept der Tradition von der Geschichtswissenschaft empfangen, die Traditionen als Lebensgewohnheiten deutet, die in Wissen und Handlungsweisen der Vergangenheit wurzeln und als Muster aktuellen Handelns fungieren. Damit sind Traditionen eine kulturelle und soziale Ausstattung und bilden Handlungsvorgaben, auf die Menschen zur Entlastung des täglichen Handelns rekurrieren (vgl. Assmann ⁵1997: 35, Schörken ⁵1997: 8, Rösen 1983: 64, 66-68, 92). Diese Sicht der Tradition als Handlungsvorgabe akzentuiert im System der Sprachkompetenz den Tätigkeitsbezug von Traditionen und damit deren Anbindung an die *energeia*. Zugleich bildet die Idee der Tradition als Handlungsvorgabe einen Ansatzpunkt für die (historische) linguistische Pragmatik und deren Verständnis sprachlichen Handelns, da auf diese Weise die Traditionalität von Sprechakten in den Fokus rückt.

Im Kontext linguistischer Studien erscheint es jedoch notwendig, den Begriff der Tradition in Ergänzung zur geschichtswissenschaftlichen Betrachtungsweise auch im Kontext sprachwissenschaftlicher Modelle zu orientieren und auf diese Weise linguistisch anzureichern. Der Begriff der Tradition oder Gewohnheit wird in der Romanistik mehrfach als Kernkonzept für eine kulturorientierte Linguistik aufgefasst. In der romanischen Sprachwissenschaft hat der Traditionsbegriff zwei unterschiedliche Fundierungen: eine semiotische und eine historisch-philologische, die für das Konzept der Diskurstraditionen entscheidend ist und daher im Fokus der folgenden Ausführungen steht.

Die semiotische Fundierung des linguistischen Traditionsbegriffs etabliert Ferdinand de Saussure in seinem *Cours de linguistique générale* (1916/2013). Für Saussure ist aufgrund der Konzentration auf die Synchronie der *langue* die Geschichtlichkeit der Sprache zwar sekundär, doch ist der Begriff der Tradition für seine Zeichentheorie unverzichtbar. So führt Saussure die Arbitrarität des sprachlichen Zeichens auf die Kraft der Tradition zurück (*Cours de linguistique générale* §2, Premier principe). Jedes in einer Sprachgemeinschaft funktionierende Ausdrucksmittel beruht nach Saussure auf einer „habitude collective“ bzw. einer „convention“ (Saussure 1916/2013: 172). Die Arbitrarität des sprachlichen Zeichens und seine Festlegung *qua* Konvention und Tradition bedingen sich gegenseitig (1916/2013: 180):

C'est parce que le signe est arbitraire qu'il ne connaît d'autre loi que celle de la tradition, et c'est parce qu'il se fonde sur la tradition qu'il peut être arbitraire.

Das arbiträre Zeichen folgt der Tradition und diese Tradition erst ermöglicht die Arbitrarität des Zeichens. Der Traditionsbegriff ist damit auch für strukturalistische Ansätze grundlegend. Allerdings wird die Traditionalität hier auf die *langue* und damit auf das idiomatische Wissen, insbesondere die Theorie des sprachlichen Zeichens, begrenzt. Die kulturelle Traditionalität des Sprechens und der im Sprechen erzeugten Texte wird dagegen in der auf Saussure aufbauenden strukturalistischen Sprachwissenschaft nicht berücksichtigt.

Die zweite, im Kontext der Diskurstraditionenforschung ausschlaggebende Fundierung des Traditionsbegriffs geht auf Ramón Menéndez Pidal zurück. Der bei Coseriu zentrale Begriff der Tradition ist wesentlich vom *tradicionalismo* Ménendez Pidals beeinflusst. Daher wird im Folgenden das Konzept von Tradition und Traditionalität auf der Basis von Menéndez Pidal und Coseriu präzisiert, um Divergenzen und Konvergenzen beider Traditionalitäten herauszuarbeiten.

4.2. Sprachwandel und *poesía tradicional*

Für Menéndez Pidal sind Traditionen die Grundlage aller menschlichen Gemeinschaften und kulturellen Tätigkeiten. Die Tradition ist der bewegliche Rahmen, in dem sich schöpferische und spontane Kräfte entfalten (1952: 39). Der Zusammenhang von Tradition und Kultur findet sich prägnant in dem Beitrag *La lengua de Cervantes en las escuelas*. Anlässlich der Frage, ob der *Quijote* eine geeignete Lektüre für Kinder sei, plädiert Menéndez Pidal dafür, dass Kinder diesen Text in Form einer angeleiteten Lektüre in Auszügen rezipieren sollen (1952: 39):

La tan decantada espontaneidad inviolable del niño es un mito pedagógico; el niño es un ser cultural; la cultura es tradición y dentro de la tradición lo espontáneo, lo inventivo.

Das Textverstehen ist für Menéndez Pidal eine wesentlich traditionelle Angelegenheit, weshalb ein Leser in die Traditionen des zu rezipierenden Textes eingeführt werden muss. Zentral ist – neben dieser Anmerkung zur Traditionalität des Textverstehens – die Definition der Kultur als Tradition, die den Rahmen für das Schöpferische, Spontane und Erfinderische bildet.

Das Konzept der Tradition und der Traditionalität entwickelt Menéndez Pidal zum einen aus seinen Studien zu Sprachwandel und Sprachgeschichte und zum anderen aus seinen Untersuchungen zur *poesía tradicional* des *romancero* in Spanien, wobei vor allem die Überlegungen zu Sprachwandel und sprachlichen Traditionen von Coseriu (1957/1974) aufgenommen wurden. Menéndez Pidal's Definition der Tradition als „*trasmisión de conocimientos y prácticas con interés social o colectivo*“ (1942/⁹1991: 458) ist weit gehalten; ihre definitivische Schärfe erhält sie durch die Ausführungen zum Sprachwandel und zur Rolle der Tradition in der Dichtung des *romancero*. Der *tradicionalismo pidaliano* ist damit in exemplarischer Weise philologisch, ermöglicht vielfältige Brückenschläge zwischen Sprache und Literatur und verbindet sprachwissenschaftliche und literaturwissenschaftliche Überlegungen in einer Kulturgeschichte der Tradition. Dabei steht die Tradition im Spannungsfeld von Individuum und Kollektiv und ist durch das Ineinandergreifen von Tradition und Variation wesentlich charakterisiert (vgl. Garatea Grau 2005: 60, 69, 71).

Für Menéndez Pidal ist die Sprache diejenige kulturelle Tätigkeit, die am stärksten von Traditionen geprägt ist und in der das Wirken einer Gemeinschaft sich am deutlichsten manifestiert. Die Sprache ist wesentlich „*creación tradicional*“ und „*creación colectiva*“ (1942/⁹1991: 458, 1954: 215), sie ist als „*actividad espiritual humana*“ ein „*hecho social*“ (1945: 185). Menéndez Pidal identifiziert damit das idiomatische Wissen klar als traditionelles Wissen und seine Ausführungen zu Sprachwandel und Sprachgeschichte sind immer auch die Geschichte idiomatischer Traditionalität.

Ausgangspunkt für die Analyse der Sprache als Tradition ist die historisch-diachrone Sicht auf Prozesse des Sprachwandels. Menéndez Pidal sieht Sprachwandel als sozialen und kulturellen Prozess, der keinen allgemeinen Regeln folgt, sondern vielmehr durch die besonderen historischen Bedingungen und sich überlagernden, komplexen kulturellen Relationen in der Sprachgemeinschaft geformt wird (1926/⁸1976: 544). Obwohl sprachliche Veränderungen immer eine Sprechergemeinschaft betreffen, geht der Sprachwandel auf individuelle und einmalige Akte zurück (1945: 196). Die Individuen sind keine passiven Träger der Tradition, sondern eignen sich Traditionen an, verändern und aktualisieren sie (vgl. auch Garatea Grau 2005: 72-76).

Diese individuellen, schöpferischen Akte der Innovation können „tendencias colectivas“ (1926/81976: 532) bilden, die dann möglicherweise zu allgemeinen Normen werden und eine sprachliche Tradition verändern können. Die permanente Schöpfung von Innovationen bewirkt eine „convivencia“ miteinander konkurrierender Varianten, zwischen denen die Sprecher je nach Situation und kulturellem Kontext als Optionen wählen können (1926/81976: 526, 537). Welche Option von den Sprechern bevorzugt wird und sich durchsetzt, hängt von den jeweiligen historischen Bedingungen ab, so dass jeder Sprachwandel und jede Sprache eine von kulturellen Faktoren geprägte „historia particular“ hat (1954: 176). Nach Menéndez Pidal ist die Tradition damit Ursprung aller Veränderungen, sie bedingt und formt sprachliche Strukturen und die Struktur ist das beständig im Wandel begriffene Ergebnis der Tradition: „La tradición precede a la evolución o estructuración, es su punto de arranque, y, por lo tanto, la condiciona“ (1954: 187). Da das Sprachsystem aus Traditionen besteht, betrifft die Änderung einer Tradition immer das gesamte System (1954: 184-185). Ausgangspunkt dieser Veränderungen sind dabei stets die Sprecher in ihrem individuellen Sprachhandeln. Da sie die sprachlichen Traditionen in jedem Akt des Sprechens an ihren „estímulo expresivo“ (1945: 196) anpassen, ist die Festigkeit gebende, zugleich Varianten erzeugende Tradition die Existenzform der Sprache: „la lengua está en variedad continua y en permanencia esencial“ (1945: 196).

Die zweite Quelle des *tradicionalismo pidaliano* sind die spanischen *romances*. Als epische, einfach gebaute und kurze Texte sind sie für Menéndez Pidal die exemplarische Realisierung einer *poesía tradicional*, die dadurch definiert ist, dass die einzelnen Texte zwar auf individuelle Schöpfungsakte zurückgehen, jedoch von einer sozialen und kulturellen Gruppe tradiert, vorgetragen und dabei beständig variiert werden (1942/91991: 457). Die Schöpfer der *romances* agieren zugleich als Individuen und als Mitglieder einer sozialen und kulturellen Gruppe und sind von einem „sentimiento de la colectividad“ getragen (1942/91991: 455). Ein Text der *poesía tradicional* ist kein zu einem bestimmten Zeitpunkt von einem Individuum geschaffenes Werk, sondern vielmehr die „lenta labor de una serie de geniales cultivadores de la tradición“ (1942/91991: 426). Diese „geniales cultivadores“ der poetischen Tradition sind vor allem die *juglares* als Interpreten, die Texte vortragen und dabei immer neue Varianten erschaffen (1942/91991: 421, 449, 454). Die *romances* oder andere Texte der *poesía tradicional*, wie etwa die *cantares de gesta*, existieren daher in einer Vielzahl von Varianten, sie sind unfeste und bewegliche Texte und dieser „estado de fluidez“ (1953/1968, Bd. II: 445) zwischen den Varianten macht die Existenzform der *poesía tradicional* aus. Im Gefüge der *poesía tradicional* und ihrer Variationen können in der räumlichen Verteilung „áreas compactas“ und „áreas dispersas“ unterschieden werden. Während die Traditi-

on in den „áreas compactas“ stabil und kontinuierlich ist, tritt sie in den „áreas dispersas“ diskontinuierlich auf, was durch Faktoren wie Migration bedingt sein kann. Die „áreas compactas“ bestehen dabei aus einem Zentrum, das Innovationen erzeugt, und lateralen oder peripheren Regionen, die diese Neuerungen dann aufnehmen und ihrerseits konservativer als das Zentrum sind (1953/1968, Bd. II: 989-990).

Das am Beispiel der *poesía tradicional* erläuterte Wirken von Traditionen geht von Gattungen der *oral poetry* aus, bei denen die Überlieferung mit permanenter Variation einhergeht: Tradition und Variation erscheinen als zwei Seiten einer Medaille. Ein *romance* oder ein *cantar de gesta* besteht aus einer Vielzahl von Elementen und Traditionen, die in der *performance* variiert werden. In der Diskursdomäne der Literatur erscheint diese Unfestigkeit ungewöhnlich, weshalb Menéndez Pidal's Sichtweise einer auf Tradition und Variation basierenden Dichtung seitens der „escuela individualista“, die literarische Werke als einmalige Schöpfungen eines Autors betrachtete, starken Widerspruch erfuhr (1942/⁹1991: 442). Allerdings entspricht die Unfestigkeit der *romances* vielen Textgattungen und Textsorten außerhalb der Literatur, die weniger durchformt sind und relativ viel Raum für Variationen bieten. Entscheidend ist aber vor allem, dass Menéndez Pidal mit seiner Beschreibung der *poesía tradicional* wesentliche Charakteristika von Diskurstraditionen erfasst.

Fasst man Textgattungen und Textsorten als historisch verfestigte Kombinationen von Diskurstraditionen auf, dann bestehen literarische Gattungen wie *romance* und *cantar de gesta* ebenfalls aus Diskurstraditionen. Damit können Wandel und Variation dieser Texte auch auf die Veränderlichkeit und Varianz diskurstraditionellen Wissens bezogen werden. Aus diesem Grund sind viele Beobachtungen zu den *romances* nicht allein auf die Gestaltung und Tradierung von Textsorten übertragbar, sondern auch auf den Bereich des diskurstraditionellen Wissens allgemein. Denn Menéndez Pidal's Gedanken zur Traditionalität der *romances* thematisieren die kulturelle Ausformung von Texten und sind damit immer auch allgemeine Überlegungen zur diskurstraditionellen Verfasstheit von Diskursen und Textprodukten. Da die *romances* (und andere Gattungen der *oral poetry*) zudem unfeste Texte sind, gelten Menéndez Pidal's Ausführungen primär nicht dem Gesichtspunkt des Textes als Produkt (*ergon*), sondern vor allem dem Gesichtspunkt der *energeia* als „creación tradicional“ und damit dem Diskurs.

Grundlegend für Tradition und Traditionalität ist die Spannung von individueller Kreativität und Gemeinschaft. Sprachliche Traditionen und die Traditionen der *romances* als diskurstraditionelles Wissen haben gemeinsam, dass sie als Vermittlung von Wissen und Praktiken und als „actividad colectiva tradicional“ (1926/⁸1976: 532) immer von einer Gruppe oder Gemeinschaft getragen werden. Zugleich aber wird eine Tradition stets von Individuen ausgeübt und

besteht aus vielen individuellen Schöpfungsakten, die von einem „espíritu de la colectividad“ überwölbt werden (1942/91991: 455): Der einzelne Akteur handelt stets als Individuum und als Mitglied einer Gruppe (vgl. auch 1945: 196). Eine Neuschöpfung oder Innovation kann nur zur Tradition werden, wenn sie von vielen Sprechern übernommen wird. Wird eine solche Innovation von einer ausreichend großen Anzahl von Akteuren übernommen, dann geht sie als Variante in die Tradition ein und verändert sie in ihrer Gesamtheit.

Traditionalität ist daher ein Zusammenspiel individueller Akte von Kreativität in einem „cuerpo social“ und bildet ein emergentes System, bei dem das Ganze mehr ist als die Summe der Teile.

4.3. Festigkeit, Variation, Sichtbarkeit

Aus dem *tradicionalismo pidaliano* können für die Charakterisierung von Traditionalitäten die Kriterien von Festigkeit, Variation und Sichtbarkeit abgeleitet werden.

Bei der Beschreibung von sprachlichen Traditionen und *poesía tradicional* geht Menéndez Pidal mehrfach auf den Einfluss der Akteure als Träger der Traditionen und auf die Festigkeit von Traditionen ein. Dabei führt er als quantitatives Kriterium die Größe der Gruppe oder Gemeinschaft an, die eine Tradition trägt (1942/91991: 459). So ändern sich Traditionen, die von vielen Akteuren ausgeübt werden, verhältnismäßig langsam. Der Einzelne hat relativ wenig Anteil an der Tradition als Ganzes, Neuerungen müssen von vielen übernommen werden, um sich durchzusetzen, und folglich gibt es vergleichsweise wenige Neuerungen, die sich nur langsam durchsetzen. Traditionen, die von einer kleinen Gruppe ausgeübt werden, sind dagegen variantenreicher und ändern sich schneller: Der einzelne Akteur hat mehr Einfluss, Neuerungen einzelner Individuen setzen sich leichter und schneller durch.

Da Sprachgemeinschaften in aller Regel weit mehr Akteure umfassen als eine Diskurstradition, sind idiomatische Traditionen zumeist weniger variantenreich und verändern sich langsamer als diskurstraditionelle Wissensbestände. Diskurstraditionen, insbesondere Traditionen literarischer Gattungen, werden nur von ausgewählten Mitgliedern einer Sprachgemeinschaft beherrscht. In dieser Gruppe, die wesentlich kleiner ist als eine Sprachgemeinschaft, können sich Innovationen leichter durchsetzen, weshalb Diskurstraditionen und insbesondere literarische Traditionen in höherem Maße veränderlich sind als sprachliche Traditionen. Innerhalb der Literatur ist die Traditionalität je nach Gattung unterschiedlich hoch. Je weniger Akteure eine literarische Gattung und deren Traditionen ausüben, umso leichter können sich Varianten durchsetzen und eine Tradition als Ganzes verändern. So sind nach Menéndez Pidal die

romances in festere Traditionen eingebunden als die *cantares de gesta*, da sie als kurze Formen von mehr Akteuren praktiziert werden als die längeren *cantares*, die von der kleineren Gruppe der weitgehend professionellen *juglares* tradiert werden, in der sich Varianten leichter etablieren.

Hinsichtlich der Festigkeit und Varianz von Traditionen ergibt sich damit für beide Traditionalitäten des Sprechens, dass mit einer größeren Zahl an Akteuren eine höhere Festigkeit einhergeht. Als „*actividad social humana*“ (Menéndez Pidal 1945: 195) und als traditionelle Tätigkeit unterliegt das Sprechen umso stärker Regelhaftigkeiten, je größer die Zahl der Akteure ist. Da Sprachen überwiegend eine weit größere Basis an Akteuren haben als (insbesondere literarische) Diskurstraditionen, sind einzelsprachliche Traditionen zumeist durch höhere Festigkeit, geringere Varianz und stärkere Regelhaftigkeit charakterisiert.

Eine weitere Differenz zwischen sprachlichen Traditionen und Diskurstraditionen kann aus der Beobachtung Menéndez Pidal's abgeleitet werden, dass sprachliche Traditionen die einzige Traditionalität darstellen, die von allen Angehörigen eines „*cuerpo social*“ beständig ausgeübt wird und damit die Totalität aller Äußerungen einschließt (1926/⁸1976: 533). Sprachliche Traditionen werden nicht nur *per definitionem* – sie konstituieren die Sprachgemeinschaft – von allen Mitgliedern dieser Gemeinschaft beherrscht und ausgeübt, sie haben auch die Eigenschaft, dass sie in jeder Äußerung der Mitglieder dieser Gemeinschaft präsent sind, sofern ein Sprecher nicht eine andere Sprache wählt und damit gleichsam zeitweise aus der Sprachgemeinschaft austritt. Betrachtet man dagegen eine kulturelle Gruppierung, die eine bestimmte Diskurstradition – sei es ein wissenschaftlicher Vortrag, eine Predigt oder ein *cantar de gesta* – beherrscht, dann üben die Mitglieder dieser Gruppe diese Diskurstradition immer nur zeitweise und mit Unterbrechungen aus. Während einzelsprachliche Traditionen damit die Totalität der Äußerungen eines Sprechers als Mitglied der Sprachgemeinschaft prägen, manifestieren sich Diskurstraditionen nur partiell in den Äußerungen der Akteure, die diese Tradition beherrschen.

Eine weitere Unterscheidung Menéndez Pidal's, deren Tauglichkeit für die Differenzierung von Diskurstraditionen ebenfalls zu überprüfen wäre, ist der von ihm für die *poesía tradicional* formulierte Unterschied zwischen kontinuierlichen „*áreas compactas*“ und diskontinuierlichen „*áreas dispersas*“. Ein mögliches Unterscheidungskriterium von Diskurstraditionen wäre demnach deren kontinuierliche oder diskontinuierliche Tradierung und die Frage, ob bei der Überlieferung eine Ordnung von Zentrum und Peripherie auszumachen ist oder nicht.

Mit dem Kriterium der Festigkeit eng verbunden sind Varianz und Variantenreichtum innerhalb der Traditionalitäten. Menéndez Pidal beschreibt den Zusammenhang von Tradition und Variante sowohl in der Sprache als auch in

der Dichtung. In der Sprache zeigt sich der Reichtum an Varianten in der Sprachgeschichte vor allem in den literarischen und nicht-literarischen Texten der *época preliteraria*, deren Sprache noch reicher ist als die aktuellen Dialekte, da es in dieser Epoche noch keine etablierte Sprachnorm gibt (1926/⁸1976: 515, 526). Daher hat der Sprecher – und Schreiber – zahlreiche Optionen und wählt aus dem Inventar der Varianten „según el tono y la ocasión del discurso, según las influencias pasajeras que se entrecruzan en la mente mientras se produce el acto lingüístico.“ (1926/⁸1976: 526). Aufgrund dieser Vielfalt hat jedes Wort seine eigene Geschichte, sowohl was die historische Semantik als auch was den Lautwandel angeht (1926/⁸1976: 530).

Für die *poesía tradicional* sind die Varianten die der Gattung gemäße Existenzform (1953/1968, Bd. I: 39). Das Rezitieren ist in unterschiedlichem Grad immer auch eine Neuschöpfung und diese „re-creación colectiva“ erzeugt Textvarianten, mit denen sich ein *romance* oder ein *cantar de gesta* kontinuierlich durch Raum und Zeit bewegt (1953/1968, Bd. I: 42). Varianten, die übernommen werden, gewinnen kollektiven Charakter und können eine Tradition verändern. Diese Varianten sind nicht vollkommen frei, sondern bewegen sich im Rahmen von Mustern und besitzen stets zugleich Flexibilität und Stabilität. Die Kreativität der *romances* ist darin der sprachlichen Kreativität vergleichbar: Jedes Individuum spricht in neuer Weise, bleibt aber innerhalb des Systems seiner Sprache, um verstanden zu werden, und in analoger Weise richtet sich auch der Interpret eines *romance* nach den Traditionen seiner Gemeinschaft, um rezipiert zu werden (1953/1968, Bd. I: 44). Da sich Varianten in Sprache und *poesía tradicional* in einem stabilen Rahmen bewegen, zielt ein zentrales Forschungsinteresse darauf, in den Varianten und im Spielraum der Varianz das Gemeinsame und Musterhafte zu erkennen, und zwar sowohl das Musterhafte in den Textprodukten als auch in den Prozessen der Veränderungen, die hinter den verschiedenen Textfassungen stehen (1953/1968, Bd. II: 446-447).

Grundsätzlich können Varianten relativ gleichberechtigt oder aber in ihrer Prominenz deutlich differenziert sein. Dies gilt in der Sprachgeschichte, wenn sprachliche Varianten unterschiedliches Prestige genießen und aus diesem Grund von den Sprechern ‚gewählt‘ oder ‚abgewählt‘ werden oder wenn ein Dialekt sich gegenüber anderen ursprünglich gleichberechtigten Dialekten als Standard durchsetzt. Doch auch Varianten in der *poesía tradicional* können unterschiedlichen Status haben: So kann eine Variante aufgrund ihrer Qualität besonders oft als Grundlage für die *performance* gewählt werden und erlangt dann innerhalb der Varianten eines Textes Normcharakter (1953/1968, Bd. II: 393). Übertragen auf idiomatische Traditionen und Diskurstraditionen wird klar, dass sprachliche Varianten und der Zusammenhang von Varietät und Sprachgeschichte in der Sprache intensiv untersucht wurden, während der Zusammenhang von Variante und Diskurstradition bzw. von diskurstraditio-

neller Varianz und Textsortengeschichte noch nicht thematisiert wurde. Ein Aufgabenfeld der Diskurstraditionenforschung ist es daher, an konkreten Beispielen zu untersuchen, welche Rolle Spielräume der Varianz und Variantenreichtum für die Geschichte von Textsorten und Gattungen spielen (vgl., im Kontext der Debatte um die „New Philology“, für die das Konzept der Varianz zentral ist, Raible 1997: 130-133, 138-140).

Eine weitere von Menéndez Pidal akzentuierte Besonderheit von sprachlichen Traditionen und *poesía tradicional* ist das Phänomen des „estado latente“. Damit ist auf der Ebene der Sprache gemeint, dass idiomatische Traditionen, die in der Sprachgeschichte zu einem bestimmten Zeitpunkt scheinbar plötzlich auftreten, in Wahrheit bereits lange Zeit davor existieren, aber keinen Eingang in die schriftliche Überlieferung fanden und daher „latent“ blieben. Die Bündelung individueller Innovationen zu einem „corriente general“ und die Ausbildung von Tendenzen im Sprachwandel erscheint so gesehen als langwieriger Prozess der „convivencia“ miteinander konkurrierender Formen (1926/⁸1976: 537), die sich in der schriftlichen Überlieferung nicht abbildet, sondern allenfalls auf Basis der überlieferten Texte partiell rekonstruiert werden kann (1926/⁸1976: 531, 537).

Dieser „estado latente“ charakterisiert nicht allein die idiomatischen Traditionen, sondern auch die *poesía tradicional* und ist nach Menéndez Pidal für viele kollektive und traditionelle Tätigkeiten typisch. So wie das Sprechlatein und die frühen romanischen Sprachen einen lang andauernden „estado latente“ haben, da sie nicht schriftlich dokumentiert sind, so ist auch die frühe volkssprachliche Literatur lange Zeit nicht sichtbar: Themen, Formen, Textgestalt und Sprache – spätes Sprechlatein, frühe romanische Sprache – entsprechen nicht den Normen der gelehrten lateinischen Dichtung und werden von den *clerici* von der schriftlichen Überlieferung ausgeschlossen (1942/⁹1991: 431f.). Die Vorstellung, dass die Dichtung der Ausbildung der romanischen Sprachen nachfolgt, weist Menéndez Pidal zurück, denn für ihn sind die Ausbildung der sprachlichen Traditionen und die Ausformung der kulturellen Traditionen des Dichtens – die Diskurstraditionen der Sprecher des *romance* – untrennbar in einem sprachlichen und zugleich kulturellen Prozess verbunden. Im Transfer auf die Diskurstraditionen leitet sich die Frage ab, inwiefern Diskurstraditionen als kollektive und kulturelle Größe ebenfalls einen „estado latente“ haben. Diese Fragestellung ist dabei keinesfalls auf die zeitlich entferntere Kulturgeschichte begrenzt, sondern auch für die Entstehung neuer Diskurstraditionen in aktuellen, sich rasch verändernden medialen Kontexten relevant.

4.4. Tradition, System, Norm

Zwei weitere wichtige Ansatzpunkte für das Konzept der Tradition finden sich bei Coseriu: zum einen der Zusammenhang zwischen Tradition und System, zum anderen die Klärung des Traditionsbegriffs vor dem Hintergrund der Differenzierung von System und Norm.

Entscheidend für die Idee der Tradition ist die Geschichtlichkeit und Dynamik der Sprache: Die Sprechfähigkeit als *energeia* bewirkt, dass die Ausdrucksfreiheit der Sprecher beständig Neues schaffen kann, das zur Gewohnheit wird und in das System der sprachlichen Traditionen integriert wird (Coseriu 1958/1974: 92). Die Kulturalität der Sprache liegt daher in ihrer Traditionalität: Das Sprechen ist eine kulturelle Tätigkeit, weil es etwas Neues hervorbringt, das gelernt und überliefert werden kann (Coseriu 1958/1974: 92 und 1988: 69).

Damit beinhaltet die Sprache zwei Typen von Kulturgeschichten: die Geschichte der sprachlichen Traditionen des Kulturobjekts Sprache und die Geschichte der Diskurstraditionen, die sprachliche Traditionen selektieren und zu Texten formieren, als Kulturgeschichte zweiten Grades. Analog zur primären Historizität der Sprachen, die die Welt durch Zeichen anreichert, und zur sekundären Historizität der Diskurstraditionen, die darauf aufbauend in der Geschichte stehende Diskurse und Texte schafft (vgl. Albrecht 2003: 50, Kabatek in diesem Band), können zwei Typen von Traditionalität postuliert werden: Die primäre Traditionalität des idiomatischen Wissens als sprachliches Material für die Textkonstitution und die darauf aufbauende sekundäre Traditionalität der Diskurstraditionen, die nach kulturellen Normen aus dem sprachlichen Repertoire eine Auswahl trifft und entscheidet, welche sprachlichen Mittel in einen Text als Exemplar einer Gattung oder Textsorte eingehen und welche nicht.

Die kulturelle Geschichtlichkeit beider Traditionen spiegelt sich auch darin, dass Coseriu (1988: 65) alle drei Ebenen des Sprechens und die ihnen zugeordneten Regeln und Traditionen als Komponenten einer kulturellen Sprachkompetenz betrachtet. Diese Sicht der Tradition findet in aktuellen linguistischen und kulturwissenschaftlichen Definitionen ihre Bestätigung, die Kultur als Summe der Traditionen verstehen, durch die sich eine Gemeinschaft charakterisiert und von anderen Kollektiven abgrenzt (vgl. Gardt 2003: 271, Vierhaus 1995: 8, 13, Linke 2003: 43).

Wesenhaft für den Wandel sprachlicher Traditionen ist, dass die Schaffung von Neuem zugleich die Fortführung einer Tradition ist, so dass die Sprache es den Sprechern erlaubt „die Tradition zu überwinden, während sie sie fortführen“ (Coseriu 1958/1974: 185). Den Sprachwandel erforschen bedeutet daher zu zeigen, wie die Ausdrucksfreiheit der Sprecher sich in die Rahmungen der Tra-

dition einfügt. Sprachwandel beginnt also mit einer punktuellen Innovation, die innerhalb des Systems der Sprache durch den schöpferischen Akt eines Individuums hervorgebracht wird. Diese kreativen Akte erlauben es, neue Gedanken auch in neuer Weise zu versprachlichen, sodass das Sprechen als Tätigkeit sich nicht in der Anpassung bereits bestehender Sprachgewohnheiten erschöpft (Coseriu 1958/1974: 92). Coseriu nimmt damit den bereits zitierten Gedanken Menéndez Pidal auf, dass Tradition und Sprachstruktur ineinander greifen, wobei die Tradition der Struktur vorausgeht (1954: 187). Coseriu stimmt dabei dem von Menéndez Pidal formulierten Primat des Historischen vor dem Systematischen zu, kritisiert jedoch die implizit vorausgesetzte Opposition von System und Tradition und radikalisiert diese Idee:

Die Sprache ist nicht zuerst System und dann Tradition oder umgekehrt, sondern sie ist gleichzeitig und in jedem Augenblick „systematische Tradition“ und „traditionelles System“. (Coseriu 1958/1974: 184)

Da die Sprache ein „traditionelles System“ ist, liefert die auf die kreative Neuschöpfung folgende Traditionsverdingung des Neuen den Schlüssel zum Verständnis der dynamischen Geschichtlichkeit von Sprache. Den Kern des linguistischen Interesses bildet daher die graduelle Entwicklung des Neuen zu einer „systematischen Tradition“. Diese Fokussierung auf der Traditionsverdingung impliziert, dass Sprachwandel weniger als eine vom Existierenden abweichende Veränderung gesehen wird als vielmehr in einer perspektivischen Umkehrung als Festigung von Traditionen (Coseriu 1958/1974: 91).

Der von Coseriu für den Sprachwandel formulierte Grundriss ist auch für den Wandel der Diskurstraditionen *grosso modo* gültig. So wie sprachliche Neuschöpfungen auf individuelle Sprechakte zurückgehen, so sind auch Innovationen im diskurstraditionellen Wissen auf die Kreativität einzelner Individuen zurückzuführen und breiten sich dann in kulturellen Gruppierungen oder über diese hinweg durch Übernahme aus. Gemeinsam ist sprachlichen Traditionen und Diskurstraditionen, dass die Traditionsverdingung von Innovationen mit einem Prozess der Einpassung in das bestehende Traditionsgefüge einhergeht. Dabei handelt es sich im Fall der Diskurstraditionen jedoch nicht um ein analog zum Sprachsystem gebautes Gefüge. Vielmehr werden neue Diskurstraditionen in die traditionellen Ensembles der Diskursuniversen und damit in den „kommunikativen Haushalt“ nach Luckmann (1988, 1997) integriert.

Auch die Erkenntnis, dass der Sprachwandel erst in seiner Zweifaltigkeit als Neuerung und Fortführung von Traditionen wirklich verstehbar ist, gilt analog für die Diskurstraditionen. Auf der Ebene des diskurstraditionellen Wissens erschließt sich der Wandel erst wirklich, wenn man ihn nicht einseitig als Änderung, sondern in einer Umkehrung der Perspektive als Festigung und Fortschreibung von Traditionen sieht: Das Traditionelle ist so gesehen dann ein

Gleichgewicht gegen die vielfältigen Variationen, denen das Sprechen in den verschiedenen Kommunikationssituationen unterliegt. Im Fall des Sprachwandels liegt nach Coseriu das zentrale Interesse nicht bei der Entstehung der Innovation, sondern vielmehr in deren Traditionsverdingung. Beim Vergleich beider Traditionalitäten stellt sich die Frage, ob diese Schwerpunktsetzung für die Diskurstraditionen analog gilt oder ob beim diskurstraditionellen Wissen die individuelle Neuschöpfung nicht einen anderen Status hat und daher gegenüber der Traditionsverdingung eine Aufwertung erfahren und verstärkt in den Fokus der kulturorientierten Linguistik rücken sollte.

Klärend für das Wesen der sprachlichen Tradition(en) ist ferner die Differenzierung von System und Norm. Während das System die Möglichkeiten eines verständlichen Sprechens umfasst, bildet die Norm die Summe der in einer Sprache üblichen sprachlichen Realisierungen.

Das System umfasst die *idealen Realisierungsformen* einer Sprache, das heißt, die Technik und die Regeln des entsprechenden Sprachschaffens; die Norm, die mit dieser Technik und nach jenen Regeln *bereits realisierten Muster*. Auf diese Weise stellt das System die *Dynamik* der Sprache dar, die *Art und Weise ihres Werdens*, und folglich ihre Möglichkeit, über das bereits realisierte hinauszugehen; die Norm dagegen entspricht der *Fixierung* der Sprache in traditionellen Mustern [...]. (Coseriu 1958/1974: 47f., Hervorhebungen im Original)

Den Realisierungsformen des dynamischen Systems steht damit die Norm als Summe bereits realisierter traditioneller Muster gegenüber. Coseriu erfasst diese Unterscheidung über die Realisierung und stellt den „idealen Realisierungsformen“ die „bereits realisierten Muster“ gegenüber. Man kann diese Differenzierung aber auch stärker auf die Tradition hin ausrichten, denn aus Coserius Definition wird klar, dass das Konzept der Tradition für System und Norm eine unterschiedliche Rolle spielt. So sind die Möglichkeiten des Systems Wege des Sprechens, die zu Traditionen werden können, und damit *potentielle* Traditionen. Dagegen sind die üblichen Realisierungen der Norm bereits existierende und damit *aktuelle* Traditionen: Die Traditionen der Norm sind dadurch definiert, dass sie bereits realisiert und überliefert wurden.

Das Phänomen systematischer Schöpfungen, die gegen die Norm verstoßen (*ich nehme* statt *ich nahm*), führt zu einem weiteren Merkmal sprachlicher Traditionen. Nach Coseriu haben im System angelegte Normverstöße „in Zeiten schwacher Tradition und kulturellen Verfalls“ (1958/1974: 117) gute Möglichkeiten sich auszubreiten. Die rasche und leichte Integration normwidriger Neuschöpfungen in das traditionelle Wissen wird von Coseriu als Schwäche der Traditionen ausgelegt, wogegen systematisch mögliche aber normwidrige Neuschöpfungen an starken Traditionen gewissermaßen abprallen. Versteht man den bei Coseriu wertend formulierten „kulturellen Verfall“ als Neuorientierung kultureller Hegemonien und damit als eine Phase des Übergangs zwischen

Zentren der (Sprach-)Kultur, dann bleibt der Gedanke einer Unterscheidung zwischen „schwachen“ und „starken“ Traditionen. Da es sich bei der Stärke und Schwäche der Traditionen um ein Kontinuum handelt, könnte man hier – neutraler formuliert – von einem mehr oder weniger großen Spielraum sprechen, den es innerhalb einer Tradition für Variationen gibt oder aber von einer mehr oder weniger strengen Fixierung der Traditionen.

Geht man vom sprachlichen System als Gefüge von Strukturen und Paradigmen aus, dann wird schnell klar, dass die Diskurstraditionen nicht in der gleichen Weise „systematisch“ sind. Im Fall der Diskurstraditionen gibt es aufgrund der nicht vorhandenen Systemhaftigkeit kein vergleichbares „System der Möglichkeiten“, sondern lediglich die „Norm“ im Sinne der traditionellen, bereits realisierten kulturellen Muster des Sprechens. Diese Differenz zeigt sich auch darin, dass Diskurstraditionen zwar oft Teil einer Textsorte oder Gattung sind, jedoch auch als autonome Traditionen „für sich“ funktionieren können, wie dies etwa bei Grußformeln als Traditionen der Begrüßung und Gesprächseröffnung der Fall ist. Selbst Diskurstraditionen, die eng in eine fest definierte Gattung wie etwa das Sonett integriert sind, haben niemals den gleichen Grad an systematischer Integration wie eine idiomatische Tradition.

Diese Absenz eines der *langue* homologen Systems bedeutet allerdings nicht, dass nicht auch die Diskurstraditionen größere, in sich organisierte Einheiten bilden. So sind Diskurstraditionen Elemente des „kommunikativen Haushalts“ (vgl. Luckmann 1988: 282; 1997: 12-14) einer Kulturgemeinschaft und bilden in diesem Haushalt strukturierte Ensembles, die verschiedenen Diskursuniversen angehören und durch diese Zugehörigkeiten eine Ordnung erfahren. Dennoch hat dieses diskurstraditionelle Gefüge keine Systemhaftigkeit im Sinne der *langue*. Diesen Unterschied verdeutlicht ein Blick auf die mit den Ebenen des Sprachlichen verbundenen Sprecherurteile (Coseriu 1988: 88-89). Dabei ist mit der einzelsprachlichen Ebene das Urteil der Korrektheit verbunden, während auf der individuellen Ebene Äußerungen nach dem Kriterium der Angemessenheit beurteilt werden. So erfordert die Beherrschung einer Sprache, dass ein Sprecher nicht nur einzelne idiomatische Traditionen beherrscht, sondern dass er ein systemhaft verbundenes idiomatisches Wissen hat, das es ihm erst erlaubt, das mit den Einzelsprachen verbundene Kriterium der Korrektheit (Coseriu 1988: 89) zu erfüllen. Zwar trägt auch die Beherrschung möglichst vieler Diskurstraditionen eines Diskursuniversums dazu bei, dass das Kriterium angemessenen Sprechens gut erfüllt werden kann, doch können auch vereinzelt beherrschte Diskurstraditionen diese Angemessenheit sichern. Dazu ein Beispiel: Ein deutscher Geschäftsmann, der mit argentinischen Partnern auf Spanisch verhandeln will, muss die idiomatischen Traditionen des Spanischen systemhaft beherrschen, um in einer bestimmten Situation erfolgreich zu agieren, er muss jedoch nicht sämtliche Diskurstraditionen der geschäftlichen

Dialogführung im argentinischen Kulturraum beherrschen, um in einer konkreten Situation angemessen zu sprechen. Während das idiomatische Wissen daher ein Sprechenkönnen gemäß der Tradition einer Gemeinschaft ist, sind die Diskurstraditionen gewissermaßen ein Sprechenkönnen gemäß den Traditionen, die eine bestimmte Kommunikationssituation verlangt.

Auch wenn die Differenzierung von System und Norm nicht auf das diskurstraditionelle Wissen übertragbar ist, charakterisiert das Kriterium der unterschiedlich starken Fixierung beide Traditionalitäten. Auch Diskurstraditionen können in unterschiedlichem Grade fixiert sein und bieten unterschiedlich große Spielräume, was auch mit den Diskursuniversen, denen sie angehören, zusammenhängt. So sind etwa Diskurstraditionen in der Domäne des Rechts oder der Religion weit stärker fixiert als im Diskursuniversum der Literatur oder des sprachlichen Alltags. Damit gilt für beide Traditionalitäten: Je weniger streng eine Tradition fixiert ist, umso mehr Spielraum beinhaltet sie und umso leichter und häufiger werden Schöpfungen, die gegen die sprachliche oder diskurstraditionelle Norm verstoßen, Teil des traditionellen Wissens.

4.5. Tradition und Identität

Sowohl das einzelsprachliche als auch das diskurstraditionelle Wissen sind als Wissensbestand historisch, traditionell, sozial und kollektiv. Der soziale Charakter dieses Wissens impliziert, dass es aktuell in der Sprachgemeinschaft gebraucht wird (Coseriu 1958/1974: 52). In dieser Gemeinschaft werden Traditionen des Sprechens von den Individuen „als Glieder historischer Gemeinschaften“ ausgeübt (1958/1974: 38). Die Traditionen schaffen die Gemeinschaft und sie halten die Gemeinschaft zusammen (vgl. auch Garatea Grau 2005: 76). Das Sprechen in Traditionen impliziert, dass Sprecher grundsätzlich bereit sind, die Sprache der Sprachgemeinschaft, der sie angehören, zu benutzen, da sie diese sprachlichen Gewohnheiten als die ihrigen begreifen und annehmen. Diese Bereitschaft resultiert aus der Geschichtlichkeit des Menschen, der die sprachlichen Traditionen als Teil seiner Identität ansieht (Coseriu 1958/1974: 59). Das „Sprechenkönnen gemäß der Tradition einer Gemeinschaft“ zeigt sich positiv darin, dass der Sprecher die Traditionen seiner Sprache kennt und benutzt, und es zeigt sich *ex negativo* darin, dass der Sprecher Formen, die nicht der Tradition seines Sprechenkönnens angehören, als fremd betrachtet (1958/1974: 38, 50). Ferner ist die Traditionalität des Sprechens durch das Universale der Alterität bedingt. Denn wenn ein Sprecher um verstanden zu werden spricht wie andere, dann hat diese Alterität immer eine historische Dimension: Das Sprechen wie andere impliziert, dass man so spricht, wie auch zu früheren Zeitpunkten bereits gesprochen wurde (1958/1974: 60).

Ein Pfeiler der identitätsbildenden Kraft sprachlicher Traditionen liegt nach Coseriu in der Besonderheit, dass die Sprache diachronisch betrachtet ein „Gefüge von traditionellen sprachlichen Modi“ (1958/1974: 41) ist, die in der Sprachgemeinschaft überliefert werden, während sie synchronisch ein Gefüge von gemeinsamen und „aktuellen“ Ausdrucksweisen ist. Traditionalität und Aktualität bilden dabei keinen Gegensatz, da die aktuelle Gemeinsamkeit gerade auf der Überlieferung der sprachlichen Ausdrucksweisen beruht. In dieser Perspektive wirken Traditionen in zweifacher Weise gemeinschaftsbildend: erstens durch die Überlieferung, die die Sprecher zu einer Gemeinschaft der tradierenden Akteure macht, und zweitens durch die gemeinschaftlich erlebte Aktualität der Sprachgewohnheiten in der sprachlichen Verständigung. Daher stiften sprachliche Traditionen Gemeinschaft sowohl durch die in der Tradition gespeicherte Überlieferung als auch durch die in ihr enthaltene Aktualität.

Das Sprechen in Diskurstraditionen kann ebenfalls als allgemeine anthropologische Größe betrachtet werden: Der Sprecher benutzt die Diskurstraditionen der kulturellen Gruppierungen, denen er angehört, und erkennt die Diskurstraditionen anderer kultureller Gruppierungen als fremd. Grundsätzlich sind die Verbände, die Diskurstraditionen tragen und ausüben – anders als durch die sprachliche Tradition konstituierte *Sprachgemeinschaften* –, lockere soziale Konfigurationen, die sich in vielfältiger Weise überlagern und nur im Ausnahmefall ein klar abgrenzbares Kollektiv bilden, dessen Geschichte man erzählen kann. Aus dieser Verfasstheit der sozialen und kulturellen Konfigurationen kontrastiv zur Sprachgemeinschaft folgt eine weitere Besonderheit der Diskurstraditionen, die sie von den idiomatischen Traditionen unterscheidet: ihre potentielle Diskontinuität. So können Diskurstraditionen, die über längere Zeit nicht mehr ausgeübt wurden, wieder reaktiviert werden und haben in diesem Sinne eine potentiell transhistorische Traditionalität. Ein Beispiel hierfür sind antike Diskursmuster, die in der Renaissance wieder aktualisiert und imitiert werden (vgl. Cremer in diesem Band). Aus dieser transhistorischen Verfasstheit der Diskurstraditionen folgt nun eine weitere Besonderheit diskurstraditioneller Gruppierungen. Während Sprachgemeinschaften sich durch die Kontinuität idiomatischer Traditionalität stets als durchgängig existierende Gemeinschaft manifestieren, können die kulturellen Gruppierungen, die Diskurstraditionen tragen und vermitteln, sich diskontinuierlich über zeitliche Unterbrechungen hinweg konstituieren. So können etwa Gelehrte und Dichter der Antike und deren „Wiederentdecker“ in der Renaissance als eine kulturelle Gruppierung aufgefasst werden, die über Zeit und Raum hinweg kulturell-literarische Traditionen der Textgestaltung praktiziert. Doch obwohl die Diskurstraditionen nicht analog zu den Sprachen Gemeinschaften *bilden*, sondern auf bestehenden Kulturgemeinschaften aufbauen, haben sie die Wirkung, kulturelle Gruppierungen zu stärken. Denn wie die Sprachgewohnheiten beinhalten die Diskurs-

traditionen als gegenwärtig praktizierte Techniken zugleich die Werte der Überlieferung und der Aktualität. Die Sprecher erfahren die Diskurstraditionen zugleich als ein von ihnen gemeinsam überliefertes Wissen und sie erleben das aktuelle Funktionieren der Diskurstraditionen in der Kommunikation. Beides stärkt die Zusammengehörigkeit der kulturellen Konfiguration und verleiht ihr so Dauer.

4.6. Tradition und Muster

Die Aufarbeitung des Traditionsbegriffes innerhalb des *tradicionalismo pidaliano* und des Coseriu'schen Systems ist eine Möglichkeit, den Begriff der Tradition zu schärfen. Eine weitere Möglichkeit besteht darin, Tradition und Traditionalität mit verwandten Begriffen abzugleichen. Dies soll hier mit dem Begriff des Musters, den bereits Heringer (1974: 20f., 38ff.) in der Germanistik, und zwar im Anschluss an Wittgenstein, prominent gemacht hat, skizzenhaft geschehen. Ein grundlegendes Anliegen der kulturbezogenen Sprachwissenschaft ist nach Gardt die Herausarbeitung des Musterhaften in den verschiedenen Sprachverwendungen (vgl. Gardt 2012a: 299). Muster werden dabei als transphrastische Formungen von Texten und Textteilen verstanden, die über den einzelnen Text hinaus die sprachliche Gestaltung von Texten als Realisierung von Typen charakterisieren und damit überindividuellen Charakter haben (Gardt 2007: 31f. und 2012a: 299). Die Konzentration auf das Musterhafte der sprachlichen Gestaltung wird dabei als ein Schwerpunkt gesehen, der der Diskursanalyse die Rückbindung an die Sprache und damit die „linguistische Identität“ sichert (Gardt 2007: 42, 43). In den Überlegungen Gardts liegt der Fokus damit auf der Rolle des Musters für die Diskurslinguistik und meint Textmuster, die sich im (virtuellen) Korpus eines Diskurses rekurrent manifestieren.

Vergleicht man die Konzepte Muster und Tradition, dann stellen beide interindividuelle und über den einzelnen Sprechakt hinausgehende Größen dar, die wiederholt auftreten bzw. angewendet werden. Der Unterschied ist, dass eine Tradition stets historisch ist, wogegen ein Muster sowohl historisch als auch universell sein kann: Muster können sich verändern, doch impliziert der Begriff nicht notwendig eine wesenhafte Veränderung in der Zeit. Daher können bspw. sowohl das universelle *turn-taking* als auch die stark historisch-kulturell geprägten Techniken der Eröffnung und Beendigung eines Privatbriefs als Muster der Textgestaltung aufgefasst werden. Ein weiterer Unterschied zwischen beiden Begriffen wird deutlich, wenn man bedenkt, dass Muster etwas sind, das man in Texten sucht und erkennt – nicht zufällig spricht man von „Mustererkennung“. Während Traditionen also etwas sind, das man anwendet,

sind Muster etwas, das man in Texten und Diskursen aufspürt und identifiziert: Die Muster sind die Spuren der Ausübung einer Tradition.

Zwei Schlussfolgerungen lassen sich (vorläufig) daraus ziehen. Zum einen ist die Tradition das dem Muster übergeordnete Konzept, denn die Tradition besteht aus Mustern, die man anwendet und die der Gesprächspartner wiedererkennt und einer Tradition der Textgestaltung zuordnet. Zum anderen scheint die (implizite) Differenzierung von Muster und Tradition in der Forschung mit der Unterscheidung von *dynamis* und *ergon* einherzugehen: Während die Tradition zur *dynamis* gehört, erscheint das Muster als eine im Text als *ergon* manifestierte Größe, die der Linguist in den Texten und Diskursen erkennt und durch linguistisches Interpretieren extrahiert. Während die Tradition vom Sprecher ausgeübt wird, entsteht das Muster gleichsam im Auge des Interpreten. Die hier nur angedeutete Überblendung der bisher unverbundenen Begriffe von Muster und Tradition (*à suivre*) macht deutlich, dass auch die vergleichende Analyse von Konzepten des Überindividuellen dazu beitragen kann, die doppelte Traditionalität von Texten und Diskursen zu erhellen.

5. Schlussbetrachtung

Die romanistisch geprägte Theorie der Diskurs- und Texttraditionen, die sich aus Coserius „Linguistik des Sprechens“ entwickelt hat, wählt als Ausgangspunkt die *parole* und damit das induktive und semasiologische Verfahren einer *bottom up*-Analyse. Ganz nah bei den Dingen, rekonstruiert sie die in der *parole* sich manifestierende Aktivität des Diskurses und sein Produkt, den Text, in seiner Zugehörigkeit zu mehr oder weniger flexiblen und dabei in unterschiedlicher Dynamik sich verändernden Traditionen, die ihrerseits bestimmten Diskursuniversen zuordenbar sind. Insofern wir noch weit davon entfernt sind, auch nur annähernd einen Überblick über die vielfältigen Berührungspunkte und Verflechtungen zwischen den verschiedenen Diskurs- und Texttraditionen zu haben, sind die Grenzen dieses Forschungsansatzes noch längst nicht ausgelotet; sie dürften jedoch dort liegen, wo Zusammenhänge zwischen Traditionen nicht mehr signifikant wahrnehmbar sind oder möglicherweise auch überhaupt nicht existieren.

Ausgehend von Foucaults Diskursbegriff hat sich zunächst in Frankreich und dann in Deutschland, hierzulande jedoch wesentlich stärker in der Germanistik als in der Romanistik, parallel eine ganz andere Forschungsrichtung entwickelt, die sich inzwischen nicht mehr, wie noch in Frankreich, Diskursanalyse (*analyse du discours*), sondern Diskurslinguistik – und zwar, mit einem Wortspiel, „Diskurslinguistik nach Foucault“ – nennt (Warnke 2007) und neuerdings auch als eine „angewandte Diskurslinguistik“ disziplinär etablieren

möchte (Roth/Spiegel 2013). Diese Diskurslinguistik signalisiert Anschlussfähigkeit an die vielen Spielarten der Diskursanalyse, wie sie sich z. B. in der Geschichts-, Literatur- und Sozialwissenschaft bereits länger etabliert haben (Wrana u. a. 2014; vgl. dazu Lebsanft 2015). Ihr Ausgangspunkt ist, als ein für linguistische Zwecke „zurechtgemachtes“ oder kritisch angeeignetes Verständnis von Foucault, der Diskurs als ein – wie bei Bußmann (³2002, ⁴2008) bereits in der eingangs zitierten Weise terminologisch fixiert – im weitesten Sinn inhaltlich oder thematisch, also onomasiologisch konzipiertes und abgegrenztes Textkorpus, das sich „transtextuell“, in ganz unterschiedlichen Texttypen und Textsorten manifestieren kann (Busse/Teubert 1994: 14; vgl. Spitzmüller/Warnke 2011: 82). Im Mittelpunkt dieses Diskursbegriffs steht „das handlungsbegleitende und sozial stratifizierende kollektive Wissen bestimmter Kulturen und Kollektive“ (Spitzmüller/Warnke 2011: 8). Die Diskurslinguistik dieser Prägung verspricht also gewissermaßen, nach dem deduktiven Verfahren der *top down*-Analyse die Übergänge zwischen den durch Wissenssysteme bestimmten „Dingen“ und „Wörtern“ (Foucault 1966) zu füllen und dabei auch Foucaults „letzte“, dort aus der Betrachtung ausgeschlossene „Stufe“ des materiellen Textes einzubeziehen. Das entsprechende Forschungsprogramm verfügt inzwischen über beeindruckend ausgearbeitete heuristische Instrumente, die systematisch die verschiedenen Ebenen einer diskurslinguistischen Analyse erfassen. Zu nennen sind hier etwa das von Gardt seit 2002 erarbeitete textsemantische Analyseraster (TexSem) zur Bedeutungserschließung in Text und Diskurs (vgl. Gardt 2002: 228-129, 2008: 207-210, 2012b: 64-67 und 2013: 48-50) und die diesem Schema verwandte „Diskurslinguistische Mehr-Ebenen-Analyse“ (DIMEAN) von Warnke/Spitzmüller (2008: 23-45; in revidierter Form in Spitzmüller/Warnke 2011: 197-201). Im „Layout“ der zuletzt genannten Methode bilden die „Akteure“ das Scharnier zwischen „intratextuell“ analysierten Einzeltexten und übergreifend untersuchten „transtextuellen“ Strukturen, die kulturelle und gesellschaftliche Wissensbestände aufgreifen (Spitzmüller/Warnke 2011: 136, 201).

Bei näherer Betrachtung zeigt sich, dass die intratextuelle Analyse der Diskurslinguistik sich ganz klassischer, geradezu rigid strukturalistisch geprägter textlinguistischer Methoden bedient. Es ist nicht undenkbar, dass an beiden Punkten die Einsichten der Romanistik in die Flexibilität und Dynamik von Diskurs- und Texttraditionen und deren Einbettung in außersprachliche Umfelder ein Feld fruchtbaren interdisziplinären, kulturlinguistischen Austauschs vertiefen könnten. Umgekehrt kann auch die Diskursstraditionenforschung von der Methodologie der Diskursanalyse profitieren. So ist beiden Disziplinen gemeinsam, dass sie Muster und Techniken der Diskursgestaltung an der Schnittstelle von Sprache und Wissen rückgebunden an kulturelle Gruppierungen untersuchen. Ein Unterschied beider Herangehensweisen besteht darin, dass

die Diskursanalyse einen ausgeprägteren Fokus auf sprachliche Aushandlungen setzt, da sie den Diskurs immer als Repräsentation *und* Movers einer sprachlichen Interaktion zu gesellschaftlich relevanten Themen auffasst (vgl. Gardt 2007). Die Diskursanalyse akzentuiert damit den Gesichtspunkt der Tätigkeit (*energeia*) stärker als die auf die *dynamis* und das Wechselspiel der Wissensbestände konzentrierte Erforschung diskurstraditionellen Wissens. Das Desiderat einer Ausweitung der Diskurstraditionenforschung auf die Akteure und deren Handeln kann daher von den Methoden der auf Aushandlungsprozesse spezialisierten Diskursanalyse bzw. Diskurslinguistik profitieren. In dieser Sichtweise stehen Diskurstraditionenforschung und Diskursanalyse in einer Relation spannungsreich-produktiver Verwandtschaft innerhalb der kulturorientierten Linguistik.

Bibliographie

- Albrecht, Jörn (2003): Können Diskurstraditionen auf dem Wege der Übersetzung Sprachwandel auslösen? – In: Heidi Aschenberg, Raymund Wilhelm (Hg.): *Romanische Sprachgeschichte und Diskurstraditionen*. Akten der gleichnamigen Sektion des XXVII. Deutschen Romanistentages, 37-53. – Tübingen: Narr.
- Aschenberg, Heidi/Wilhelm, Raymund (Hg.) (2003): *Romanische Sprachgeschichte und Diskurstraditionen*. Akten der gleichnamigen Sektion des XXVII. Deutschen Romanistentages. – Tübingen: Narr.
- Assmann, Aleida (1997): *Gedächtnis, Erinnerung*. – In: Klaus Bergmann u. a. (Hg.): *Handbuch der Geschichtsdidaktik*, 33-37. Seelze-Velber: Kallmeyer.
- Bally, Charles (1932/1965): *Linguistique générale et linguistique française*. – Paris: Leroux, Bern: Francke.
- Barthes, Roland (1966): Introduction à l'analyse structurale des récits. – In: *Communications* 8, 1-27.
- Benveniste, Émile (1954/1976): Tendances récentes en linguistique générale. – In: ders.: *Problèmes de linguistique générale I*, 3-17. Paris: Gallimard (zuerst in: *Journal de psychologie normale et pathologique*, 47-51, 130-145).
- Benveniste, Émile (1956a/1976): La nature des pronoms. – In: ders.: *Problèmes de linguistique générale I*, 251-257. Paris: Gallimard (zuerst in: Morris Halle u. a. [Hg.]: *For Roman Jakobson*. Essays on the Occasion of his Sixtieth Birthday, 11 October 1956, 34-37. Den Haag: Mouton).
- Benveniste, Émile (1956b/1976): Remarques sur la fonction du langage dans la découverte freudienne. – In: ders.: *Problèmes de linguistique générale I*, 75-87. Paris: Gallimard (zuerst in: *La Psychanalyse* 1, 3-16).
- Benveniste, Émile (1959/1976): Les relations de temps dans le verbe français. – In: ders.: *Problèmes de linguistique générale I*, 237-250. Paris: Gallimard (zuerst in: *Bulletin de la Société Linguistique de Paris* 54, 69-82).
- Benveniste, Émile (1970/1981): L'appareil formel de l'énonciation. – In: ders.: *Problèmes de linguistique générale II*, 79-88. Paris: Gallimard (zuerst in: *Langages* 17, 12-18).

- Brinker, Klaus u. a. (Hg.) (2000-2001): *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*, 2 Bde. – Berlin/New York: De Gruyter.
- Busse, Dietrich/Teubert, Wolfgang (1994): Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. – In: Dietrich Busse, Fritz Hermanns, Wolfgang Teubert (Hg.): *Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik*, 10-28. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Bußmann, Hadumod (1983, ²1990, ³2002, ⁴2008): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. – Stuttgart: Kröner.
- Coseriu, Eugenio (1955-1956): Determinación y entorno. Dos problemas de una lingüística del hablar. – In: *Romanistisches Jahrbuch* 7, 29-54.
- Coseriu, Eugenio (1975): Determinierung und Umfeld. Zwei Probleme einer Linguistik des Sprechens. – In: ders.: *Sprachtheorie und allgemeine Sprachwissenschaft. 5 Studien*, 253-290. München: Fink.
- Coseriu, Eugenio (1958/1974): *Synchronie, Diachronie und Geschichte*. – München, Wilhelm Fink Verlag.
- Coseriu, Eugenio (1980/³1994): *Textlinguistik. Eine Einführung*. – Tübingen: Narr, Tübingen/Basel: Francke.
- Coseriu, Eugenio (1988): *Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens*. – Tübingen: Francke.
- Cremer, Désirée (2015): Die *Consolatio*-Übersetzung von Colard Mansion: Zum Auftakt der französischen Elegie und weiterer texttraditioneller Phänomene. – In: Franz Lebsanft, Angela Schrott (Hg.): *Diskurse, Texte, Traditionen. Modelle und Fachkulturen in der Diskussion*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht/Bonn University Press [in diesem Band].
- Ehlich, Konrad (Hg.) (1994): *Diskursanalyse in Europa*. – Frankfurt a. M. u. a.: Lang.
- Fohrmann, Jürgen (1997): Diskurs. – In: Klaus Weimar u. a. (Hg.): *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte*, 369-372. Berlin/New York: De Gruyter.
- Foucault, Michel (1966): *Les mots et les choses. Une archéologie des sciences humaines*. – Paris: Gallimard.
- Foucault, Michel (1969): *L'archéologie du savoir*. – Paris: Gallimard.
- Foucault, Michel (1971): *L'ordre du discours*. Leçon inaugurale au Collège de France prononcée le 2 décembre 1970. – Paris: Gallimard.
- Garatea Grau, Carlos (2005): *El problema del cambio lingüístico en Ramón Menéndez Pidal. El individuo, las tradiciones y la historia*. – Tübingen: Narr.
- Gardt, Andreas (2002): Wort, Text und Bedeutung. Aspekte der semantischen Erschließung von Texten. – In: Vilmos Ágel, Andreas Gardt, Ulrika Haß-Zumkehr, Thorsten Roelcke (Hg.): *Das Wort. Seine strukturelle und kulturelle Dimension. Festschrift für Oskar Reichmann zum 65. Geburtstag*, 111-132. Berlin/New York: De Gruyter.
- Gardt, Andreas (2003): Sprachwissenschaft als Kulturwissenschaft. – In: Ulrike Haß-Zumkehr, Christoph König (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute*, 271-288. Göttingen: Wallstein Verlag.
- Gardt, Andreas (2007): Diskursanalyse. Aktueller theoretischer Ort und methodische Möglichkeiten. – In: Ingo Warnke (Hg.): *Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände*, 28-52. Berlin/New York: De Gruyter.

- Gardt, Andreas (2008): Kunst und Sprache. Beobachtungen anlässlich der *documenta 12*. – In: Achim Barsch, Helmut Scheuer, Georg-Michael Schulz (Hg.): *Literatur - Kunst - Medien. Festschrift für Peter Seibert zum 60. Geburtstag*, 201-224. München: Meidenbauer.
- Gardt, Andreas (2012a): Sprachgeschichte als Kulturgeschichte. Chancen und Risiken der Forschung. – In: Péter Maitz (Hg.): *Historische Sprachwissenschaft. Erkenntnisinteressen, Grundlagenprobleme, Desiderate*, 289-300. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Gardt, Andreas (2012b): Textsemantik. Methoden der Bedeutungerschließung. – In: Jochen A. Bär, Marcus Müller (Hg.): *Geschichte der Sprache und Sprache der Geschichte. Probleme und Perspektiven der historischen Sprachwissenschaft des Deutschen. Oskar Reichmann zum 75. Geburtstag*, 61-82. Berlin: Akademie-Verlag.
- Gardt, Andreas (2013): Textanalyse als Basis der Diskursanalyse. Theorie und Methoden. – In: Ekkehard Felder (Hg.): *Faktizitätsherstellung in Diskursen. Die Macht des Deklarativen*, 29-55. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Goffman, Erving (1971): *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation*. – Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Harris, Zellig S. (1951): *Methods in Structural Linguistics*. Chicago: University Press.
- Harris, Zellig S. (1952): Discourse Analysis. – In: *Language* 28, 1-30.
- Harris, Zellig S. (1969): Analyse du discours. – In: *Langages* 13, 8-45.
- Harris, Zellig S. (1976): Textanalyse. – In: Elisabeth Bense, Peter Eisenberg, Hartmut Haberland (Hg.): *Beschreibungsmethoden des amerikanischen Strukturalismus*, 261-298. München: Hueber.
- Hempfer, Klaus W. (1973): *Gattungstheorie. Information und Synthese*. – München: Fink.
- Heringer, Hans Jürgen (1974): *Praktische Semantik*. – Stuttgart: Klett.
- Jacob, Daniel/Kabatek, Johannes (Hg.) (2001): *Lengua medieval y tradiciones discursivas en la Península Ibérica: descripción gramatical – pragmática histórica – metodología*. – Frankfurt a. M./Madrid: Vervuert/Iberoamericana.
- Kabatek, Johannes (Hg.) (2008): *Sintaxis histórica del español y cambio lingüístico: Nuevas perspectivas desde las Tradiciones Discursivas*. – Frankfurt a. M./Madrid: Vervuert/Iberoamericana.
- Kabatek, Johannes (2015): Warum die „zweite Historizität“ eben doch die zweite ist – von der Bedeutung von Diskurstraditionen für die Sprachbetrachtung. – In: Franz Lebsanft, Angela Schrott (Hg.): *Diskurse, Texte, Traditionen. Modelle und Fachkulturen in der Diskussion*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht/Bonn University Press [in diesem Band].
- Koch, Peter (1997): Diskurstraditionen: zu ihrem sprachtheoretischen Status und ihrer Dynamik. – In: Barbara Frank, Thomas Haye, Doris Tophinke (Hg.): *Gattungen mittelalterlicher Schriftlichkeit*, 43-79. Tübingen: Narr.
- Koch, Peter (2008): Tradiciones discursivas y cambio lingüístico: El ejemplo del tratamiento *vuestra merced* en español. – In: Johannes Kabatek (Hg.): *Sintaxis histórica del español y cambio lingüístico: Nuevas perspectivas desde las Tradiciones Discursivas*, 53-87. Frankfurt a. M./Madrid: Vervuert/Iberoamericana.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (2011): *Gesprochene Sprache in der Romania. Französisch, Italienisch, Spanisch*. – Berlin/New York: De Gruyter.
- Lebsanft, Franz (2005): Kommunikationsprinzipien, Texttraditionen, Geschichte. – In: Angela Schrott, Harald Völker (Hg.): *Historische Pragmatik und historische Varietätenlinguistik in den romanischen Sprachen*, 25-43. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen.

- Lebsanft, Franz (2015): Rezension von Wrana u. a. (Hg.) 2015. – In: *Romanische Forschungen* 127, 291-293.
- Linke, Angelika (2003): Sprachgeschichte – Gesellschaftsgeschichte – Kulturanalyse. – In: Helmut Henne, Horst Sitta, Herbert Ernst Wiegand (Hg.): *Germanistische Linguistik: Konturen eines Faches*, 25-65. Tübingen: Niemeyer.
- Luckmann, Thomas (1988): Kommunikative Gattungen im kommunikativen „Haushalt“ einer Gesellschaft. – In: Gisela Smolka-Koerdt, Peter M. Spangenberg, Dagmar Tillmann-Bartylla (Hg.): *Der Ursprung von Literatur. Medien, Rollen, Kommunikationssituationen zwischen 1450 und 1650*, 279-288. München: Fink.
- Luckmann, Thomas (1997): Allgemeine Überlegungen zu kommunikativen Gattungen. – In: Barbara Frank, Thomas Haye, Doris Tophinke (Hg.): *Gattungen mittelalterlicher Schriftlichkeit*, 11-17. Tübingen: Narr.
- Menéndez Pidal, Ramón (1926/⁸1976): *Orígenes del español*. Octava edición, según la tercera, muy corregida y adicionada. – Madrid: Espasa-Calpe.
- Menéndez Pidal, Ramón (1942/⁹1991): *Poesía juglaresca y juglares. Orígenes de las literaturas románicas*. – Madrid: Espasa-Calpe.
- Menéndez Pidal, Ramon (1945): Unidad de la lengua. – In: ders.: *Castilla, la tradición, el idioma*, 173-218. Buenos Aires: Espasa-Calpe Argentina.
- Menéndez Pidal, Ramón (1952): *Miscelánea histórico-literaria*. – Buenos Aires: Espasa-Calpe.
- Menéndez Pidal, Ramón (1953/1968): *Romancero hispánico. Teoría e historia*. Band 1 und Band 2. – Madrid: Espasa-Calpe.
- Menéndez Pidal, Ramón (1954): A propósito de *l* y *ll* latinas. Colonización suditálica en España. – In: *Boletín de la Real Academia Espanola* 34, 165-216.
- Oesterreicher, Wulf (1997): Zur Fundierung von Diskurstraditionen. – In: Barbara Frank, Thomas Haye, Doris Tophinke (Hg.): *Gattungen mittelalterlicher Schriftlichkeit*, 19-41. Tübingen: Narr.
- Pagliaro, Antonino (1955): *Linguistica della „parola“*. – Roma: Ed. dell'Ateneo.
- Parr, Rolf (2008): Diskurs. – In: Clemens Kammler, Rolf Parr, Ulrich Johannes Schneider (Hg.): *Foucault-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, 233-237. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Raible, Wolfgang (1997): Das „Lob der Variante“ aus der Sicht des Sprachwissenschaftlers. – In: Martin-Dietrich Gleßgen, Franz Lebsanft (Hg.): *Alte und neue Philologie*, 127-141. Tübingen: Niemeyer.
- Roth, Kersten Sven/Spiegel, Carmen (Hg.) (2013): *Angewandte Diskurslinguistik. Felder, Probleme, Perspektiven*. – Berlin: Akademie Verlag.
- Rüsen, Jörn (1983): *Historische Vernunft. Grundzüge einer Historik I: Die Grundlagen der Geschichtswissenschaft*. – Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Saussure, Ferdinand (1916/2013): *Cours de linguistique générale*. Zweisprachige Ausgabe französisch-deutsch mit Einleitung, Anmerkungen und Kommentar von Peter Wunderli. – Tübingen: Narr.
- Schlieben-Lange, Brigitte (1983): *Traditionen des Sprechens. Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung*. – Stuttgart: Kohlhammer.
- Schörken, Rolf (1997): Geschichte als Lebenswelt. – In: Klaus Bergmann u. a. (Hg.): *Handbuch der Geschichtsdidaktik*, 3-9. Seelze-Velber: Kallmeyer.
- Schrott, Angela/Völker, Harald (Hg.) (2005): *Historische Pragmatik und historische Varietätenlinguistik in den romanischen Sprachen*. – Göttingen: Universitätsverlag.

- Spitzmüller, Jürgen/Warnke, Ingo H. (2011): *Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse*. – Berlin/Boston: De Gruyter.
- Szemerényi, Oswald (1982): *Richtungen der modernen Sprachwissenschaft. Teil II: Die fünfziger Jahre 1950-1960*. – Heidelberg: Winter.
- Vierhaus, Rudolf (1995): Die Rekonstruktion historischer Lebenswelten. – In: Hartmut Lehmann (Hg.): *Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft*, Bd. I *Wege zu einer neuen Kulturgeschichte*, 7-28. Göttingen: Max Planck Institut für Geschichte, Wallstein Verlag.
- Warnke, Ingo H. (2007): Diskursanalyse nach Foucault – Dimensionen einer Sprachwissenschaft jenseits textueller Grenzen. – In: Ingo H. Warnke (Hg.): *Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände*, 3-24. Berlin: De Gruyter.
- Warnke, Ingo H./Spitzmüller, Jürgen (Hg.) (2008): *Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene*. – Berlin/New York: De Gruyter.
- Wilhelm, Raymund (2001): Diskurstraditionen. – In: Martin Haspelmath, Ekkehard König, Wulf Oesterreicher, Wolfgang Raible (Hg.): *Sprachtypologie und sprachliche Universalien. Ein internationales Handbuch*. Berlin/New York: De Gruyter, Bd. I, 467–477.
- Wrana, Daniel u. a. (Hg.) (2015): *DiskursNetz. Wörterbuch der interdisziplinären Diskursforschung*. – Berlin: Suhrkamp.

1. Diskurs- und Texttraditionen in der Diskussion

Warum die „zweite Historizität“ eben doch die zweite ist – von der Bedeutung von Diskurstraditionen für die Sprachbetrachtung

1. Eine „sympathetische Appropriierung“

Es gibt eine Tradition des Diskurses über Diskurstraditionen, eine Tradition, die auch die Aposiopese erlaubt: das Nichtsagen des bereits Gesagten, weil es bereits im Raume steht. Ich habe viele Einleitungen zu Vorträgen und Aufsätzen über Diskurstraditionen formuliert, Einleitungen, die beim erneuten Formulieren evoziert werden, die bei den Hörern in unterschiedlichem Maße präsent sind und bei deren erneuter Schaffung ich selbst mitunter glaube, einen originellen Gedanken zu haben, den ich dann beim Wiederlesen in älteren eigenen Texten fast identisch wiederfinde. Manchmal erinnere ich mich auch an den unmittelbaren Wortlaut einer Beschreibung und wiederhole ihn, ohne zu den Sachen selbst zurückzugehen, wie jene *Gezeichneten*, die Max Frisch in seinem Tagebuch ironisierend beschreibt, Menschen, die sich nicht mehr an die Ereignisse der Vergangenheit selbst erinnern, sondern nur noch an den Wortlaut, mit dem sie diese Ereignisse geschildert haben.¹ Wir sind eingewoben in die Erinnerung an die Texte und an die Begriffe, und oft bewegen wir uns nur an jener Peripherie der Hülsen, die sich verselbstständigen und von den Inhalten lösen können. Unmöglich das Heraustreten und das Betrachten der Dinge aus der reinen Anschauung, da wir in den Diskursen leben, aber notwendig dennoch die Befreiung, denn das Eingewobensein ist weder Fessel noch Gefängnis, es ist auch der einzige Weg zu den Dingen: aus ihnen heraus und zu ihnen zurück.

Die Aposiopese erlaubt mir die Einsparung der wissenschaftshistorischen Situierung und ein Stück weit die Darstellung meiner eigenen Auffassung der Rolle von Diskurstraditionen in der Sprachtheorie. Wobei ich auch hier auf

¹ Frisch, Max (1972): *Tagebuch 1966-1971*. – Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 120f.

Geschriebenes verweisen könnte,² aber doch ein paar Worte wiederholen möchte: Mit welchem Recht, mag man sich fragen, erlaube ich mir, von meiner eigenen Auffassung von Diskurstraditionen zu sprechen? Ist das nicht eine ungeheuerliche Appropriierung? Wir wissen alle, dass der Terminus von Peter Koch geschaffen wurde,³ und wir müssen eigentlich sagen, dass er damit ihm gehört und dass es kein Recht gibt, hier einfach hineinzufunken. Jetzt bin ich aber doch bei der Wissenschaftsgeschichte angelangt und müsste die ganze Story erzählen, aber viele kennen sie weitgehend und der Raum ist begrenzt, daher nur so viel: es ist ein wissenschaftsgeschichtlich, wenn ich so sagen darf, „schönes“ Phänomen, was mit dem Begriff der Diskurstraditionen geschieht. Sicherlich taucht er hier und da auf ohne jeden Bezug zu seinem ursprünglichen Wissenskontext, und das muss kritisiert werden. Zugleich ist er aber auch seit Jahren Inhalt einer gemeinsamen Suche einer Gruppe von Wissenschaftlern, die sich auf gemeinsame Hintergründe beziehen und versuchen, einen Phänomenbereich terminologisch und konzeptuell zu erfassen, den sie intuitiv sehen und auch empirisch berühren können. Die Appropriierung könnte man dabei als „sympathetische Appropriierung“ bezeichnen, unter Anerkennung des ursprünglichen Schöpfungsaktes und unter dessen Nennung, aber auch unter Hinweis auf die eigentliche Tragweite dessen, was hier umrissen wurde. Und dann ist es auch die freundschaftliche Appropriierung innerhalb einer Gruppe, einer Gruppe, die genau durch derartige Prozesse der gegenseitigen Appropriierung im gemeinsamen Gespräch sich konstituiert und nach außen hin darstellt: sie ist dadurch wahrnehmbar und setzt die Tradition dessen fort, was als *Romanistik* (ich lasse das Adjektiv *deutsch* bewusst weg) einen festen Stand in der Wissenschaftslandschaft hat.

2. Traditionskompositionalität

Ich möchte im Sinne des Heraustretens und freien Betrachtens der Dinge im Folgenden zunächst mit einer Situierung der ganzen Tragweite des Begriffs der Diskurstraditionen beginnen und erst dann kurz auf eine Reihe von sich daraus ergebenden Konsequenzen eingehen. Diese Vorgehensweise erscheint mir sinnvoll, weil sich aus einer genauen sprachtheoretischen Situierung des Begriffs die anderen Fragen gewissermaßen ableiten lassen. Diese „anderen Fragen“ beziehen sich auf eine offene Liste, von denen ich hier nur die folgenden kurz ansprechen möchte, nämlich:

² Vgl. u. a. Kabatek 2001, 2004, 2005a, 2005b, 2005c, 2005d, 2007, 2008, 2011 sowie Jacob/Kabatek 2001.

³ Zur Begriffsgeschichte und erstmaligen Erwähnung vgl. Kabatek 2011.

- die Frage der Situierung der Diskurstraditionen im Drei-Ebenen-Modell Coserius
- die Frage des Verhältnisses von Diskurstraditionen und Gattungen oder Genres
- die Frage des Verhältnisses von Diskurstraditionen und Sprachwandel.

Doch wie gesagt: diese Fragen, um die sich die Diskussionen der letzten Jahre teilweise kontrovers spinnen, scheinen mir sekundär zu sein. Im Vordergrund steht die genaue Bestimmung dessen, was Diskurstraditionen eigentlich sind. Um meine Auffassung deutlich zu machen, möchte ich ein Beispiel nennen. Als Beispiel könnte jedweder Text dienen, von der Grußformel *Guten Tag* bis zum *Quijote* – und es könnte auch ein Alltagsgespräch sein –, wobei die Tragweite dessen, was Diskurstraditionen alles sein können, sicherlich bei komplexen Texten deutlicher wird. Ich nehme daher einen komplexen Text, den altspanischen *Conde Lucanor* von Don Juan Manuel, einen Text aus dem 14. Jahrhundert.⁴ Manche der Leser kennen den Text fast auswendig, weshalb ich um Verständnis bitte, wenn ich allzu bekannte Dinge schreibe. Es handelt sich um eine Sammlung von *Exempla*, von Lehrstücken, in denen der weise Berater Patronius dem Grafen Lucanor anhand von Gleichnissen Ratschläge über alle möglichen Lebenssituationen gibt. Mit dem Begriff *Exempla*-Literatur haben wir bereits eine diskurstraditionelle Verankerung, die den Text in eine Reihe mit anderen wie *Calila e Dimna*, den *Sendebär*, Petrarcas *De viris illustribus* oder Chaucers *The Monk's Prologue and Tale* stellen und ihn einerseits abgrenzen, andererseits in Bezug setzen zu anderen Diskurstraditionen wie derjenigen der *Prosa sapiencial*. Wir können von einzelnen Exemplaren ausgehend die *Exempla*-Gattung näher bestimmen, ihre Filiation aufzeigen, die Verwandtschaft und die Wechselbeziehungen mit anderen Gattungen – und wir diskutieren dabei eben über Zugehörigkeit und Verwobenheiten, über Prototypikalität und Familienähnlichkeit von Gattungen.

Und ich spreche nun bewusst von Gattungen. Dabei scheint mir *nicht* genug zu betonen, dass der Begriff der Diskurstraditionen uns hier weiterbringt, weil er ein linguistischer, ein allgemeiner, ein nicht literarisch vorbelasteter Begriff

⁴ Die beste Ausgabe ist immer noch die von Knust: *El Libro de los Enxemplos del Conde Lucanor et de Patronio. Text und Anmerkungen aus dem Nachlasse von Hermann Knust*. Hg. von Adolf Birch-Hirschfeld. – Leipzig: Seele, 1900. Eine brauchbare aktuelle Ausgabe ist die von Blecua: *El Conde Lucanor*. Ed. de José Manuel Blecua, nota actualizadora de Fernando Gómez Redondo. – Madrid: Castalia, 2000. Vgl. auch unsere Einleitung und Kommentar zu *Don Juan Manuel – Der Graf Lucanor*. Deutsche Fassung von Joseph Freiherr von Eichendorff. – In: *Sämtliche Werke von Joseph von Eichendorff. Historisch-Kritische Ausgabe* begründet von Wilhelm Kosch und August Sauer, fortgeführt und herausgegeben von Hermann Kunisch und Helmut Koopmann, Bd. XV,1 (hg. von Harry Fröhlich). – Tübingen: Niemeyer, 2003, 665-782.

ist, der zudem die Einbindung in eine umfassende Sprachtheorie mit sich bringt. Das erscheint mir zu wenig, denn es würde doch nur auf ein neues Etikett hinauslaufen, was dann auch zu Recht als Etikettenschwindel getadelt werden könnte. Und ich denke, dass auch Peter Koch dies deutlich sah, wenn er in seinem grundlegenden Aufsatz von 1997 nicht zufällig neben dem Sonett und anderen Formen auch die Berliner Schnauze als Diskurstradition bezeichnet, die besondere, schnoddrige Art der Berliner, mit Menschen zu sprechen, die für Berliner alltäglich sein mag, für Nichtberliner hingegen in hohem Maße „face-threatening“ (Brown/Levinson 1987) oder beleidigend wirken kann. Die Berliner Schnauze ist ein Beispiel, bei dem wir sicherlich Schwierigkeiten mit dem Gattungsbegriff hätten. Die Gattung, in der die Berliner Schnauze zu finden ist, ist vielleicht das informelle Alltagsgespräch, sofern dies eine Gattung ist. Auch eine Formel wie *Guten Tag* ist sicherlich keine Gattung, sondern eben eine Formel, die allenfalls zur Gattung *Grüßformel* zu rechnen sein mag. Raymond Wilhelm (u. a. 2001) hat daher versucht, die Diskurstraditionen in verschiedene Subtypen zu differenzieren, und er geht dabei bis zu den Diskursuniversen als Traditionen, und darüber kann man diskutieren (vgl. Kabatek 2011). Ich will aber nicht auf die Diskussion um die Taxonomie der Diskurstraditionen hinaus, denn wir bewegen uns immer noch auf dem Felde der Kategorisierungen von Texten *von den Kategorisierungen aus*. Die ganze Tragweite des Begriffs der Diskurstraditionen jedoch scheint mir nur dann überhaupt erfassbar, wenn wir zunächst eine radikale Umkehrung der Perspektive vornehmen. Gehen wir hierfür zum *Conde Lucanor* zurück und fragen uns nicht nach der Gattungseinordnung des Werks, sondern der Tradition des Textes. Und beginnen wir dabei nicht mit dem Text als Ganzheit, sondern mit einem einzigen Satz aus einem Exempel, nämlich dem üblicherweise mit der Nummer 27 versehenen, wo es heißt:

Et daquel día acá, fincó por fazaña que si el marido dize que corre el río contra arriba, que la buena muger lo deve crer et deve decir que es verdat.

Lassen wir zunächst den Kontext des Exempels und andere Fragen wie etwa die der Absurdität der Aussage dieser Regel aus heutiger Sicht außen vor. Der Satz imitiert eine juristische Norm; er ist in der Tradition der kastilischen *Fueros* formuliert, wie etwa in folgender Rechtsnorm aus dem *Libro de los fueros de Castiella*:⁵

Esto es por fuero que sy omne o muger se apreçia al alcalde. & si dize que es ferida del fuste del aguuión. peche por cada golpe çinco sueldos. aquel sobre quien se apreçia.

⁵ Ms. 431 der Biblioteca Nacional in Madrid, fol. 14v.

Dass im Exemplum des *Conde Lucanor fazaña* statt *fuero* steht, bezieht sich auf das traditionelle kastilische Fallrecht,⁶ wo konkrete Einzelfälle als Vorbilder für die Rechtssprechung galten; die kanonische Gesetzestextform des Konditionalsatzes hingegen kommt aus der römischen Tradition des westgotischen *Forum Iudicum* und geht auf frühere römische Rechtstraditionen zurück. Das Traditionsgeflecht dieses einzigen Satzes ist mit verschiedenen Bezügen rekonstruierbar, und die Rekonstruktion, die uns aus der Entfernung vielleicht teilweise artifiziell erscheint, ist im Angesicht der Begrenztheit des im 14. Jahrhundert auch für die Zeitgenossen verfügbaren Textkorpus und angesichts der stereotypen Einordenbarkeit, die wir anhand einer bestimmten Satzkonfiguration und anhand von Schlüsselbegriffen vorgenommen haben, eine plausible, die tatsächlich stattfindenden Traditionsevoationen entspricht. Doch selbstverständlich sind dies nicht die einzigen, sicherlich auch nicht die zentralen Traditionsevoationen des Exempels, in dem es um Álvar Háneez Minaya geht, dessen Name selbst schon zahlreiche Bezüge herstellt, da er als angeblicher Neffe des Cid, im *Cantar* natürlich als Álvar Fáñez,⁷ einen festen Platz in der kastilischen Reconquistamythologie einnimmt. Die Stoffherkunft dieses Exempels ist ungewiss; bei anderen Exempeln hingegen können wir die Tradition weitgehend rekonstruieren, da sich die Inhalte teils in früheren kastilischen Texten finden und sich in mehreren Fällen bis zum altindischen *Panchatantra* zurückverfolgen lassen – und in umgekehrter Richtung finden wir Nachwirkungen in der ganzen europäischen Literatur. Innerhalb jedes Exempels lässt sich die Tradition des Textaufbaus bestimmen, die Bezüge zu verschiedenen Texttraditionen herstellt, sowie eine Reihe von Subtraditionen, etwa die der resümierenden, moralisierenden Schlussverse oder die Tradition des Prologs – im Falle des *Conde Lucanor* sogar mit zwei Prologen, die mit Erklärung von *intentio* und *utilitas* und durch eine Aneinanderreihung von Prologstopoi in unterschiedlichem Maße auf Kenntnisse der rhetorischen Tradition hinweisen.

⁶ Vgl. Kabatek 2005a: 195-204. Im erwähnten *Libro de los fueros de Castiella*, der umfangreichsten erhaltenen Fallrechtssammlung des kastilischen Mittelalters, kommt auch 37-mal die Formel *esto es por fazannya* vor, auf die aber dann nicht wie im Text des *Conde Lucanor* eine allgemeine Rechtsnorm folgt (wie dies nach der Formel *esto es por fuero* der Fall zu sein pflegt). Der Text des *Conde Lucanor* ist also in gewisser Weise hybrid, was aber seinem mimetischen Charakter keinen Abbruch tut oder diesen vielleicht noch unterstreicht.

⁷ Die Namensvarianz und teilweise Modernisierung im *Conde Lucanor* liegt am Datum der erhaltenen Manuskripte; das vermeintlich 1335 in Peñafiel deponierte Originalmanuskript ist verloren, daher ist der *Conde Lucanor* ein für sprachhistorische Untersuchungen problematischer Text, der dennoch in zahlreichen Studien als Zeugnis für die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts erhalten muss. Zum Problem der ungesicherten Datierung altspanischer Texte vgl. Fernández-Ordóñez 2006.

Es geht hier nicht darum, den *Conde Lucanor* im Detail darzustellen, es soll hier nur das Beispiel eines Textes genannt werden, dessen Traditionalität wir rekonstruieren können und die uns Folgendes zeigt:

- der Text lässt sich global kategorisieren und in die Tradition der Exempla-Literatur einordnen;
- darüber hinaus repräsentiert der Text ein komplexes Geflecht von Ausdrucks- und Inhaltstraditionen, die sich einerseits an jeder Stelle des Textes zumindest teilweise rekonstruieren lassen, andererseits nicht nur lokal feststellbar sind, sondern auch in ihrer Gesamtheit eine Tradition bilden; d. h.: nicht nur die jeweilige Tradition lokaler Elemente (wie etwa die der juristischen Anspielungen) ist relevant, sondern auch die *particular combinazione* von Traditionsbezügen, um einen alten Begriff Ascolis zu verwenden, der über die Rätoromanistik hinaus in die Skriptaforschung eingegangen ist (wobei die Skriptaforschung m. E. in diesem Zusammenhang absolut relevant ist, da Skriptae Diskurstaditionen sind).⁸
- Schließlich etabliert der Text aufgrund seiner Parallelstruktur eine individuelle Binnentradition, die von Exempel zu Exempel mehr oder weniger stabilisiert wird.

Es könnten noch weitere Aspekte genannt werden, doch worum es mir hier geht, wird bis hierher schon deutlich. Es sind die folgenden zwei zentralen Punkte:

Wenn wir einen Text nicht von der vorhandenen Kategorisierung her betrachten und in die eine oder andere Kategorie einordnen wollen, sondern die ganze Tragweite der Traditionsbezüge im Text vom Text ausgehend bestimmen wollen, so werden wir eine lange, grundsätzlich offene Liste von Traditionellem in einem Text finden.

Die Individualität des Textes liegt einerseits in Elementen, die keinen Bezug zu irgendeiner Tradition erkennen lassen, also völlig neu sind. Diese sind jedoch ausgesprochen rar, und es ist zu fragen, ob nicht auch das Neue zumindest in der Art der Innovation immer auch einer Tradition entspricht. Wenn ein spanischer Dichter einen Band *Grietas del respiro* nennt, dann ist dies sicherlich ein Hapax, aber er schreit gewissermaßen nach Celans *Rejas del lenguaje*, *Sprachgitter*, oder ähnlichen Celan'schen Wortbildungen in spanischer Tradition:⁹ Der Neologismus ist zwar als Individuum neu, die Technik seiner Schaffung ist jedoch analog zu anderen Neologismen – hier sogar bis in die

⁸ Ascoli 1873: 387. Vgl. Goebel 1990 und auch Völker 2003 sowie Kabatek 2013.

⁹ Vgl. Celan, Paul (1999): *Obras completas*, trad. de José Luis Reina Palazón. – Madrid: Trotta.

semantische Verwandtschaft der Elemente des Kompositums hinein, das fast wie eine Nachahmung wirkt.

Wenn also tatsächlich Kreation *ex nihilo* praktisch inexistent ist, so ist es denn wohl die genannte *particular combinazione* von Traditionselementen, die einen Text auszeichnet; ein komplexes, in sich zum Teil hierarchisiertes Ausdrucks- und Inhaltsgeflecht, das in seiner Kombination zum besonderen, individuellen Textsinn beiträgt. Das Prinzip der Traditionskombination möchte ich als *Traditionskompositionalität* bezeichnen, nicht ohne der Gefahr bewusst zu sein, die aus der Tatsache erwächst, dass es hier in keiner Weise um ein mit Prinzipien der Logik rekonstruierbares Miteinander von diskreten Einheiten geht, aber vielleicht in bewusster Provokation gerade gegenüber der formalen Semantik: Im Gegensatz zur logischen Basis der Kategorien in einer Frege'schen Kompositionalität ist die Semantik vielleicht genauso kontinuierlich und letztlich hermeneutisch-unendlich wie die textuelle Kompositionalität.

In dieser Traditionskompositionalität sind Texte keine starren Gebilde, die sich in starre Gattungskategorien pressen ließen; vielmehr handelt es sich um *konstitutive Vorgänge*, um *Tätigkeiten*, bei denen bestimmte konstitutive Elemente mit anderen kombiniert werden. Und diese Kombinatorik von Traditionellem, das muss betont werden, ist nicht eine der Sprache alleinig vorbehaltene: Sie ist analog zur Traditionskompositionalität in der Architektur oder in anderen Bereichen der Kultur. Auch in der Architektur finde ich komplexe Grundformen, die bestimmten Gattungen entsprechen – etwa Wohnhäuser gegenüber Brücken oder Zeitungskiosken –, innerhalb der Gattung der Wohnhäuser jedoch sind die einzelnen traditionellen Elemente mit einer gewissen Freiheit kombinierbar.

3. Kategorisierung als Prozess

Die Frage, die an dieser Stelle vielleicht zu Recht gestellt werden wird, ist die, was alle diese Phänomene mit Diskurstraditionen zu tun haben. Die Antwort ist einerseits eine terminologische, andererseits eine konzeptuelle. In terminologischer Hinsicht könnten wir sagen: All das hat nichts mit dem, was wir als Diskurstraditionen bezeichnen wollen, zu tun und wir behalten den Begriff der Diskurstraditionen ausschließlich für die Bezeichnung von textuellen Gesamtheiten und deren Kategorisierung vor, also eigentlich für Gattungen, nur mit anderem Namen. Darüber kann man diskutieren, es scheint mir aber nicht zentral zu sein, da es mir vielmehr darum geht, von der Traditionalität in den Texten ausgehend all jene Traditionsphänomene, die wir am Beispiel des *Conde Lucanor* angedeutet haben, irgendwie einzuordnen. Diese Umkehrung der Betrachtungsrichtung nicht vom Gesamttext, sondern von seinen einzelnen Aus-

drucks- und Inhaltselementen her (die auch den Gesamttext mit einschließen) scheint es mir möglich zu machen, den Begriff der Diskurstraditionen – und ich bleibe bei dem Begriff – in seiner ganzen Tragweite erst zu entfalten. Es geht also um eine komplette Umorientierung. Die ganze Diskussion um die Diskurstraditionen krankt m. E. an einem Perspektivenproblem: Es wird von bestimmten Kategorisierungen des Wiederholten oder Wiederholbaren ausgegangen und dann gefragt, welche Diskurstradition jeweils vorliegt. Ab dem Moment jedoch, wo wir vom Terrain der Kategorien ausgehen, versperrern wir uns dem Prozess des Kategorisierens selbst. Vielleicht ist es tatsächlich sinnvoll, hier die von Peter Koch genannte Unterscheidung zwischen Diskurstraditionen als Entitäten und Diskurstraditionellem als prinzipiell Traditionsfähigem heranzuziehen.

Wenn wir also im Gegensatz zur Globalkategorisierung als diskurstraditionell alles ansehen, was in Texten sich auf vorherige Texte bezieht und eine Beziehung zu früheren Texten herstellen lässt oder diese sogar explizit herstellt, so gilt es nur noch eine einzige fundamentale Abgrenzung herzustellen, denn allzu leicht würde es uns fallen, die Sprache und das Sprechen dann auf den Aspekt der Wiederholung zu reduzieren und im Kristeva'schen Sinne jeden Text als Wiederholung früherer Texte anzusehen – übrigens sage ich bewusst im Kristeva'schen Sinne, denn bei Bakhtin selbst finden wir noch die Saussure'sche Tradition und die Kritik an Saussure, ohne dabei jedoch an der Existenz des Sprachsystems, der *langue*, zu zweifeln: Bakhtin entwirft seine Vorstellung von den Diskursgenres ja gerade in Auseinandersetzung mit Saussure, nicht im Sinne einer Leugnung der Existenz der *langue*, wohl aber im Sinne einer Betonung der Begrenztheit des *langue*-Begriffs.¹⁰ Dabei mag es vielleicht sogar richtig sein, dass jeder Text Hervorrufung von bereits Gesagtem ist und dass in der großen babylonischen Bibliothek nicht nur jeder denkbare Satz, sondern auch jeder denkbare Text schon existiert, aber das ist eigentlich Nebensache: Es wäre, wäre es denn so (und es ist natürlich in Wahrheit *nicht* so), nur ein Epiphänomen, nur eine Art philologisch-historischer Effekt, nicht jedoch ein Argument gegen die Essenz der Sprache und die Existenz einer primären Historizität, diejenige der Sprache als Zeichensystem, das der Sprecher in sich aufgenommen hat und das ihm die Freiheit des Sprechens verleiht.¹¹

¹⁰ Vgl. Bakhtin 1989.

¹¹ „Wir können eine erste Historizität unterscheiden, die eigentlich nur genetisch historisch ist und in der Übernahme einer Technik besteht, die vom Sprecher *qua* Technik aufgenommen wird und ihm dann zur freien Produktion von Äußerungen dient. Diese Technik erlernt der Sprecher nicht als etwas Gegebenes, sondern er schafft sie anhand von gegebenen Äußerungen in sich selbst neu. Ab dem Moment, in dem er die Sprachtechnik erlernt hat, kann er selbstständig sprechen und braucht nicht mehr den Bezug zur Geschichte: Er hat diese Geschichte in Form einer Grammatik und eines Lexikons in sich aufgenommen, wie ein Vogel, der Fliegen gelernt hat –

4. Die zweite Historizität

Warum aber ist das Traditionelle nur Phänomen der *zweiten* Historizität, und warum möchte ich davor eine primäre, *erste* Historizität abgegrenzt haben? Zunächst könnte man hierauf erneut mit der Analogie zur Architektur antworten: Diskursive Traditionen, Wiederholungen von bestimmten Texten, bestimmten Inhalten, Widersagen oder Widerschreiben, das ist schlicht kulturelle Tradition. In der diskursiven Tradition ist die Sprache eigentlich nichts Besonderes, und das hat Wulf Oesterreicher immer wieder betont, wenn er sagt, dass die Betrachtung der Diskurstraditionen *qua* Diskurstraditionen eigentlich nicht der Linguistik bedarf: Dafür braucht man uns nicht. Nur bei der ersten Historizität, bei der Sprache als Sprache, da sind wir allein – als Linguisten und als Menschen. Die Sprache wird von uns über Texte erfahren, wir übernehmen Texte, wiederholen Texte und kennen vielleicht vor der Sprache diskursive Traditionen. Aber irgendwann, nach und nach, wird die Sprache *in unserem Gemüthe* geweckt, wie Humboldt so schön sagt,¹² und dann werden wir als Sprecher flügge und können die Vergangenheit, die Einzeltexte, weitgehend ausblenden oder abschütteln oder zumindest glauben, dies zu tun, weil wir in der Sprache sind, sie in uns aufgenommen haben, „nous sommes devant un état“,¹³ wir sind die Sprache und wir sind in ihr. Ob wir dafür ein *Language Acquisition Device* brauchen, das über die reine Fähigkeit zu lernen auch Strukturen mitbringt, wollen wir dahingestellt lassen. Aber auch die generative Idee des Sprachsystems weist hier auf eine ganz zentrale Besonderheit der menschlichen Sprache, die als Technik historisch ist, deren Historizität aber gerade in der Verinnerlichung der Geschichte liegt, die zugleich Unabhängigkeit von ihr bedeutet. Die in mich aufgenommene Technik ist sozusagen die Befreiung von der Geschichte, weil die Geschichte nicht als Abfolge von Einzelereignissen, sondern als Technik zu deren Schaffung in mir als Sprecher ist. Und es ist noch

wobei allerdings das Fliegen genetisch vorherbestimmt ist, während nur das Sprechen im allgemeinen als Sprechfähigkeit, sicherlich nicht jedoch die einzelsprachliche Technik der partikulären Sprache über den genetischen Code vererbt wird. Ab dem Moment, wo das Individuum die Einzelsprache beherrscht, wird es selbst zum dynamischen Mitgestalter der Geschichte der Sprache; es ist ein Teil dieser Geschichte und damit, als in ihr Stehender, gewissermaßen von ihr befreit, weil es sie in sich aufgenommen hat. Diese Historizität, die für die Sprache die wohl grundlegende ist, führt eben zu dem Eindruck, es handle sich bei der Sprache um ein geschichtsloses Wesen, weil das Wesen der Sprache nicht in der Historizität einzelner Ereignisse, sondern in einer abstrakten Technik zur Produktion von Ereignissen liegt“ (Kabatek 2011: 91).

¹² „sie [die Sprache] läßt sich daher, wenn es auch auf den ersten Anblick anders erscheint, nicht eigentlich lehren, sondern nur im Gemüthe wecken“ (Humboldt 1836: 34). Wie so viele Grundgedanken Humboldts geht auch diese Idee auf Herder zurück: „Eltern lehren die Kinder nie Sprache, ohne daß diese nicht immer selbst mit erfänden“ (Herder 1772/1966: 37).

¹³ Vgl. in der 3. Person, bezogen auf den Sprecher, Saussure 1916/1984: 117.

mehr, denn diese primäre Technik ist Zugang zu allen anderen Zeichensystemen, auch zum Zeichensystem der Diskurstraditionen.

Dass aber Diskurstraditionen Zeichencharakter haben, führt uns zu der Frage ihrer Verortung auf den Ebenen des Sprachlichen. Ein Text ist ein *ergon*, er ist ein individuelles unwiederholbares, in der Geschichte, an einem bestimmten Ort einmaliges Ereignis. Wenn nun einerseits die reine Individualität des Textes betont wird, andererseits von verschiedenen Autoren die Verortung der Diskurstraditionen auf der individuellen Ebene gefordert wurde, so hilft uns vielleicht der Zeichencharakter von Diskurstraditionen weiter. Ein Text ist zwar ein unwiederholbares Individuum, seine Wiederholung jedoch schafft zwischen dem ersten und dem zweiten Äußerungsakt eine Beziehung. Die Erkenntnis dieser Beziehung, die Identifikation einer Tradition, ist ein zeichenhafter Vorgang: Zwischen zwei konkreten Momenten steht eine abstrakte Verbindung, die „Tradition“ oder „Wiederholung“ heißt. Diese Abstraktion der Wiederholung ist nicht mehr individuell und einmalig, sie befindet sich auf einer abstrakten Ebene der Historizität; einer aus den konkreten Ereignissen unmittelbar abgeleiteten Historizität, die wir deshalb als der primären Historizität nachgeordnet betrachten, weil die primäre Historizität der in uns aufgenommenen Einzelsprache *vor* der Produktion von Einzeltexten steht. In der primären Historizität besteht der Zeichencharakter in der Bezeichnung der Welt durch Sprachzeichen. In der sekundären oder zweiten Historizität sind die Zeichen dazu da, Texte miteinander zu verbinden.

Somit haben in gewissem Sinne Franz Lebsanft und Peter Koch Recht, wenn sie debattieren, ob die Diskurstraditionen auf der individuellen oder auf der historischen Ebene anzusiedeln sind:¹⁴ Das Produzieren von individuellen Texten geschieht zunächst in der Ontogenese auf der Basis der Wiederholung. Aus der Wiederholung wird eine primäre Form abgeleitet, *im Gemüthe geweckt*, kognitiv systematisiert: Wir lernen eine Sprache als Technik, als Regelsystem, und können damit frei Texte schaffen, unendliche *utterances*, die diesem generativen System entsprechen und es sogar überwinden. Dieses Aufnehmen von Sprache als offenes, in uns verankertes System ist das eigentlich menschlich-Besondere, was es in dieser Weise bei keinem anderen semiotischen System gibt. Damit ist es primär, denn es ist definitorisch für unser Menschsein; es erlaubt uns, mittels der Stimme im Dialog durch die Sprache zu sprechen. Dass wir dabei bereits Gesagtes oder Geschriebenes wiederholen oder gerade nicht wiederholen, ergibt einen hinzugefügten Wert des Sprechens, es erlaubt Ökonomie, es hilft bei der Interpretation des Gemeinten, es versieht die Rede mit zusätzlichen Traditionszeichen, die ein Mehrwissen vermitteln, die, wenn wir

¹⁴ Vgl. Lebsanft 2005: 31f., 2006: 536 und dagegen Koch 2008: 55f.; vgl. auch Kabatek 2005a: 26.

so wollen, „modalisierend“ sind, da sie auf gemeinsames Wissen verweisen, womit sie sozial abgrenzend sein können oder einfach nur bequem, da sie zur Verfügung stehen. Manchmal dient das Traditionelle der Signalisierung von Komplizität; manchmal zum prahlerischen Wissensgebalze, meist jedoch einfach als zusätzliches Element effizienter Kommunikation – wobei „Zusatz“ hier einem *per definitionem* Mitgegebensein entspricht. Und da es nicht nur individuelle einmalige Tradition gibt, da Tradition immer mindestens *zwei* Momente voraussetzt, die miteinander verbunden werden, ist sie auch *Form*, auch *historisch*, aber gerade eben historisch als Beziehung von einem *ergon* mit einem anderen: Diskurstraditionen sind nicht Techniken, sie sind nur Wiederholungen von Ereignissen.¹⁵

Aber die Phänomene der zweiten Historizität, die Traditionsphänomene, bei denen ein Produkt A' dem Produkt A analog geschaffen wird und beide sich nicht *qua* Technik, sondern *qua* Produkte, *qua* individuelle Ereignisse aufeinander beziehen, sind zunächst keinesfalls ein Sammelsurium, eine chaotische Liste: Es sind vielfältige Phänomene, die alle einem definitonischen Prinzip der Wiederholung entspringen. Damit ist das Problem der Klassifikation, das Problem der unterschiedlichen Gattungsbegriffe und ihrer hierarchischen Organisation, keinesfalls gelöst, es wird dadurch erst eröffnet. Und hier *muss* die Linguistik neben der ganzen Textsortenforschung auch die literarische Gattungsdiskussion wahr- und ernst nehmen. Und sie muss sich mit Foucault auseinandersetzen, aber nicht in dem Sinne, dass sie dann Coserius Diskursbegriff mit dem Foucaults gleichsetzt und auch nicht, um etwa anzunehmen, Coserius Redeuniversen seien mit den Diskurstypen bei Foucault gleichzusetzen – zumindest nicht die reduzierten vier Diskursuniversen des späten Coserius.

5. Diskurstraditionen und Linguistik: ein Plädoyer

Nun bleibt noch eine weitere Frage, die im Raume steht, nämlich die, ob die Diskurstraditionenforschung als eigenständiger Bereich, als Disziplin, überhaupt etwas in der Linguistik zu suchen hat. Raymund Wilhelm¹⁶ hat angedeutet, dass bei einer Verweigerung dieser Zugehörigkeit wichtige Forschungsbeiträge der letzten Jahrzehnte aus der Linguistik ausgeklammert würden. Nun geht es auch hier wieder um eine terminologische Frage: Wenn ich Linguistik im engeren Sinne als Systemlinguistik definiere, so haben Diskurstraditionen nur dann etwas in der Linguistik verloren, wo zwischen ihnen

¹⁵ Vgl. Kabatek 2005b.

¹⁶ Vgl. den Beitrag Wilhelms in diesem Band.

und den Systemen eine Wechselbeziehung herrscht. Die reine Beschreibung der Geschichte des Kochrezepts *ohne* Bezug auf grammatische oder lexikalische Phänomene im weitesten Sinne wäre damit kein linguistisches Thema. Ich würde dies, ehrlich gesagt, so sehen, aber wie gesagt: Es geht um Terminologie und Festlegung. In keinem Falle geht es darum, der Erforschung der Geschichte des Kochrezepts ihre Legitimation abzuspriechen. Das ist in jedem Falle auch ein *philologisches* Thema, ohne jede Frage ein kulturwissenschaftliches, und zweifelsohne ein interessantes – und vielleicht auch ein linguistisches im weiteren Sinne. Dennoch: Ich würde die primäre Aufgabe der Linguisten in der Frage sehen, mit welchen sprachlichen Mitteln die Kochrezepte gestaltet sind. Und allgemeiner: Ich würde als eine zentrale Frage der Linguistik ansehen, warum die Betrachtung von Diskurstraditionen etwa für bestimmte Bereiche der Grammatik relevant ist oder warum Wortschatz in hohem Maße diskurs-traditionell gebunden ist. Wenn etwa bestimmte Verbformen romanischer Sprachen nur in ganz bestimmten Texten erscheinen, so muss die Grammatik-schreibung diskurs-traditionell untermauert sein – oder vielmehr: Sie muss von Betrachtungen der Diskurstraditionen her kritisch flankiert werden. Und hier sind wir in der Romanistik, nicht zuletzt in der Hispanistik und vor allem in der historischen Syntax, in den letzten Jahren durch den Diskurstraditionenbegriff wirklich vorangekommen. Wobei es nur ein Anfang war, ein Anfang, der neue, kritische Einsichten etwa in die historische Korpuslinguistik gebracht und auf zahlreiche Einzelphänomene neues Licht geworfen hat.¹⁷

Dabei ist das Verhältnis von Diskurstraditionen und Sprachsystemen alles andere als geklärt: Wir brauchen eine umfassende, systematische Einbindung des Faktors Tradition nicht nur in der historischen Grammatik, sondern auch bei der Betrachtung der Gegenwartssprache. Der Begriff „Tradition“ scheint auf eine zurückliegende, diachrone Sicht zu verweisen, aber jedes aktuelle Sprechen ist nicht nur einzelsprachlich, sondern auch diskurs-traditionell und somit *doppelt diachronisch*.

Wir brauchen eine Pragmatik, die zwischen Universellem, Einzelsprachlichem und Traditionellem unterscheidet und etwa die Frage der Anrede als universelles Phänomen stellt, die Anredesysteme in ihren einzelsprachlichen Ausformungen beschreibt aber auch weiß, dass die Tatsache, dass sich etwa die Sozialisten oder die Motorradfahrer untereinander duzen, weder universell noch einzelsprachlich, sondern diskurs-traditionell ist.¹⁸

Wir brauchen eine Soziolinguistik, die die soziale Dimension von Diskurs-traditionen erkennt, Inklusions- und Exklusionsphänomene durch Wissens-

¹⁷ Vgl. Kabatek 2012.

¹⁸ Vgl. hierzu Schrott 2014.

und Textbezüge, und die diese unterscheidet von variationellen (etwa lautlichen oder morphologischen) Eigenschaften bestimmter Varietäten.

Kurz: Wir brauchen eine klare Vorstellung davon, wie Traditionsbezüge beim Sprechen die Auswahl sprachlicher Elemente nahelegen oder bedingen, und wir müssen uns für alle Bereiche des Sprachlichen fragen, welches die jeweilige Relevanz dieser Traditionsbezüge für die von uns untersuchten Produkte ist.

Daher plädiere ich mehr als für eine sich ausweitende Diskurstraditionenforschung für eine Linguistik, die die ganze Tragweite diskursiver Traditionalität ernst nimmt und in allen Bereichen so berücksichtigt, wie es dem Objekt angemessen ist.

Bibliographie

- Ascoli, Graziadio Isaia (1873): Saggi ladini. – In: *Archivio glottologico italiano* 1, 1-556.
- Bakhtin, Mikhail M. (1989): *El problema de los géneros discursivos*. – México: Siglo XXI (russ. Orig. Moskau 1986).
- Brown, Penelope/Levinson, Stephen C. (1978/1987): *Politeness: Some Universals in Language Usage*. – Cambridge: Cambridge University Press.
- Fernández-Ordóñez, Inés (2006): La historiografía medieval como fuente de datos lingüísticos. Tradiciones consolidadas y rupturas necesarias. – In: José Jesús de Bustos Tovar, José Luis Girón Alconchel (Hg.): *Actas del VI Congreso Internacional de Historia de la Lengua Española*. Madrid: Arco/Libros, Bd. II, 1179-1807.
- Goebel, Hans (1990): „Ma il distintivo necessario del determinato tipo sta appunto nella simultanea presenza o nella *particolare combinazione* di quei caratteri.“ Methodische und wissenschaftsgeschichtliche Bemerkungen zum Diskussionskomplex ‚unità ladina‘. – In: *Ladinia* 14, 219-257.
- Herder, Johann Gottfried (1772/1966): *Abhandlung über den Ursprung der Sprache*. – Stuttgart: Reclam.
- Humboldt, Wilhelm von (1836): *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*. – Berlin: Dümmler.
- Jacob, Daniel/Kabatek, Johannes (Hg.) (2001): *Lengua medieval y tradiciones discursivas en la Península Ibérica. Descripción gramatical – pragmática histórica – metodología*. – Frankfurt a. M./Madrid: Vervuert/Iberoamericana.
- Kabatek, Johannes (2001): ¿Cómo investigar las tradiciones discursivas medievales? El ejemplo de los textos jurídicos castellanos. – In: Daniel Jacob, Johannes Kabatek (Hg.): *Lengua medieval y tradiciones discursivas en la Península Ibérica: descripción gramatical – pragmática histórica – metodología*, 97-132. Frankfurt a. M./Madrid: Vervuert/Iberoamericana.
- Kabatek, Johannes (2004): Tradiciones discursivas jurídicas y elaboración lingüística en la España medieval. – In: *Cahiers de Linguistique Hispanique Médiévale* 27, 249-261.
- Kabatek, Johannes (2005a): *Die Bolognesische Renaissance und der Ausbau romanischer Sprachen. Juristische Diskurstraditionen und Sprachentwicklung in Südfrankreich und Spanien im 12. und 13. Jahrhundert*. – Tübingen: Niemeyer.

- Kabatek, Johannes (2005b): Tradiciones discursivas y cambio lingüístico. – In: *Lexis* 29, 151-177.
- Kabatek, Johannes (2005c): Las tradiciones discursivas del español medieval: historia de textos e historia de la lengua. – In: *Iberoromania* 62, 28-43.
- Kabatek, Johannes (2005d): A propos de l'historicité des textes. – In: Adolfo Murguía (Hg.): *Sens et références. Mélanges Georges Kleiber*, 149-157. Tübingen: Narr.
- Kabatek, Johannes (2007): Las tradiciones discursivas entre conservación e innovación. – In: *Rivista di Filologia e Letterature Ispaniche* 10, 331-345.
- Kabatek, Johannes (2008): Introducción. – In: Johannes Kabatek (Hg.): *Sintaxis histórica del español y cambio lingüístico: Nuevas perspectivas desde las Tradiciones Discursivas*, 7-16. Frankfurt a. M./Madrid: Vervuert/Iberoamericana.
- Kabatek, Johannes (2011): Diskurstraditionen und Genres. – In: Sarah Dessi Schmid u. a. (Hg.): *Rahmen des Sprechens. Beiträge zu Valenztheorie, Varietätenlinguistik, Kreolistik, Kognitiver und Historischer Semantik. Peter Koch zum 60. Geburtstag*, 89-100. Tübingen: Narr.
- Kabatek, Johannes (2012): Nuevos rumbos de la sintaxis histórica del español. – In: *Actas del VIII Congreso de la AHLE*, 77-100. Santiago de Compostela: Meubook.
- Kabatek, Johannes (2013): Koinés and Scriptae. – In: Martin Maiden, John Charles Smith, Adam Ledgeway (Hg.): *The Cambridge History of the Romance Languages*. Cambridge: Cambridge University Press, Bd. II, 143-186.
- Koch, Peter (1997): Diskurstraditionen: zu ihrem sprachtheoretischen Status und ihrer Dynamik. – In: Barbara Frank, Thomas Haye, Doris Tophinke (Hg.): *Gattungen mittelalterlicher Schriftlichkeit*, 43-79. Tübingen: Narr.
- Koch, Peter (2008): Tradiciones discursivas y cambio lingüístico: el ejemplo del tratamiento *vuestra merced* en español. – In: Johannes Kabatek (Hg.): *Sintaxis histórica del español y cambio lingüístico: Nuevas perspectivas desde las Tradiciones Discursivas*, 53-88. Frankfurt a. M./Madrid: Vervuert/Iberoamericana.
- Lebsanft, Franz (2005): Kommunikationsprinzipien, Texttraditionen, Geschichte. – In: Angela Schrott, Harald Völker (Hg.): *Historische Pragmatik und historische Varietätenlinguistik in den romanischen Sprachen*, 25-43. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen.
- Lebsanft, Franz (2006): Sprecher zwischen Tradition und Innovation: Zum Problem von ‚Diskurstraditionen‘ und ‚Diskursgemeinschaften‘ am Beispiel der Sprache der Politik. – In: *Zeitschrift für romanische Philologie* 122, 531-548.
- Saussure, Ferdinand de (1916/1984): *Cours de Linguistique Générale*, édition critique préparée par Tullio de Mauro, (1. Aufl. 1972, auf der Basis der urspr. Fassung von Bally, Sechehayé und Riedlinger von 1916) – Paris: Payot.
- Schrott, Angela (2014): Sprachwissenschaft als Kulturwissenschaft aus romanistischer Sicht: Das Beispiel der kontrastiven Pragmatik. – In: *Romanische Forschungen* 126, 3-44.
- Völker, Harald (2003): *Skripta und Variation. Untersuchungen zur Negation und zur Substantivflexion in altfranzösischen Urkunden der Grafschaft Luxemburg 1237-1281*. – Tübingen: Niemeyer.
- Wilhelm, Raymund (2001): Diskurstraditionen. – In: Martin Haspelmath, Ekkehard König, Wulf Oesterreicher, Wolfgang Raible (Hg.): *Sprachtypologie und sprachliche Universalien. Ein internationales Handbuch*. Berlin/New York: De Gruyter, Bd. I, 467-477.

Raymund Wilhelm

Diskurstraditionen und einzelsprachliche Traditionen

1. Der Ausgangspunkt

Der Begriff der *Diskurstradition* hat in den letzten Jahrzehnten eine bemerkenswerte internationale Verbreitung erfahren. Zahlreiche empirische Arbeiten knüpfen an diese Forschungsrichtung an, vor allem in der Hispanistik, aber etwa auch in der Italianistik. Der Terminus *tradición discursiva* oder *tradizione discorsiva* scheint etwas intuitiv Einleuchtendes zu haben. Als gemeinsames Merkmal der Arbeiten, die sich auf das Modell der Diskurstraditionen berufen, bleibt allerdings oft nicht viel mehr als ein sprachgeschichtlicher Ansatz, der in besonderer Weise auf Texte (oder Textsorten) rekurriert.¹

Eine gewisse Vagheit und Unbestimmtheit zeichnet den Begriff von Anfang an aus. Eine ausgearbeitete Theorie der Text- oder Diskurstraditionen² fehlt bislang. In der gegenwärtigen Situation scheint es mir sinnvoll, noch einmal von dem Grundgedanken auszugehen, der geradezu die Spezifität des Modells ausmacht: Die Besonderheit des Begriffs der Diskurstraditionen liegt zweifellos darin, dass er – im Gegensatz zu zahlreichen Ansätzen etwa der germanistischen Textsortenlinguistik –³ die *Autonomie* der textuellen gegenüber den einzelsprachlichen Regularitäten betont. Diese Auffassung kommt schon in einem Diskussionsbeitrag Coserius in dem Tagungsband *Textsorten* sehr deutlich zum Ausdruck:

Diese Ebene, auf welcher man Textsorten wie Gedicht, Roman, Erzählung, Bericht usw. feststellt, hat mit der Ebene des Textes als Ebene der grammatischen Strukturierung in einer bestimmten Einzelsprache prinzipiell nichts zu tun. (Coseriu in Gülich/Raible 1972: 139)

¹ Vgl. u. a. die Beiträge in Ciapuscio (Hg.) 2006 und Kabatek (Hg.) 2008. – In der italienischen Sprachgeschichtsschreibung hat bereits Casapullo 1999 das Modell der Diskurstraditionen aufgegriffen.

² Die Termini *Texttradition* und *Diskurstradition* sind synonym.

³ Zur germanistischen Textsortenlinguistik vgl. zusammenfassend Gansel 2011.

Diese Grundannahme hat weitreichende Konsequenzen, die auch in den Arbeiten zu den Diskurstraditionen nicht immer hinreichend berücksichtigt werden. Gerade die vielfältigen Wechselwirkungen zwischen den einzelsprachlichen und den textuellen Traditionen verdienen dabei unsere besondere Aufmerksamkeit, da sie es erlauben, die Unterscheidung Coserius in prägnanter Weise herauszuarbeiten.

2. Der einzelsprachunabhängige Charakter der Diskurstraditionen

Grundlage des Modells der Diskurstradition ist Coserius Unterscheidung zweier Textbegriffe: Neben dem Text als der obersten „Ebene der einzelsprachlichen grammatischen Strukturierung“ können wir den Text „auf einer autonomen Ebene des Sprachlichen“ betrachten (vgl. Coseriu ³1994: 29, 34). Die transphrastischen Strukturen – etwa die Verfahren der Satzverknüpfung – zählen zur einzelsprachlichen Grammatik; denken wir etwa an die unterschiedlichen Formen der pronominalen Wiederaufnahme im Italienischen und im Deutschen.⁴ Demgegenüber konstituieren die strukturellen Muster, die es uns erlauben, einen Text als Brief oder Festvortrag oder Sonett zu produzieren, Regelkomplexe oder Normen einer zweiten Dimension, die sich nicht auf einzelsprachliche Normen zurückführen lassen. Diesen zweiten Typ von meist implizit bleibenden historisch wandelbaren Normen nennen wir Text- oder Diskurstraditionen.

Coseriu geht es bei dieser Unterscheidung darum, die Kompetenz im Hinblick auf die Verfertigung von Texten von der Kompetenz im Hinblick auf die Verwendung einer Einzelsprache abzuheben: Das expressive Wissen ist autonom gegenüber dem idiomatischen Wissen (vgl. Coseriu ²2007: 167). Der jeweilige Redeakt steht solchermassen in zwei voneinander unabhängigen Traditionslinien: Er realisiert eine Einzelsprache (oder eine einzelsprachliche Varietät) und eine traditionelle textuelle Form.

Der einzelsprachunabhängige Charakter der Diskurstraditionen bedeutet unter anderem, dass wir die Geschichte einer oder mehrerer Diskurstraditionen nachzeichnen können, ohne im eigentlichen Sinne einzelsprachliche Fragen zu berücksichtigen.⁵ Um ein Beispiel zu nennen: Die Geschichte der journalistischen Textgattungen und die Geschichte der in diesen Texten verwendeten sprachlichen Varietäten bilden zwei deutlich unterschiedene und gleicherma-

⁴ Vgl. u. a. Conte 1988.

⁵ Vgl. Kabatek 2006: 29: „[...] es posible estudiar las tradiciones discursivas prescindiendo de la visión propiamente lingüística“.

ßen berechnigte Fragestellungen.⁶ Damit fällt die Geschichte der Diskurstraditionen keineswegs mit der literaturwissenschaftlichen Gattungsgeschichte zusammen; sie schließt diese jedoch ein, insofern mit dem Begriff der Diskurstradition der gesamte Bereich der Texttypen oder Textgattungen in den Blick des Linguisten gelangt.

Der Begriff der Diskurstradition reicht jedoch noch in einer anderen Hinsicht über den literaturwissenschaftlichen Gattungsbegriff hinaus. Eine Besonderheit dieses Modells liegt in der Tat darin, dass alles das, was in Texten historisch ist, aber nicht der einzelsprachlichen Dimension angehört, den Diskurstraditionen zugerechnet wird. Unter dem Gesichtspunkt der Diskurstraditionen beschäftigen wir uns somit mit

Textsorten, Gattungen, Stilen, rhetorischen Genera, Gesprächsformen, Sprechakten usw. wie z. B. Beipackzettel, Sonett, Manierismus, Prunkrede, Talkshow, Lehnseid usw. (Koch 1997: 45)

Als Diskurstraditionen gelten weiterhin die Diskursuniversen – wie etwa Religion, Wissenschaft, Literatur –,⁷ sodann Begrüßungsformeln und textgliedernde Formeln,⁸ wissenschaftliche oder fachsprachliche Terminologien⁹ etc. Als Diskurstradition können wir „todo tipo de tradiciones del hablar identificables“ (neben den einzelsprachlichen Traditionen) ansehen (Kabatek 2006: 32 und vgl. ebd. Anm. 18). Wenig sinnvoll scheint es dagegen, die Textsorten oder Textgattungen auszunehmen und sie als „historisch konkretisierte Konstellationen beziehungsweise Bündel von Diskurstraditionen“ aufzufassen (Schrott/Maaß 2010: 317, Anm. 24). Vielmehr machen gerade die Gattungen den Kernbereich dessen aus, was wir gemeinhin unter Diskurstraditionen verstehen (vgl. auch Kabatek 2011). Allerdings müssen wir durchaus danach fragen, wie der heterogene Bereich der Diskurstraditionen geordnet ist. Und es wäre auch zu ermitteln, ob die unterschiedlichen Typen von textuellen Normen denselben Prinzipien gehorchen. Einige Diskussionen der letzten Jahre dürften in der Tat zumindest teilweise daher rühren, dass die Autoren jeweils unterschiedliche Typen von Diskurstraditionen vor Augen hatten, von denen dann auf den gesamten Bereich der diskurstraditionellen Normen geschlossen wurde.¹⁰

Die Annahme einer Autonomie der Diskurstraditionen gegenüber den einzelsprachlichen Traditionen verlangt in mehrerlei Hinsicht nach einer Präzisierung. Ich greife hier zwei Überlegungen auf, die mir besonders wesentlich

⁶ Vgl. hierzu, anhand der italienischen Flugschriften des *Cinquecento*, Wilhelm 1996.

⁷ Verstanden als historische Größen im Sinne von Schlieben-Lange 1983: 146f.

⁸ Vgl. Coseriu ³1994: 202, Wilhelm 2001: 469f.

⁹ Vgl. Koch 1997: 52, Wilhelm 2011a: 137-140.

¹⁰ Vgl. genauer Wilhelm 2011b: 165.

scheinen. Zum einen weist bereits Coseriu darauf hin, dass es Texte gibt, „die der Sprachtradition selbst einverleibt sind“; gedacht ist dabei etwa an eine Grußformel wie *Guten Morgen*, die im Deutschen (und im Englischen) fest etabliert ist, die in den romanischen Sprachen in dieser Form jedoch nicht vorkommt (Coseriu ³1994: 53). Das Beispiel macht (in einer nicht sehr glücklichen Diktion) insbesondere Folgendes deutlich: Als historische Größen haben Diskurstraditionen eine je unterschiedliche geographische und chronologische Verbreitung. Die prinzipielle Unabhängigkeit von einzelsprachlichen und diskurstraditionellen Normen schließt nicht aus, dass eine bestimmte Diskurstradition auf einige wenige oder sogar nur auf eine einzige Sprachgemeinschaft beschränkt sein kann. So wie das Sonett zunächst nur in Italien existiert (vgl. Coseriu ³1994: 34f.), gibt es Grußformeln, die nur in bestimmten Sprachgemeinschaften gebräuchlich sind. Die Unterscheidbarkeit von einzelsprachlichen und diskurstraditionellen Normen wird dadurch nicht beeinträchtigt.

Überhaupt handelt es sich bei der Trennung von einzelsprachlichen und diskurstraditionellen Fakten nicht um eine empirisch zu lösende Frage. Es ist keineswegs so, dass alles, was mehreren Sprachgemeinschaften gemeinsam ist, diskurstraditionell wäre. Deshalb ist auch der Ausdruck ‚über-einzelsprachlich‘ im Hinblick auf Diskurstraditionen missverständlich.¹¹ Entscheidend ist hier eine Statuszuweisung: Das Sonett ist deshalb eine Diskurstradition, weil es nicht „zur einzelsprachlichen Struktur“ des Italienischen gehört, ganz unabhängig von seiner tatsächlichen Verbreitung (Coseriu ²2007: 171). Als eine metrische Form ist das Sonett ein Verfahren der textuellen Strukturierung, das von der Grammatik der jeweils verwendeten Einzelsprache – vom lautlichen bis zum transphrastischen Bereich – prinzipiell unabhängig ist.¹²

Zum zweiten ist immer wieder festgestellt worden, dass Diskurstraditionen vielfach auch einzelsprachlich charakterisiert sind. Denken wir an das bekannte Faktum, dass in italienischen Verstexten bis ins 19. Jahrhundert eine eigene dichtungssprachliche Varietät verwendet wird. Die Autonomie der diskurstraditionellen und der einzelsprachlichen Ebene wird allerdings auch hier nicht in Frage gestellt: Ein Sonett ist ja nicht deshalb ein Sonett, weil es Formen wie *augello* oder *diria* (statt *uccello* und *direbbe*) verwendet. Allerdings zählen solche poetischen Varianten zur traditionellen Erscheinungsform der gelehrten

¹¹ Von „über-einzelsprachliche[n] Regularitäten“ spricht etwa Coseriu in Gülich/Raible 1972: 139. Koch 1997: 49 spricht, im Hinblick auf Diskursregeln und Sprachregeln, treffender von „quer‘ zueinander liegenden Geltungsbereichen und Trägergruppen“.

¹² Metrische Formen werden gerne als Beispiele für Diskurstraditionen herangezogen. Zu dem oft variierten Beispiel des Sonetts vgl. auch Kabatek 2006: 31f.; zur *cuaderna via* vgl. Schrott/Maaß 2010: 322.

Dichtung Italiens. Wir können hier von *Traditionen der einzelsprachlichen Gestaltung von Diskurstraditionen* sprechen.¹³

Die Annahme von kontingenten, das heißt immer nur historisch zu erklärenden, nicht ableitbaren Korrelationen zwischen einzelsprachlichen Formen und bestimmten Diskurstraditionen ist ein geradezu notwendiger, bislang zu wenig reflektierter Bestandteil der Theorie der Diskurstraditionen. Betrachten wir solche formelhaften Elemente wie die bereits erwähnten Grüße oder stereotype textgliedernde Verfahren. Das Spezifische der Formeln liegt gerade darin, dass sie zwar diskurstraditionelle Größen darstellen, aber gleichzeitig einzelsprachlich kodifiziert sind. Deutlich ist dies etwa bei dem klassischen Beispiel *Es war einmal*, wo gerade die spanische Formel *Érase una vez* „ein Element [aufweist], das in der freien Syntax nicht in dieser Weise auftritt“ (Coseriu³1994: 189). Wir können auch in diesem Fall von *Traditionen der einzelsprachlichen Gestaltung von Diskurstraditionen* sprechen. Allerdings zeichnet sich hier ein nicht unwesentlicher Unterschied ab: Bei den Textgattungen sind die Traditionen der einzelsprachlichen Gestaltung nur akzessorisch, sie machen jedoch nicht das Eigentliche der jeweiligen Gattung aus. Für die Formeln dagegen sind solche einzelsprachlichen Festlegungen konstitutiv: Es handelt sich, in der Terminologie Coserius (31994: 202), um „einzelsprachlich völlig fixierte Texte“. Die Formel ist als solche gerade anhand ihrer einzelsprachlichen Fixierung erkennbar.

Die Unterscheidung der diskurstraditionellen und der einzelsprachlichen Dimension können wir hier wie folgt fassen. Als Diskurstradition kommt der Formel *Es war einmal*, *Il était une fois*, *C'era una volta* etc. eine präzise textuelle Funktion zu: Durch die einzelnen Sprachen hindurch dient diese Formel der Erzähleröffnung im Märchen, und sie fungiert damit zugleich als ein Erkennungsmerkmal der Gattung. In diskurstraditioneller Hinsicht ist insbesondere nach der Geschichte, etwa dem erstmaligen Auftreten und der geographischen Verbreitung dieser Formel zu fragen.¹⁴ In einzelsprachlicher Hinsicht ist dagegen, wie wir gesehen haben, insbesondere die spanische Realisierung der Formel interessant: Hier können wir die Konservierung eines archaischen syntaktischen Musters, der Enklise des unbetonten Pronomens am Satzanfang, beschreiben. In demselben Ausdruck *Érase una vez* treffen solchermaßen zwei Traditionen unterschiedlicher Natur zusammen: die Tradition eines textuellen Versatzstückes, der Formel *Es war einmal*, und die Tradition der jeweiligen

¹³ Vgl. Wilhelm 2001: 473f. und allgemein Schlieben-Lange 1983: 142-144.

¹⁴ Die Formel ist so gut etabliert, dass sie bereits eine parodistische Verwendung erlaubt. Als eines unter zahlreichen Beispielen sei hier der Anfang von Carlo Collodis *Pinocchio* genannt: „C'era una volta... – Un re! – diranno subito i miei piccoli lettori. No ragazzi, avete sbagliato. C'era una volta un pezzo di legno.“

Einzelnsprache mit ihren Regelmäßigkeiten auf den unterschiedlichen Ebenen der einzelsprachlichen Strukturierung.

3. Der Parallelismus zwischen Diskurstraditionen und Sprachen

Gerade wenn wir uns die *Autonomie* der diskurstraditionellen und der einzelsprachlichen Normen vor Augen halten, können wir die *Analogie* oder den Parallelismus zwischen Diskurstraditionen und Einzelsprachen erkennen. Die Parallele zwischen Diskurstraditionen und Sprachen hat Coseriu anhand der literarischen Gattungen exemplifiziert:

Die sogenannten literarischen Gattungen erscheinen bei näherer Betrachtung als den historischen Sprachen analog. Sie sind nämlich keine ‚Klassen‘ (und daher auch keine ‚Gattungen‘ im eigentlichen Sinne), sondern vielmehr jeweils historisch gegebene Individuen, genauso wie die Sprachen. Es ist eigentlich unmöglich, den Roman, die Tragödie als Klassen zu definieren. Man kann nur den historisch gegebenen Roman, die historisch gegebene Tragödie beschreiben und in ihrer historischen Entwicklung untersuchen. (Coseriu 1971: 186f.)

Was hier zu den literarischen Gattungen geäußert wird, gilt in gleichem Maße für alle Textgattungen und darüber hinaus für die Diskurstraditionen insgesamt (vgl. Wilhelm 2011a: 124). Wesentlich ist hier die Einsicht, dass es sich bei den Gattungen nicht um klassifikatorische Begriffe handelt. Vielmehr ist die Zugehörigkeit eines individuellen Textes zu einer Gattung (oder einer Diskurstradition) analog seiner Zugehörigkeit zu einer einzelsprachlichen Tradition zu sehen. Indem der Sprecher oder Schreiber in seinem aktuellen Redeakt eine tradierte Diskursnorm realisiert, adaptiert er diese immer auch an seine jeweiligen Bedürfnisse, und er trägt damit zur Abwandlung der überlieferten Formen bei. In dieser Hinsicht entspricht einer Diskurstradition eine historische Reihe von Texten.¹⁵

Der Parallelismus zwischen Diskurstraditionen und Sprachen ist sicher nicht absolut. So wurde auf unterschiedliche Weise versucht, den ‚sekundären‘ Charakter der Diskurstraditionen gegenüber den Einzelsprachen herauszustellen.¹⁶ Dabei konnte man sich auf das berühmte Schema Coserius berufen, in dem das expressive Wissen der individuellen Ebene, das idiomatische Wissen dagegen der historischen Ebene zugewiesen wird (vgl. Coseriu ²2007: 75). Im Zentrum

¹⁵ Vgl. Aschenberg 2003: 5: „Diskursnormen resp. -traditionen bezeichnen historisch konventionalisierte Techniken [...], sie erzeugen textuelle Gleichförmigkeiten, die den Einzeltext als einer – metaphorisch gesprochen – historischen ‚Reihe‘ zugehörig erkennbar werden lassen.“

¹⁶ Vgl. u. a. Albrecht 2003; Kabatek 2011.

steht hier die Frage, wie Coseriu die unterschiedliche Historizität der Texttraditionen und der Einzelsprachen begründet.

In einer bemerkenswerten Anmerkung der *Sprachkompetenz* findet sich die folgende Präzisierung zur Historizität der Texttraditionen:

Wir unterscheiden zwischen dem historischen Wesen und dem historischen Status. Ihrem Wesen nach sind nicht nur alle Sprachsysteme, sondern auch die Traditionen des Sprechens im allgemeinen und die Texttraditionen historisch. Ihrem Status nach sind es nur die historischen Sprachen wie Deutsch, Französisch, Englisch usw. [...] So unterscheidet sich z. B. das Niederländische seinem historischen Wesen nach nicht von anderen niederdeutschen Dialekten. Seinem Status nach ist es aber eine historische Sprache, weil es aufgrund seiner Geschichte als historisch autonomes Gefüge von sprachlichen Traditionen aufgefaßt wird und nicht bloß, wie die übrigen niederdeutschen Dialekte, im Gefüge einer anderen historischen Sprache aufgeht. (Coseriu ²2007: 81, Anm. 1)

Pointiert ausgedrückt bedeutet dies, dass allein diejenigen Varietäten einen historischen Status besitzen, die heute Nationalsprachen sind. Alle übrigen Varietäten, so dürfen wir dieser Passage entnehmen, sind in ihrem historischen Wesen den Diskurstraditionen analog.

An einer anderen Stelle versucht Coseriu, die unterschiedliche Historizität von Einzelsprachen und Diskurstraditionen näher zu begründen, indem er einen prinzipiellen Unterschied zwischen Sprachgemeinschaften und Textgemeinschaften annimmt:

Die Ebene der Texte ist jedoch nicht in dem Sinn historisch wie die Ebene der Einzelsprachen. Die Sprachgemeinschaften gelten nämlich gerade wegen des Sprachlichen als Gemeinschaften, z. B. die deutsche oder die französische Sprachgemeinschaft. Es gibt zwar auch bei Texten Gemeinschaften. Sie sind es aber nicht deshalb, weil sie bestimmte Texte oder Textsorten verwenden. Es ist gerade umgekehrt: Sie sind zuerst Gemeinschaften, und eben deshalb verwenden sie diese oder jene Texte. (Coseriu ²2007: 86)

Um die Frage der Diskursgemeinschaften hat sich in den letzten Jahren eine lebhaftige Diskussion entsponnen.¹⁷ Es ist erstaunlich, dass die apodiktisch vorgetragene Unterscheidung Coserius dabei zunächst meist zustimmend zitiert worden ist.¹⁸ Offenbar denkt Coseriu auch hier in erster Linie an die nationalen Sprachgemeinschaften.¹⁹ Wir sind also wieder bei der Frage des historischen Status. Dabei dürfen wir jedoch nicht vergessen, dass nationale Sprachgemein-

¹⁷ Vgl. Lebsanft 2005; Lebsanft 2006; Koch 2008; Wilhelm 2011a; Wilhelm 2011b.

¹⁸ Vgl. Lebsanft 2005: 32; Koch 2008: 55.

¹⁹ Vgl. Lebsanft 2005: 32: „Coseriu [denkt] das Historische, auch wenn er das nicht *expressis verbis* sagt, in der Kategorie des durch die Einzelsprache definierten Nationalen, sei es als Kultur- oder Staatsnation.“

schaften nur in ganz bestimmten historischen Konstellationen ausgebildet wurden.²⁰

Wir können das folgende Ergebnis festhalten: Diskurstraditionen sind ihrem Wesen nach in derselben Weise historisch wie einzelsprachliche Varietäten; dies stellt bereits Coseriu fest. Die Annahme, die Text- oder Diskurstraditionen wiesen eine andere Art von Historizität auf als die Einzelsprachen, zielt dagegen insbesondere auf den herausgehobenen Status nationaler Sprachgemeinschaften. Die Frage nach dem Status einzelner Varietäten und der ihnen korrespondierenden Gemeinschaften ist für die romanische Sprachgeschichte von zentralem Interesse. In einem allgemeinen sprachtheoretischen Modell dürfte dem historisch partikulären Konzept der Nationalsprache allerdings nur die Rolle eines ‚Sonderfalls‘ zukommen.

Grundlage unserer weiteren Überlegungen ist somit die Parallelsetzung von einzelsprachlichen Varietäten und Diskurstraditionen. Wir können hier an die Umdeutung von Coserius Drei-Ebenen-Modell durch Peter Koch und Wulf Oesterreicher anknüpfen.²¹ Dabei ist jedoch zu präzisieren, dass auf der historischen Ebene eine Parallele zwischen den einzelsprachlichen Varietäten und den Diskurstraditionen besteht, während die Nationalsprachen, d. h. diejenigen sprachlichen Varietäten, die einen historischen *Status* besitzen, offenbar kein Pendant auf der Seite der Diskurstraditionen haben. Schematisch lässt sich dies folgendermaßen darstellen (vgl. Wilhelm 2011b: 162):

universelle Ebene		Sprechen im allgemeinen	
	historischer Status:	Nationalsprache	???
historische Ebene		↑↑↑	↑↑↑
	historisches Wesen:	einzelsprachliche Varietät	Diskurstradition
aktuelle Ebene		Diskurs/Text	

Abbildung 1: Das Drei-Ebenen-Modell

Die Nationalsprache hat aufgrund ihrer Fähigkeit, andere Varietäten zu ‚überdachen‘, und aufgrund der besonderen Bedeutung der mit ihr verbundenen

²⁰ Vgl. Wilhelm 2011b: 161f.

²¹ Vgl. etwa Oesterreicher 2001: 1558.

Sprachgemeinschaft einen herausgehobenen Status. Die Pfeile deuten das dynamische Verhältnis von einzelsprachlichen Varietäten und nationalen Standardsprachen an; insbesondere können wir hier auch Zwischenstufen beschreiben, etwa im Hinblick auf solche Sprachen – wie etwa das Katalanische –, denen zwar einige, aber (noch) nicht alle Merkmale einer Nationalsprache zukommen.

Einen vergleichbaren, in der Terminologie Coserius *historischen*, Status können Diskurstraditionen offenbar nicht erlangen. Zwar können wir auch im Hinblick auf Diskurstraditionen in manchen Fällen durchaus von mehr oder weniger kompakten *Diskursgemeinschaften* sprechen, die sich jeweils durch die Praxis eines Ensembles von Diskurstraditionen auszeichnen: Denken wir etwa an die *Scientific Community* im Mittelalter oder in der Gegenwart, die mit den von ihr praktizierten Textformen tatsächlich ‚querliegend‘ zu den jeweiligen Sprachgemeinschaften existiert. Es ist jedoch kaum denkbar, dass eine Diskursgemeinschaft eine ähnliche Kompaktheit erlangt wie die nationalen Sprachgemeinschaften des 19. und 20. Jahrhunderts.²²

4. Diskurstraditionen und diaphasische Varietäten

Die Parallele zwischen den Diskurstraditionen und den einzelsprachlichen Varietäten bedeutet insbesondere Folgendes: So, wie es keine Rede gibt, die nicht in einer oder mehreren einzelsprachlichen Traditionen steht, kann es auch keine Rede geben, die nicht in einer oder mehreren Diskurstraditionen steht. Ein aktueller Text oder Diskurs ist immer zugleich einzelsprachlich und diskurstraditionell geprägt.

Hier schließt sich sogleich eine weitere Frage an: das „Problem der Abgrenzung von Diskurstraditionen und diaphasischen Varietäten“, das Peter Koch (1997: 51) zu Recht als „besonders dornig“ bezeichnet hat. Eine Lösung dieses Problems ist für unser Modell von großer Dringlichkeit. Wenn es uns nicht gelingt, trotz aller „Affinitäten“ (Oesterreicher 2001: 1567), den einzelsprachlichen und den diskurstraditionellen Bereich klar zu trennen, fällt unsere Grundannahme, der einzelsprachunabhängige Charakter der Diskurstraditionen. Damit würde das Modell der Text- oder Diskurstraditionen seine Spezifität (und letztendlich seine Berechtigung) verlieren.²³

Es ist darauf hingewiesen worden, dass sowohl die Diskurstraditionen als auch die diaphasischen Varietäten wesentlich durch die jeweilige Kommunika-

²² Vgl. die detailliertere Diskussion in Wilhelm 2011b.

²³ Vgl. Koch 1997: 51f.; Wilhelm 2011a: 135-140.

tionsituation geprägt sind: „Gemeinsamer Bezugspunkt von Diaphasik und Texttradition ist [...] die Bezogenheit auf die Situation“ (Lebsanft 2005: 33).

Diese Gemeinsamkeit kann jedoch nicht den wesentlichen Unterschied zwischen den beiden Bereichen verdecken: Im Falle der Diaphasik geht es um die situationsbedingte Auswahl sprachlicher Varianten, beispielsweise im lexikalischen Bereich (*voiture* vs. *bagnole*) oder im morphosyntaktischen Bereich (*bien que* + Konjunktiv vs. *bien que* + Indikativ).²⁴ Im Falle der Diskurstraditionen interessiert uns dagegen die Auswahl bestimmter textueller Muster wie Brief, E-Mail oder Telefongespräch. Natürlich sind diese traditionellen textuellen Formen auch jeweils situationsbedingt. Es handelt sich jedoch um textuelle Strukturen, nicht um einzelsprachliche Strukturen.

In den Studien zu den Diskurstraditionen findet sich hier zuweilen eine gewisse Unschärfe in der Abgrenzung. So hat Kabatek festgestellt, dass bestimmte französische Politiker, die Absolventen der *École Normale d'Administration* (ENA), in ihren Parlamentsreden gerne den in der gesprochenen Sprache ansonsten weitgehend inexistenten *subjonctif de l'imparfait* verwenden. Und Kabatek deutet dies so, dass durch die Auswahl eines auffälligen diaphasischen Elements eine bestimmte Tradition des Sprechens innerhalb der Gattung der Parlamentsrede konstituiert wird (Kabatek 2005: 156); weiter heißt es hierzu:

[...] también podríamos suponer que una variedad lingüística puede funcionar como tradición discursiva: la tradición diafásica que incluye el imperfecto del subjuntivo francés sería al mismo tiempo la tradición de hablar de los llamados ‚enarcas‘ que estudiaron juntos en la misma escuela. (Kabatek 2005: 160)

Die Annahme, eine sprachliche Varietät könne als Diskurstradition fungieren, ist missverständlich. In der Tat sieht Kabatek sich sogleich genötigt festzuhalten, Diskurstraditionen und einzelsprachliche Varietäten seien nicht dasselbe.²⁵ Wie die Grenze zwischen Diskurstraditionen und Varietäten zu ziehen sei, wird hier allerdings nicht deutlich.

Dabei scheint der Fall recht einfach zu liegen. In diskurstraditioneller Hinsicht haben wir es mit dem Typ der Parlamentsrede zu tun; die Zugehörigkeit zur Gruppe der *Énarques* wird dagegen durch ein einzelsprachliches Element, den *subjonctif de l'imparfait*, signalisiert. Die Verwendung der auffälligen Konjunktivform betrifft solchermassen das gewählte Sprachregister, nicht die Textgattung. Wenn es sich hierbei um ein bereits traditionelles Faktum handelt,

²⁴ Vgl. Koch/Oesterreicher ²2011: 162f.; 171f.; die Setzung des Indikativs anstelle des Konjunktivs rechnen die beiden Autoren allerdings der Nähesprache im engeren Sinne (der Varietät ‚gesprochen‘) zu.

²⁵ Vgl. Kabatek 2005: 160: „Esto no quiere decir, sin embargo, que una TD sea lo mismo que una variedad: existen buenas razones para establecer la separación de ambos fenómenos“.

wie Kabatek annimmt, haben wir es wiederum mit der *Tradition einer einzelsprachlichen Gestaltung einer Diskurstradition* zu tun. Wir hätten hier somit ein schönes Beispiel dafür, dass die Wahl einer bestimmten Diskurstradition, vermittelt durch Traditionen, die Wahl bestimmter einzelsprachlicher Varianten nach sich ziehen kann.²⁶

Wir können uns das Verhältnis zwischen diskurstraditionellen und einzelsprachlichen Elementen anhand eines Vergleichs aus der Physik verdeutlichen. So wie ein Körper immer zugleich eine Gestalt und eine Farbe aufweist, realisiert ein aktueller Text immer zugleich eine Diskurstradition und eine einzelsprachliche Varietät. Selbst wenn wir nun feststellen, um in dem gewählten Bild zu bleiben, dass in einem gegebenen Untersuchungsbereich alle Kugeln rot und alle Würfel blau sind, bedeutet dieser empirische Befund ja keineswegs, dass die Unterscheidung zwischen Gestalt und Farbe hinfällig wäre. Ebenso wenig können wir aus der Privilegierung bestimmter einzelsprachlicher Varianten in bestimmten Textgattungen schließen, diese Varianten gehörten zur ‚Definition‘ der in Frage stehenden Diskurstradition: Formen wie *augello* oder *diria* in bestimmten italienischen Sonetten oder die Formen des *subjonctif de l'imparfait* in bestimmten französischen Parlamentsreden bleiben einzelsprachliche (diaphasische) Varianten; die situationelle und mittelbar auch soziale Zuweisung der jeweiligen Einzeltexte erfolgt somit, zumindest was die diskutierten Beispiele betrifft, durch einzelsprachliche, nicht durch diskurstraditionelle Mittel.

Die italienische Dichtungssprache und die Sprechweise der *Énarques* sind noch aus einem weiteren Grund bedeutsam. Hier zeigt sich nämlich mit großer Deutlichkeit – und damit endet die Analogie zur Physik –, dass die Korrelationen zwischen den unterschiedenen Dimensionen allein historisch begründet sind: Die Wahl bestimmter einzelsprachlicher Varianten in einer bestimmten Diskurstradition ist nicht etwa vorhersagbar, vielmehr kann sie allein historisch, als eine traditionelle Verknüpfung nachvollzogen und beschrieben werden. Sehen wir hierzu nun noch einen ambitionierten Vorschlag, der das Verhältnis von Diskurstraditionen und einzelsprachlichen Varietäten in einem umfassenderen sprachtheoretischen Zusammenhang erörtert.

Die Frage, wie wir Diskurstraditionen überhaupt beschreiben sollen, wurde bislang wenig diskutiert. Ausgehend von dem Modell der Gesprochenen Sprache, wie es von Peter Koch und Wulf Oesterreicher vertreten wird, wurde vorgeschlagen, das jeweilige „konzeptionelle Profil einer Diskurstradition“ im Nähe-Distanz-Kontinuum (Oesterreicher 2001: 1567) zu ermitteln. Ein solches Vorgehen kann in vielen Fällen aufschlussreich sein. Es stellt jedoch nur einen

²⁶ Es wäre allerdings, um bei dem Beispiel Kabateks zu bleiben, noch zu ermitteln, ob die Absolventen der ENA nicht auch in anderen Textgattungen den *subjonctif de l'imparfait* verwenden.

ersten Schritt der Beschreibung dar. In der Tat kann die Auffassung von „*Diskurstraditionen als Kristallisationen von Redekonstellationen*“ (Oesterreicher 2001: 1567) bestenfalls für synchrone Schnitte gültig sein, für eine historische Untersuchung des Wandels von Diskurstraditionen dürfte sie sich jedoch als wenig fruchtbar erweisen. Als historisch-kontingente und somit stets wandelbare Komplexe von Regeln der Textproduktion sind Diskurstraditionen in ihrer jeweiligen spezifischen Ausprägung nicht ‚definierbar‘. Wenn es darum geht, den historischen Wandel von Diskurstraditionen sichtbar zu machen, wird es unumgänglich sein, wie Kabatek vorschlägt, sich jeweils auf wenige, zeichenhafte Merkmale zu konzentrieren.²⁷

In der Tat müssen wir hier die bekannte Aporie vermeiden, die schon in der literaturwissenschaftlichen Gattungstheorie der siebziger und achtziger Jahre diskutiert worden ist: Eine historische und somit in ihrer Entwicklung immer offene Größe wie eine Diskurstradition kann nicht sinnvoll mithilfe eines vorgefertigten Kriterienkatalogs ‚definiert‘ werden.²⁸

Ein zweiter Punkt ist hier womöglich noch wesentlicher: Wir müssen uns klarmachen, dass die von Koch und Oesterreicher angenommenen Verbindungen von Redekonstellationen, Diskurstraditionen und einzelsprachlichen Verfahren historisch-kontingent und nicht ableitbar sind. Bekanntlich illustrieren Koch und Oesterreicher das Nähe-Distanz-Kontinuum anhand ausgewählter Textgattungen wie Privatbrief, Predigt, Vorstellungsgespräch, denen jeweils präzise Werte auf einer Skala zugeschrieben werden (vgl. Koch/Oesterreicher ²2011: 7-10). Dasselbe Kontinuum wird für die Auswahl der einzelsprachlichen Varietäten verantwortlich gemacht. Die Besonderheit dieser Vorgehensweise liegt somit darin, dass Diskurstraditionen nach denselben Kriterien („Parameterwerten“) klassifiziert werden wie die einzelsprachlichen Varietäten. Hiermit wird jedoch die – unzutreffende – Auffassung suggeriert, Textgattungen und diaphasische Varietäten seien in einer nicht näher explizierten Weise aufeinander rückführbar oder sogar in irgendeiner Form ‚dasselbe‘.²⁹

²⁷ Kabatek 2006: 38f.: „En vez de establecer largas listas de características de diferentes [tradiciones discursivas] que hacen difícil la comparación, parece más apropiado escoger algunos elementos *simptomáticos*“.

²⁸ Vgl. zusammenfassend Wilhelm 1996: 3-16.

²⁹ Vgl. Schreiber 1999: 74 in seiner kritischen Diskussion des Nähe-Distanz-Modells: „Ähnlich wie die Funktionalstile lassen sich auch gesprochene und geschriebene Sprache in verschiedene *Textsorten* unterteilen. Die Voraussetzung dafür ist, daß die Textsorten nach den gleichen situativen Parametern klassifiziert werden, die für die Unterscheidung zwischen gesprochener und geschriebener Sprache Anwendung finden.“ – In Formulierungen wie dieser wird die Grenze zwischen dem diskurstraditionellen und dem einzelsprachlichen Bereich in einer Weise verwischt, die das gesamte Modell in Frage stellt.

Demgegenüber müssen wir uns den *historisch-kontingenten* Charakter der textuellen und der einzelsprachlichen Regularitäten vor Augen halten: Die drei Größen, die hier im Spiel sind – Redekonstellationen, Diskurstraditionen, einzelsprachliche Varietäten – sind immer nur historisch, das heißt durch *Traditionen* vermittelt. Wir dürfen sicher davon ausgehen, dass bestimmte Redekonstellationen die Auswahl der einen oder anderen diskursiven Form begünstigen und dass weiterhin die Wahl einer bestimmten textuellen Gattung die Auswahl präziser einzelsprachlicher Varianten nahelegt; und gerade in dieser doppelten Annahme liegt der unverzichtbare Nutzen der Geschichte von Diskurstraditionen für die einzelsprachlich orientierte Sprachgeschichtsschreibung.³⁰ Gleichwohl ist der Hinweis wesentlich, dass es sich bei den genannten Korrelationen – zwischen Kommunikationssituationen und Diskurstraditionen sowie zwischen Diskurstraditionen und einzelsprachlichen Varietäten – um historisch-kontingente Relationen und nicht etwa um eine deterministische Beziehung handelt.

5. Dynamiken

Das Modell der Diskurstraditionen zielt auf eine Ergänzung der traditionellen Sprachgeschichtsschreibung. Mit den Text- oder Diskurstraditionen wird der historisch ausgerichteten Sprachwissenschaft der gesamte Bereich der textuellen Formen erschlossen. Dabei geht es hier nicht um eine varietätenlinguistische Beschreibung – diese ist Gegenstand der einzelsprachlich ausgerichteten Sprachgeschichte –, vielmehr kommen unter dem Gesichtspunkt der Diskurstraditionen die sich in einem ständigen Wandel befindlichen Diskursnormen – als Regularitäten bei der Produktion von Texten – in den Fokus.

Besonders aufschlussreich, sowohl für die Theorie der Diskurstraditionen wie auch für die Beschäftigung mit dem Sprachwandel, sind dabei die Dynamiken zwischen dem einzelsprachlichen und dem diskurstraditionellen Bereich. Dies sei hier noch anhand zweier Beispiele angedeutet.

Diskurstraditionelle Elemente, die in die einzelsprachliche Grammatik Eingang finden, sind in jüngster Zeit wiederholt unter dem Schlagwort des *formulaic language* beschrieben worden. So können wir etwa beobachten, dass Präpositionen wie frz. *pendant*, it. *durante* etc. auf formelhafte Ausdrücke zurückgehen, die zunächst vor allem im juristischen Bereich Verwendung fanden. Hier können wir einen Entwicklungsweg beschreiben, bei dem ein diskurstraditionelles Element, ein formelhafter Ausdruck als ein Stück vorgefertigter Rede,

³⁰ Vgl., anhand eines reichen empirischen Materials, Wilhelm 1996.

sich zunehmend von den ursprünglichen Kontexten emanzipiert und schließlich als ein frei einsetzbares Element der jeweiligen einzelsprachlichen Grammatik, als eine Präposition, grammatikalisiert wird.³¹

Der umgekehrte Fall ließe sich im Bereich der Metrik nachweisen, etwa wenn einzelsprachliche Formen der rhythmischen Sprache als diskursive Normen aufgefasst und innerhalb bestimmter Gattungen über die Sprachgrenzen hinweg tradiert werden: Denken wir an die Übernahme klassischer Versfüße in den modernen Sprachen. So ist die Nachbildung von Silbenlängen und -kürzen nach dem Beispiel der antiken Sprachen im Italienischen, das eine solche Unterscheidung in seinem Phonemsystem nicht kennt, als ein diskurstraditionelles Faktum zu werten.³²

Diese hier nur angedeuteten Fälle können noch einmal eines der Hauptanliegen des Modells der Diskurstraditionen verdeutlichen: Gerade die Unterscheidung zwischen zwei Dimensionen – den einzelsprachlichen Traditionen und den Diskurstraditionen – erlaubt es uns, die Traditionsgebundenheit der menschlichen Rede präziser zu beschreiben. Hierbei handelt es sich keineswegs um eine Frage nachgeordneten Interesses: Das Verhaftetsein in überlieferten Mustern sprachlicher und textueller Natur und zugleich die freie Handhabung solcher Muster im jeweiligen Redeakt bilden eine der wesentlichen Grundbedingungen der menschlichen Kommunikation.

Bibliographie

- Albrecht, Jörn (2003): Können Diskurstraditionen auf dem Wege der Übersetzung Sprachwandel auslösen? – In: Heidi Aschenberg, Raymund Wilhelm (Hg.): *Romanische Sprachgeschichte und Diskurstraditionen*. Akten der gleichnamigen Sektion des XXVII. Deutschen Romanistentags, 37-53. Tübingen: Narr.
- Aschenberg, Heidi (2003): Diskurstraditionen – Orientierungen und Fragestellungen. – In: Heidi Aschenberg, Raymund Wilhelm (Hg.): *Romanische Sprachgeschichte und Diskurstraditionen*. Akten der gleichnamigen Sektion des XXVII. Deutschen Romanistentags, 1-18. Tübingen: Narr.
- Casapullo, Rosa (1999): *Storia della lingua italiana: Il Medioevo*. – Bologna: il Mulino.
- Ciapuscio, Guiomar u. a. (Hg.) (2006): *Sincronía y diacronía de tradiciones discursivas en Latinoamérica*. – Frankfurt a. M.: Vervuert.
- Colloidi, Carlo (2002): *Le avventure di Pinocchio*. – Firenze: Giunti.

³¹ Vgl. De Roberto 2012 und die dort verzeichnete Literatur.

³² Zu den „ripetuti tentativi di fondare una poesia ‚metrica‘ in italiano“ vgl. etwa Menichetti 1993: 90-96.

- Conte, Maria-Elisabeth (1988): Italienisch: Textlinguistik. – In: Günter Holtus, Michael Metzeltin, Christian Schmitt (Hg.): *Lexikon der Romanistischen Linguistik (LRL)*, Bd. IV, 132-143. Tübingen: Niemeyer.
- Coseriu, Eugenio (1971): Thesen zum Thema ‚Sprache und Dichtung‘. – In: Wolf-Dieter Stempel (Hg.): *Beiträge zur Textlinguistik*, 183-188. München: Fink.
- Coseriu, Eugenio (³1994): *Textlinguistik. Eine Einführung*, hg. von Jörn Albrecht. – Tübingen/Basel: Francke.
- Coseriu, Eugenio (²2007): *Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens*, hg. von Heinrich Weber. – Tübingen: Narr.
- De Roberto, Elisa (2012): Sintassi e formularità in italiano antico: il caso delle costruzioni assolute. – In: *Romanische Forschungen* 124, 147-198.
- Gansel, Christina (2011): *Textsortenlinguistik*. – Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Gülich, Elisabeth/Raible, Wolfgang (Hg.) (1972): *Textsorten. Differenzierungskriterien aus linguistischer Sicht*. – Frankfurt a. M.: Athenäum.
- Kabatek, Johannes (2005): Tradiciones discursivas y cambio lingüístico. – In: *Lexis* 29, 151-177.
- Kabatek, Johannes (2006): Las tradiciones discursivas del español medieval: historia de textos e historia de la lengua. – In: *Iberoromania* 62, 28-43.
- Kabatek, Johannes (Hg.) (2008): *Sintaxis histórica del español y cambio lingüístico. Nuevas perspectivas desde las tradiciones discursivas*. – Madrid: Iberoamericana.
- Kabatek, Johannes (2011): Diskurstraditionen und Genres. – In: Sarah Dessi Schmid u. a. (Hg.): *Rahmen des Sprechens. Beiträge zu Valenztheorie, Varietätenlinguistik, Kreolistik, Kognitiver und Historischer Semantik. Peter Koch zum 60. Geburtstag*, 89-100. Tübingen: Narr.
- Koch, Peter (1997): Diskurstraditionen: zu ihrem sprachtheoretischen Status und ihrer Dynamik. – In: Barbara Frank, Thomas Haye, Doris Tophinke (Hg.): *Gattungen mittelalterlicher Schriftlichkeit*, 43-79. Tübingen: Narr.
- Koch, Peter (2008): Tradiciones discursivas y cambio lingüístico: el ejemplo del tratamiento ‚Vuestra merced‘ en español. – In: Johannes Kabatek (Hg.): *Sintaxis histórica del español y cambio lingüístico. Nuevas perspectivas desde las tradiciones discursivas*, 53-87. Madrid: Iberoamericana.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (²2011): *Gesprochene Sprache in der Romania. Französisch, Italienisch, Spanisch*. – Berlin/New York: De Gruyter.
- Lebsanft, Franz (2005): Kommunikationsprinzipien, Texttraditionen, Geschichte. – In: Angela Schrott, Harald Völker (Hg.): *Historische Pragmatik und historische Varietätenlinguistik in den romanischen Sprachen*, 25-43. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen.
- Lebsanft, Franz (2006): Sprecher zwischen Tradition und Innovation: Zum Problem von ‚Diskurstraditionen‘ und ‚Diskursgemeinschaften‘ am Beispiel der Sprache der Politik. – In: *Zeitschrift für romanische Philologie* 122, 531-548.
- Menichetti, Aldo (1993): *Metrica italiana. Fondamenti metrici, prosodia, rima*. – Padova: Antenore.
- Oesterreicher, Wulf (2001): Historizität – Sprachvariation, Sprachverschiedenheit, Sprachwandel. – In: Martin Haspelmath, Ekkehard König, Wulf Oesterreicher, Wolfgang Raible (Hg.): *Sprachtypologie und sprachliche Universalien. Ein internationales Handbuch*. Berlin/New York: De Gruyter, Bd. II, 1554-1595.

- Schlieben-Lange, Brigitte (1983): *Traditionen des Sprechens. Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung*. – Stuttgart: Kohlhammer.
- Schreiber, Michael (1999): *Textgrammatik – Gesprochene Sprache – Sprachvergleich. Proformen im gesprochenen Französischen und Deutschen*. – Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Schrott, Angela/Maaß, Christiane (2010): Deiktika in altspanischen Texten. Funktionsprofile und Diskurstraditionen. – In: *Romanische Forschungen* 122, 307-328.
- Wilhelm, Raymund (1996): *Italienische Flugschriften des Cinquecento (1500-1550). Gattungsgeschichte und Sprachgeschichte*. – Tübingen: Niemeyer.
- Wilhelm, Raymund (2001): Diskurstraditionen. – In: Martin Haspelmath, Ekkehard König, Wulf Oesterreicher, Wolfgang Raible (Hg.): *Sprachtypologie und sprachliche Universalien. Ein internationales Handbuch*. Berlin/New York: De Gruyter, Bd. I, 467-477.
- Wilhelm, Raymund (2011a): Die *Scientific Community* – Sprachgemeinschaft oder Diskursgemeinschaft? Zur Konzeption der Wissenschaftssprache bei Brunetto Latini und Jean d'Antioche. – In: Wolfgang Dahmen u. a. (Hg.): *Die romanischen Sprachen als Wissenschaftssprachen*. Romanistisches Kolloquium XXIV, 121-153. Tübingen: Narr.
- Wilhelm, Raymund (2011b): Che cos'è una comunità discorsiva? Le molteplici identità del parlante e i modelli della linguistica storica. – In: Sarah Dessì Schmid u. a. (Hg.): *Rahmen des Sprechens. Beiträge zu Valenztheorie, Varietätenlinguistik, Kreolistik, Kognitiver und Historischer Semantik. Peter Koch zum 60. Geburtstag*, 157-171. Tübingen: Narr.

Elmar Eggert

Virtuelle und aktuelle Texttraditionen. Zur Übernahme von Texttraditionen anhand mittelalterlicher Enzyklopädien

1. Einführung

Am 18. September 2011 wurde die Piratenpartei in Berlin als neue Protestpartei mit 8,9 % der Wählerstimmen erstmals in das Berliner Abgeordnetenhaus gewählt. Der Spitzenkandidat des Berliner Landesverbandes, Andreas Baum, wurde daraufhin in der Tagesschau, neben den anderen SpitzenkandidatInnen der etablierten Parteien, interviewt, doch unterschied sich sein Redeverhalten deutlich von dem der professionellen Politiker. Neben einer verständlichen Aufgeregtheit wies sein Sprachverhalten nicht den vorüberlegten Schliff der geschulten Parteiführer auf, sondern war stark von Charakteristika der mündlichen Rede geprägt, so z. B. von vielen Füllwörtern, Hesitationspartikeln, Anakolutha, Abtönungspartikeln (vgl. Koch/Oesterreicher 1990): „ja, also wir hatten das natürlich irgendwie im Blick, dass natürlich da viel (Bedarf ist) [...] Wir werden ähm wir haben uns das nicht ... und ähh ja... ja unser, ja wo es also darum geht... und natürlich auch...“ Zudem ging er auffällig direkt auf die Frage der Moderatorin ein, ohne übliche Dankesrede oder wiederholtes Betonen der eigenen erreichten Ziele. Dennoch sind auch Ansätze traditioneller Redebeiträge von Politikern zu erkennen, z. B. in der Wortwahl: „und freuen uns natürlich dennoch über den (jetzt doch sehr) großen Erfolg“, er verwendete „Bedarf sein“, „Bildung und ÖPNV“. Neben idiolektalen Merkmalen ist vor allem erkennbar, dass bei dem Spitzenkandidaten und seiner Partei keine Tradition des ‚Sprechens direkt nach einer Wahl vor einem großen Medienpublikum‘ vorhanden ist. Diese erwarteten Sprachbeiträge sind sog. Texttraditionen, die das Sprechen in bestimmten Situationen leiten: „moldes histórico-normativos, socialmente establecidos que se respetan en la producción del discurso“ (Jacob/Kabatek 2001: VIII). Modelle für wohltemperiertes, werbewirksames Sprechen in dieser Situation sind vorhanden, wie es die Kandidaten der anderen Parteien in ihren Redebeiträgen mehr oder weniger deutlich zeigen, aber der Sprecher dieser neuen Partei greift absichtlich oder aus fehlender

Kenntnis des angenommenen Vorteils solcher sprachlichen Verhaltensmuster nicht darauf zurück.

Diese Beobachtung steht in einem direkten Zusammenhang mit der Thematik der Sektion und der Fragestellung des vorliegenden Beitrags, welcher die Übernahme beziehungsweise Annahme von Texttraditionen behandelt. Es ist nämlich zu fragen, ob bei der Übernahme von Texttraditionen ein Sprechmuster – auf der Ebene des virtuellen Sprechwissens – zur Anwendung geführt, d. h. auf die Ebene der aktualisierten *parole* gebracht wird. Somit wäre eine virtuelle Texttradition anzusetzen, die aktualisiert würde. Und wenn die Texttradition aus einem anderen Kultur- und Sprachbereich übernommen wird, könnte das Modell folgendermaßen aussehen, siehe Abbildung 1: Die virtuelle Texttradition auf Ebene des Wissens 1 wird in ein anderes Wissen 2 übernommen und dort, wie im Wissen 1, angewendet.

Übernahme und Anwendung einer
Texttradition: Modell 1

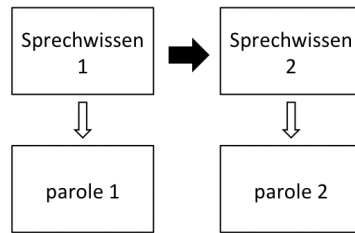


Abbildung 1: Modell 1 der Übernahme einer Texttradition

Dieses Modell ist jedoch nicht akzeptabel, denn dann wäre das Sprechen eine sekundäre Anwendungstätigkeit, was nicht dem Konzept des Sprechens als einer primären Sprechstätigkeit entspricht, wie wir es als *energeia* kennen, also einer Tätigkeit, welche die Sprache erst schafft (Coseriu 1980/1994, 2000). Das Modell muss also geändert werden, denn die Übernahme von Texttraditionen vollzieht sich nicht von der virtuellen Ebene einer historischen Einzelsprache zu der einer anderen historischen Einzelsprache – wie auch? –, sondern stets über die Sprechstätigkeit, welche sich in vielen einzelnen pragmatischen Sprechhandlungen realisiert, siehe Abbildung 2. Nur bleibt die Frage, wie dieser Übergang sich vollzieht. In pragmatisch eingebundenen Sprechhandlungen muss auch die Übernahme einer Texttradition gesucht werden. Diese Ebene ist diejenige der *parole*, also der Aktualisierungen, dort muss der Bezug zur virtuellen Ebene eines abstrakten Konzepts wie desjenigen der Texttraditionen aufgezeigt werden.

Übernahme und Anwendung einer
Texttradition: Modell 2

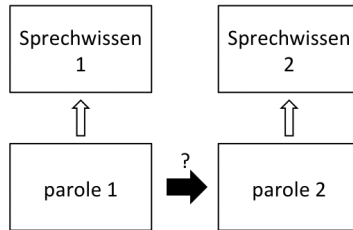


Abbildung 2: Modell 2 der Übernahme einer Texttradition

Das Verhältnis von Virtualität und Aktualität ist demnach zentral für das Verständnis von Texttraditionen und ihrer Übernahme. Wenn Texttraditionen aber ohnehin als Modelle auf der virtuellen Ebene anzusiedeln sind, wie sind dann aktuelle Texttraditionen zu verstehen?

In diesem Beitrag soll somit zunächst das Verhältnis von Virtualität und Aktualität in Bezug auf die Texttraditionen beleuchtet werden. Im Folgenden werden daher einige theoretische Grundgedanken zur Übernahme von Texttraditionen (2) angeführt, die zum Modell der Semiose (3) führen. Dieses Modell wird erweitert, um daraus ein allgemeines Modell der Wissensebenen bei der Sprachverwendung zu erarbeiten, welches den Stellenwert der Texttraditionen verdeutlicht und diese in Bezug zu Virtualität und Aktualität stellt. Anschließend wird die Texttradition der Enzyklopädie in einigen Grundzügen vorgestellt (4) und der Prozess der Rezeption und Übernahme in den hispanischen Kulturkreis aufgezeigt (5); dabei wird der Prozess vor allem hinsichtlich der Konzepte der Virtualität und Aktualität analysiert. Als Fazit (6) ist festzuhalten, dass gerade das Wechselspiel von Virtualität und Aktualität relevant für die Übernahme von Texttraditionen ist.

2. Die Übernahme von Texttraditionen

Es ist allgemein anerkannt, dass Texttraditionen Wissensbestände über die Herstellung von Texten sind, doch zentral bleibt noch die Frage zu erörtern, wie Texttraditionen erkannt und übernommen werden, wie sich also der Prozess der Übernahme von Texttraditionen vollzieht.

In verschiedenen Kommunikationssituationen, zu denen auch die Rezeption von Texten und Inhalten im Leseprozess gehört, werden von den Sprechern

neben den inhaltlichen Elementen auch Charakteristika der Textlichkeit wahrgenommen und in einen Zusammenhang gebracht. So wird, um ein historisch frequentes und bedeutendes Beispiel zu wählen, aus den Texten der Bibel der Sinn zu entschlüsseln versucht. Werden diese von den Schriftkundigen der jeweiligen Epochen gelesen, ist mit diesem Vorgang der Lektüre des Textes auch die Wahrnehmung der Formulierungen und der graphischen und textlichen Anordnung verbunden. So wird der entschlüsselte Sinn mit den Formen des Textes und den Finalitäten der Gesamtsituation der Rezeption in Verbindung gebracht. Eine Weitergabe des Inhalts führt, wenn diese sprachlich erfolgen soll, in einem naheliegenden Schritt zu einer Wiedergabe des Textes unter Berücksichtigung seiner formellen und textlichen Charakteristika. Dabei kann das gespeicherte Abbild des Textes unterschiedlich präzise sein, sodass Abweichungen in der Reproduktion entstehen. Ein kontrollierender Rückblick auf den Ausgangstext kann diese zu minimieren helfen. Wenn dann ein zusätzliches Moment hinzukommt, ändert sich die Textgestalt: Es geht dem Sprecher dann nicht mehr um die reine Wiedergabe, sondern um eine andere Finalität, die mit dem Text und seinen inhaltlichen Aussagen verbunden wird, z. B. eine Zusammenfassung.

Der Sprecher kann aus diesem Rezeptionsvorgang unterschiedliche Erkenntnisse ziehen. Neben dem Sinn des Textes kann er auch die Charakteristika der Textgestaltung erkennen und diese für andere Diskursbeiträge beziehungsweise Texte nutzen. Diese Erkenntnis, bei der Sprachrezeption neben dem Inhalt weitere Merkmale zu gewinnen, ist grundlegend für das Verständnis von Texttraditionen. Denn diese lassen sich so mit dem Akt der Sprachrezeption und Sprachverwendung verbinden, wie er in dem Modell der Semiose aufgezeigt wird.

3. Das Modell der Semiose

Das Modell der Semiose ist ein Modell des sprachlichen Zeichens in seiner Anwendung auf Elemente der außersprachlichen Welt, welches die Wissensbestände im Sprachverwendungsakt aufzeigt. Der Vorteil des bekannten Modells der Semiose nach Raible (1983: 5) beziehungsweise Blank (1997: 99) ist das Aufzeigen der Verbindung von Sprache und außersprachlicher Welt. Die Antriebsfeder für den Menschen liegt in der außersprachlichen Welt, aber er bedient sich dieses Mittels der Sprache zum Erreichen seiner Ziele. Dabei ist der Bereich des Sprachlichen derart bedeutend, dass er selbst auf den Menschen einwirkt und einen Teil der Realität des Menschen bildet, der so zum Sprecher wird. Das ist anhand eines bekannten Beispiels zu zeigen: Ein Sprecher möchte ein wahrgenommenes Stück Obst bezeichnen, greift auf sein Wissen über Kate-

gorien der Welt und die sprachlichen Zeichen zurück und äußert das Wort *Apfel*. Aber das Modell der Semiose (vgl. Abbildung 3) kann auch rückwirkend gelesen werden, wenn ein Sprecher die Äußerung eines Wortes hört und sie mit Hilfe seines sprachlichen Wissens über die Wortform, ihrer zugeordneten Bedeutung und des damit in Verbindung stehenden Designats entschlüsselt und somit auf einen konkreten Gegenstand der Welt beziehen kann.¹

Modell der Semiose (Blank 1997)

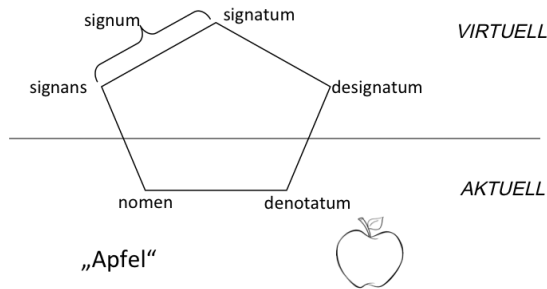


Abbildung 3: Modell der Semiose

Der abstrahierte Sprachverwendungsakt, der sich im vorgestellten Modell auf das sprachliche Zeichen und somit auf den lexikalischen Bezeichnungsakt bezieht, kann aber auch weiter gefasst und auf alle anderen Bereiche der Sprache bezogen werden. In dieser Perspektive soll ein Modell der Wissensbestände im allgemeinen Sprachverwendungsakt vorgestellt werden, in das auch das Wissen zu Texttraditionen integriert ist. Dabei sind die Kategorien zu überdenken, die für lexikalische Zeichen relevant sind; das Grundprinzip aber bleibt erhalten, dass nämlich auf der aktuellen Ebene ein Impuls vorhanden ist, der mit Hilfe der virtuellen Ebene in eine sprachliche Realisierung mündet. Diese Zweiteilung ist fundamental und muss daher auch erläutert werden.

Die virtuelle Ebene ist die des Potentiellen, die aktuelle Ebene die des Wirklichen. Die virtuelle Ebene ist nicht virtuell in dem Sinne, dass sie nicht real wäre, sondern sie verweist auf reale Wissensbestände, die bei einem Sprecher vorhanden sind und die Grundlage für das sprachliche und nichtsprachliche Han-

¹ Dieses abstrakte Modell sieht keine explizite Instanz eines Sprechers vor, aber da es um einen aktualisierten Sprachverwendungsakt geht, ist er implizit vorhanden und als Hintergrund zu denken. Die weitere Einwirkung des Sprechers ist allerdings in dem Modell nicht enthalten, wie auch die anderen Aspekte, die für eine pragmalinguistische Analyse relevant sind.

deln bieten. Diese Wissensbestände sind äußerst komplex und können nicht erschöpfend beschrieben werden, aber bestimmte Bereiche sind erkennbar und wichtig für das sprachliche Handeln. Für dieses hat Coseriu (2000) drei Wissenssebenen unterschieden, die er das „expressive“, das „idiomatische“ und das „elokutionelle Wissen“ genannt hat. Zum expressiven Wissen zählt die Berücksichtigung traditioneller kommunikativer Handlungsweisen in bestimmten Sprechsituationen; es ist also ein diskursbezogenes Wissen, „wie man bestimmte Diskurse in bestimmten Situationen zu gestalten hat“ (Coseriu 2000: 89). Zu diesem expressiven Wissen gehört auch das Grundgerüst für die pragmatische Wahl von Varietäten, die der Sprecher je nach topischer, stratischer und phasischer Zuordnung verwendet. Diese Bereiche selbst gehören zum idiomatischen Wissen, ebenso wie das Wissen über die Aussprache, Morphologie, Lexik und Syntax, welches aber je nach Situation unterschiedlich ausgewählt werden kann. In allen Äußerungen greift der Sprecher zudem in unterschiedlichem Maße auf das elokutionelle Wissen der Logik, der Sinnherstellung, der Prinzipien des Denkens und „die allgemeine Kenntnis der Sachen in unserer Welt“ (Coseriu 2000: 90) zurück. Coseriu (2000: 88) betont, dass „jeder Redeakt ein komplexes dreifaches Wissen voraussetzt“² und dass diese Ebenen „bei ein und demselben Individuum, bei ein und demselben Redeakt unterschieden werden können“. Denn nicht nur das expressive Wissen wirkt auf die Sprechäußerung ein, sondern auch das idiomatische und das elokutionelle.

Diese Wissenssebenen werden in das Modell übernommen, da sie bei jedem Redeakt relevant sind, doch sind sie leicht modifiziert und mit den Wissensbeständen des traditionellen Modells der Semiose verknüpft. In Anspielung auf Blank (1997) wird das idiomatische Wissen in ein „einzelsprachliches“ und ein „sprachbezogenes“ Wissen aufgeteilt, das elokutionelle Wissen wird das „universelle Sprechwissen“ genannt, von dem das „außersprachliche Weltwissen“ unterschieden wird. Schließlich soll das expressive Wissen als „Diskurswissen“ bezeichnet werden, um so den Bezug zum Diskurs beziehungsweise zum sprachlichen Text zu verdeutlichen. Die individuelle Ausprägung der einzelnen Kategorien dieses Modells ist bereits inhärent gegeben, aber dennoch soll der Aspekt der Individualität in dieses Modell aufgenommen werden, auch wenn es wie die pragmatischen Faktoren nur schwer modellierbar ist, da es größtenteils im Bereich der aktualisierten Wirklichkeit liegt. Die Aktualisierung ist die Verbindung eines virtuellen Konzepts mit Sachverhalten der außersprachlichen Welt und dadurch die Auswahl aus den potentiellen Bezeichnungsmöglichkei-

² Auch bei der Unterscheidung des Wissens (*dynamis*) von der Tätigkeit (*energeia*) „handelt es sich allerdings nur um Gesichtspunkte in bezug auf dieselbe reale Erscheinung“ (Coseriu 2000: 87).

ten einer für den vorliegenden Fall für angemessen gehaltenen Lösung. Es ist der Bezug des Wortes zu den konkreten Dingen der Außenwelt. Die Individualisierung hingegen ist die Einvernahme für spezifische Finalitäten des individuellen Sprechers, unabhängig von der tatsächlichen Realisierung der Sprechhandlung, also der Bezug des Wortes zum Sprecher.

Das Modell des Sprechens nach Coseriu unterscheidet den Gesichtspunkt der Tätigkeit (*energeia*) von dem des Wissens (*dynamis*) und dem des Produkts (*ergon*). Diese Gesichtspunkte sind aber für die konkrete Sprachverwendung alle drei relevant: Die Tätigkeit greift auf das Wissen zurück und schafft sowohl Wissen als auch das Produkt. Insofern ist die Um-Modellierung auf das Modell der Semiose implizit schon in Coserius Modell vorhanden.

Somit ergibt sich folgende Übersicht über die Wissensbestände im konkreten Sprechakt, welche auf das traditionelle Modell der Semiose projiziert sind (vgl. Abbildung 4). Die Texttraditionen sind damit Teil des expressiven Wissens und als Diskurswissen auf der virtuellen Seite angeordnet. Sie stehen aber näher zum aktuellen Bereich.

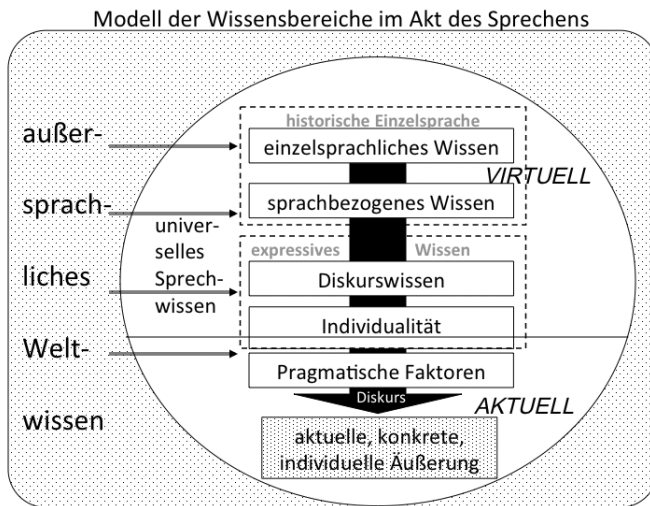


Abbildung 4: Modell der Wissensbereiche im Akt des Sprechens

Das Beispiel der enzyklopädischen Texttradition soll nun verdeutlichen, welche Ausprägungen eine Texttradition haben kann und wie die Übernahme vollzogen wird.

4. Die enzyklopädische Texttradition

Die enzyklopädische Texttradition, die heute allgemein als ‚Enzyklopädie‘ bekannt ist, entwickelt sich weltweit gerade in den Neuen Medien konstant weiter. Anhand dieser Texttradition ist gut zu erkennen, dass diese nicht an Einzelsprachen gebunden, sondern ein Modell der Textgestaltung mit einer klaren Zielsetzung, erkennbaren Formen und Funktionen ist. Die Hauptfunktion ist im vorliegenden Fall – ganz allgemein – die Bereitstellung von Informationen über relevante Sachverhalte der Welt, welche den sprachlichen Bezeichnungen dafür zugeordnet werden, die nach einem Grundprinzip strukturiert und angeordnet sind (vgl. Haß 2011: 1). Es soll aber nicht die moderne Entwicklung der Enzyklopädien, sondern die Übernahme der enzyklopädischen Texttradition in die volkssprachlichen Kulturkreise seit dem ausgehenden Mittelalter betrachtet werden, aufgezeigt an Übersetzungen einer lateinischen Enzyklopädie ins Spanische.

4.1. Vorläufer der Texttradition

Schon früh gibt es Schriften, die umfassende Beschreibungen der Lebenswirklichkeit enthalten, so kann bereits aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. der Philosoph (und Schüler Platons) Speusippos genannt werden, der in seinem Werk *Hómoia* eine Einordnung der Dinge der Welt vornimmt, aber auch Naturbeschreibungen verfasst haben soll (Meier 2007: 451). Die zoologischen Schriften des Aristoteles, z. B. die als *Historia animalium* und *De partibus animalium* bekannten Schriften, und auch die nicht erhaltenen *Disciplinarum libri novem* des Marcus Terentius Varro (1. Jahrhundert v. Chr.) können zu frühen Formen enzyklopädischer Texte zählen, sicherlich auch die *Historia Naturalis* des Gaius Plinius des Älteren aus dem 1. Jahrhundert n. Chr., neben anderen Werken. Das frühe Mittelalter hat einen Großteil des Wissens der Antike rezipiert und so in die folgenden Jahrhunderte überliefert. Maßgeblich war in Bezug auf Wissensdarstellungen Isidor von Sevilla in seinen *Etymologiarum sive originum libri viginti* im späten 6. Jahrhundert n. Chr., aber auch schon Cassiodorus trug mit seiner Schrift *Institutiones divinarum et saecularium litterarum* zu einer Übertragung des Wissens bei (Meier 1984: 468). Dass ein Schwerpunkt auf der Betrachtung der Welt lag, die in ein neues christliches Weltbild eingeordnet wurde und dadurch neu entdeckt beziehungsweise interpretiert wurde, ist erkennbar an den Werken *De natura rerum* des Beda Venerabilis aus dem frühen 8. Jahrhundert und dem *De rerum naturis* des Hrabanus Maurus aus dem 9. Jahrhundert. Diese Schriften, allen voran Isidors *Etymologiae*, verdeutlichen neben einer tradierten Überlieferung der Weltenbeschreibung auch die Verän-

derung dieser durch die Einbettung in den neuen philosophischen Kosmos des Christentums. Wie schon Meier (1984: 468) feststellt, ist dadurch die Grundlage für die bedeutenden enzyklopädischen Werke des Hochmittelalters gelegt worden, die stark aus diesen Quellen schöpfen. Die Christianisierung ist auch an der makrostrukturellen Anordnung der Texte im Laufe der Überlieferung abzulesen, welche die theozentrische Weltansicht reflektiert.

Gerade im 13. Jahrhundert wurden mehrere Wissensdarstellungen unter der Bezeichnung eines Spiegels der Welt verfasst, als *imago, speculum* oder auch *summa*: so die *Imago Mundi* des Honorius Augustodunensis, das *De proprietatibus rerum* (DPR) des Bartholomäus Anglicus und das *Speculum Maius* des Vincentius Bellovacensis, welche eine Gesamtschau des Universums anstrebten. Daneben auch die Zusammenfassung eines Fachgebiets, z. B. die *Summa theologiae* des Thomas von Aquin. In den sog. enzyklopädischen Texten sollen die Eigenschaften der Welt als Wirken Gottes erklärt werden. Die Tradition vollzieht sich nach den frühen griechischen Anfängen hauptsächlich auf Latein, denn Wissenstexte aus anderen Sprach- und Kulturbereichen wie die arabischen Bücher werden erst im Hochmittelalter rezipiert und in den bedeutenden Werken des 13. Jahrhunderts inhaltlich verarbeitet (Alvar 2009: 127-133).

4.2. Zum Terminus *Enzyklopädie*

Allgemeine Sammlungen von Wissensdarlegungen sind zwar bereits seit der Antike bekannt, aber sie fallen nicht unter die Bezeichnung *Enzyklopädie*, denn dieser Terminus ist erst in der Renaissance gebildet und dann mit der Texttradition verbunden worden.

Die Vorstellung des Kreises von Wissenschaften aufgreifend, wie er im Mittelalter im Begriff des *orbis disciplinarum* vorhanden war, ist Ende des 15. Jahrhunderts von Humanisten der gräzisierung Neologismus *εγκυκλοπαιδεία*³ gebildet worden. Der Erstbeleg ist auf das Jahr 1498 zu datieren (Henningsen 1966: 281ff.). In einem Brief an den italienischen Humanisten Angelus Politianus (Poliziano) lobt der Theologe Franciscus Puccius dessen Gelehrsamkeit mit den Worten: „doctrinarum uarietatem & illius εγκυκλοπαιδείας uersicolorem“ ‚die aus dieser umfassenden Bildung schimmernde Vielfalt der Fachgebiete‘. Der Fachterminus bezeichnet eine umfassende Bildung in verschiedenen Fachgebieten. Schnell ist er auch zu *encyclopaedia* latinisiert worden, zunächst unter Beibehaltung der Bedeutung des Erwerbs eines Kreises an Wissenschaften,

³ Die Vorgeschichte und Wortgeschichte von *εγκυκλοπαιδεία*, die zum Bereich der Ausbildungstraditionen zu rechnen ist, kann hier nicht vertieft werden.

dann aber auch metonymisch mit einer Abfolge (*series*) und schließlich mit einer Darstellung der Wissensgebiete (*ostentatio*) verbunden. Damit ist der Terminus *encyclopaedia* für die Bezeichnung von Wissensdarlegungen verfügbar, der dann auch in die Volkssprachen übersetzt wird. Dabei wird er zunächst zur Angabe eines umfassenden Gelehrtenwissens verwendet, aber zunehmend auch mit den schriftlichen Darstellungen der Wissensgebiete in Verbindung gebracht, welche schließlich die Gattungsbezeichnung der Enzyklopädie begründen soll.

4.3. Charakteristika mittelalterlicher Enzyklopädien

Die Funktion solcher Wissensdarstellungen ist einem steten Wandel unterworfen, doch lassen sich einige Grundfunktionen und formelle Charakteristika festhalten, die die Zuordnung zu einer Texttradition rechtfertigen. Dabei handelt es sich jedoch nicht um eine lineare Texttradition, sondern um eine trichterförmige Entwicklung, die sich zu einer stärker eingegrenzten Texttradition herausbildet. Für die bedeutende Phase der Konsolidierung einer spezifischen Texttradition sog. enzyklopädischer Texte des Hochmittelalters sind folgende sieben Charakteristika herauszustellen, die mit den lateinischen Stichwörtern zusammengefasst werden können, passend zu einer mittelalterlichen Enzyklopädie:

1. *natura*
2. *ordo*
3. *etymologia*
4. *compilatio*
5. *summa*
6. *didascalice*
7. *clerici*

Zu 1. Die mittelalterlichen Enzyklopädien sind auf die *natura* bezogen, d. h. dass sie Ausprägungen der Welt, d. h. die Schöpfung in ihrer Vielfalt und auch die Menschen als Teil der natürlichen Schöpfung, als Ergebnis eines göttlichen Schaffensprozesses sehen, um darin die göttliche Wahrheit aufzudecken.

Zu 2. Der *ordo*-Gedanke ergibt sich aus dieser Perspektive, denn der Schöpfung muss ein göttlicher Plan zugrunde liegen, der die Natur und die Welt in eine hierarchische Ordnung gebracht hat und den der christliche Betrachter erkennen kann. Diese Ordnung, die mit logischen oder methodischen Strukturierungsprinzipien in Einklang zu bringen versucht wird, ist auch in der Darstellung der Welt in den Texten berücksichtigt und die Grundlage der Makrostruktur dieser Schriften.

Zu 3. Der Zugriff auf die Welt erfolgt durch die Begriffe, die von den Elementen der Welt vorhanden sind. Die Wörter für die Begriffe und die Sachen werden in mittelalterlicher Sicht als Einheit verstanden, und da die wahrgenommenen Kategorien der Welt einem göttlichen Schöpfungsplan entsprungen sind, sind auch die Wörter mit diesem Ursprung des göttlichen Willens verbunden und zeigen den Ursprung an. Wenn auch dieser Bezug vielfach nicht sofort ersichtlich ist, so muss er doch vorhanden sein und somit gesucht werden (Ohly 1977). Daher dienen die etymologischen Querverbindungen, welche die meisten Einträge einleiten, zur Erläuterung der Herausbildung der bezeichneten Begriffe.

Zu 4. Wie in den Erläuterungen zum Verständnis des Wortes greifen die Enzyklopädisten nicht auf eigene Beobachtungen zurück, um die Erscheinungen der Natur zu beschreiben und sie in den Kontext des Schöpfungsplans zu stellen, sondern sie verfolgen das Ziel einer theoretischen Auseinandersetzung mit den Aussagen der Schriften von anerkannten Autoritäten zu den jeweiligen Bereichen. Es kommt ihnen nicht so sehr auf die präzise Beschreibung der natürlichen Objekte an, sondern auf eine Deutung der in der Natur vorzufindenden Ausprägungen, gerade besonderer Formgebung oder Verhaltensweisen. Die Art des Rückgriffs auf anerkannte Autoritäten aus Antike und frühem Mittelalter in der *Compilatio* ist dabei nur eine von mehreren Typen der Buchautoren, aber sie wird als für *specula* am geeignetsten angesehen. Dabei haben die Verfasser durchaus das Recht, die Aussagen zu kürzen, zu ergänzen, sie zu kommentieren und mit anderen – auch widersprüchlichen – Aussagen zusammenzustellen.

Zu 5. So haben sie die Aufgabe, aus mehreren anerkannten Texten die relevanten Stellen und Bewertungen herauszusuchen und somit eine Zusammenfassung der Diskussion über die Einordnung zu erreichen, also eine *summa* für ein Teilgebiet der Naturbeschreibung zu erstellen. Alle ausgewählten Aussagen stellen die Essenz der Erkenntnis über den Gegenstand dar und ihnen wird eine Wahrheit zuerkannt, die in ihrer Zusammenschau ein Ganzes ergibt, das die Bedeutung der beschriebenen Sache erläutert. Dieses Verfahren wird von Ribémont (1999: 10) die *transposition encyclopédique* genannt.

Zu 6. und 7. Aber nicht nur durch dieses Verfahren der Kompilation, sondern auch durch die makrostrukturelle Gliederung in thematische Bücher, in die Unterordnung der Aussagen unter ein Lemma, in die dadurch ermöglichte formelle Aufgliederung in viele kleine Einheiten von Einträgen, durch die graphische Hervorhebung der Lemmata durch Farbe, Versalien oder Fettdruck und die Anordnung der Einträge nach determinierten Strukturprinzipien wie der Alphabetabfolge wird eine didaktische Ausrichtung der Texte erkennbar, die auf ein bestimmtes Nutzerverhalten und einen bestimmten Adressatenkreis ausgerichtet ist: Es sollen zunächst die Prediger und der niedere Klerus mit

theologischen Handbüchern ausgestattet werden, um sie für die korrekte Auslegung der Bibelstellen in den Predigten zu rüsten. Daneben sind auch bildungsinteressierte Personen aus dem Adel und den neuen Universitäten angesprochen, die ebenfalls nutzbare Bücher zum rechten Verständnis der Heiligen Schrift beziehungsweise weiterer theologischer Schriften erhielten.

Durch die Erweiterung des Rezipientenkreises erfährt die Nutzung dieser Texte eine grundlegende Veränderung von der Lektüre einzelner Teilbereiche der Schöpfung zur Unterweisung in ihrer theologischen Bedeutung durch Angehörige des Klerus zu einer punktuell zu konsultierenden Eruiierung einzelner Begriffe auch durch profane Gelehrte.

5. Aspekte der Übernahme der Texttradition

Die nur angerissenen Charakteristika der Texttradition mittelalterlicher Enzyklopädien sind kontinuierlich weitergeführt worden, doch lassen sich in der Überlieferungsgeschichte bedeutende Änderungen an der Konzeption erkennen. Die Phasen der Rezeption und der Reproduktion sind im Lauf der Jahrhunderte unterschiedlich stark gewichtet, so ist im 14. und 15. Jahrhundert die Rezeption vor allem der *specula* des 13. Jahrhunderts deutlich nachzuweisen, aber es werden kaum neue Schriften verfasst. Das ändert sich mit der angestrebten Übernahme der Texttradition in die Volkssprachen. Durch die Übersetzung in die Volkssprachen wird der Adressatenkreis stark erweitert, womit ebenfalls eine Veränderung der Finalität verbunden ist, denn dadurch steht auch denjenigen Personen, die keine ausreichenden Kenntnisse des Lateinischen besitzen, ein Wissen zur Verfügung, um z. B. die theologischen Schriften der Kirchenväter zu lesen.

Das führt zu dem zentralen Aspekt dieses Beitrags, der Übernahme der enzyklopädischen Texttradition in die spanische Volkssprache, und der aufgeworfenen Frage nach den virtuellen und aktuellen Texttraditionen.

Die mittelalterlichen Enzyklopädien sind auch auf der Iberischen Halbinsel rezipiert, gelesen und ausgewertet worden. Dies lässt sich anhand von Hinweisen nachweisen, die in den Schriften von Gelehrten zu finden sind, welche spanischsprachige Texte verfassen, überprüft in Bezug auf das *DPR* des Bartholomaeus Anglicus. Es sind 13 Handschriften des lateinischen Texts des *DPR* noch heute in spanischen Bibliotheken vorhanden, sodass eine Verfügbarkeit an den iberischen Zentren der Gelehrsamkeit angenommen werden kann. So verweist bereits Don Juan Manuel Anfang des 14. Jahrhunderts auf Erläuterungen, die er dieser weit verbreiteten Enzyklopädie entnommen hat, und zeigt somit, dass dieser enzyklopädische Text eine wichtige und zitierwürdige Quelle für seine Nachforschungen und Schriften war, nur gut 50 Jahre nach Abfassung

des *DPR*. Für das 15. Jahrhundert sind weitere acht Belege zu finden, die auf den Text oder seinen Autor (*el anglico*) hinweisen, neben zahlreichen Verwendungen von *propiedades* als einem Grundkonzept der enzyklopädischen Beschreibung (*proprietates*). Weitere Hinweise auf die Benutzung des *DPR* oder anderer Enzyklopädien könnten in lateinischen Texten der Zeit gesucht werden, aber dazu sind entsprechende aufwändige Recherchen oder entsprechende Korpora nötig, die ausgewertet werden könnten. Für das 16. Jahrhundert lassen sich gut 20 weitere Hinweise auf die Nutzung oder den Nutzen der Enzyklopädie finden, sodass das *DPR* in gelehrten Kreisen auf der Iberischen Halbinsel eine ausreichende Bekanntheit erlangt haben muss.

Ist nun damit diese enzyklopädische Texttradition auch auf der Iberischen Halbinsel vorhanden? Sie wurde rezipiert, verstanden und verarbeitet. Die nachzuweisende Verwendung zeigt den Nutzen, den Gelehrte auch im hispanischen Kulturkreis aus dieser Texttradition ziehen. Vor allem verwerten sie die inhaltlichen Aspekte und Informationen, die sie in dem Text vorfinden. Die Gesamtstruktur des Textes, ihre Grundanlage und formelle Ausführung im Detail werden auch wahrgenommen und vereinzelt für weitere Texte genutzt, aber es ist dadurch allein noch nicht ersichtlich, inwieweit auf der Iberischen Halbinsel ein Bewusstsein für diese Texttradition und ihre Funktionalität vorhanden ist. Es kann erst dann davon ausgegangen werden, dass diese Texttradition als solche wahrgenommen wird, wenn diese Erkenntnis produktiv umgesetzt und adäquat für die Erstellung eines Textes mit eindeutigen Charakteristika der enzyklopädischen Texttradition verwendet wird. Dieser kann auf Latein oder in einer anderen Sprache verfasst werden, die Sprache ist für die Übernahme der Texttradition irrelevant. Wenn von den rezipierten Werken zunächst nur Kopien angefertigt werden, dann zeigt sich bereits die Nützlichkeit des Textes in dem Verlangen, diesen ebenfalls auf einem eigenen materiellen Träger zur Verfügung zu haben. Dann ist aktuell bereits eine Texttradition vorhanden, weil es Zeugen solcher Texte mitsamt ihrer Rezeption gibt.

Die weitere Nutzbarmachung in eigenen Texten oder die Übersetzung in eine andere Sprache deuten jedoch auf eine höhere Stufe hin. Dabei wird nicht nur das materielle Werk, wie es den Rezipienten vorliegt, als solches für wertvoll erkannt und als Vorlage für eine (angestrebte) identische Kopie genommen, sondern die Gesamtkonzeption des Werks erfährt eine höhere Wertschätzung, da der Inhalt, die Form und die Funktionalität des Werks erhalten werden sollen, ohne eine bloße Fixierung auf das Original zu erhalten. In einem solchen Fall scheint sich die Texttradition in den Köpfen der Rezipienten aktualisiert, verselbstständigt zu haben und zur Produktion von Nachkommen dieser Texttradition angeregt zu haben. Das Wissen um die Texttradition wird Bestandteil des Wissens der Rezipienten und Nutzer und somit zu einer virtuellen

Texttradition. Dass dabei stets eine leichte Abänderung der Merkmale der Texttradition einzurechnen ist, ist keineswegs ein Manko bei der Aktualisierung der Texttradition, sondern ein Zugeständnis an die Anpassung an den neuen Kontext und die Weiterentwicklung der Texttradition. Die Veränderung ist somit inhärentes Merkmal einer virtuellen Texttradition, die sich damit von einer rein aktuellen Texttradition abhebt, die noch nicht fruchtbar für die Kulturgemeinschaft gemacht worden ist, in die sie rezeptiv eingedrungen ist.

Für den spanischen Kulturkreis ist die aktuelle Texttradition tatsächlich zu einer virtuellen, oder besser, potentiellen Texttradition geworden, dadurch dass diese sich aktualisiert hat. Dies kann allein schon anhand der Enzyklopädie des Bartholomaeus Anglicus gezeigt werden, die gleich zweimal in das Spanische übersetzt worden ist. Bereits im 14. Jahrhundert ist eine Übersetzung angefertigt worden, wovon ein prächtiger Kodex, die Handschrift BL Add. 30037, zeugt. Eine weitere Übersetzung ist Ende des 15. Jahrhunderts durch den Franziskanermönch Vicente de Burgos entstanden, die in Toulouse 1494 gedruckt worden ist und ebenfalls eine weite Rezeption erfahren hat. Allerdings sind die erhaltenen Zeugen viel später als die Rezeption anzusetzen.

Es soll an dieser Stelle nicht detailliert auf den Prozess der Übernahme der Texttradition eingegangen und aufgezeigt werden, welche Charakteristika der Texttradition bei der Übersetzung erhalten worden sind und welche eine Veränderung erfahren haben. Aber wichtig ist festzuhalten, dass durch die Übersetzung nicht nur ein Text mit vielen Informationen in den spanischen Kulturkreis gedrungen ist, sondern gleichzeitig die Texttradition für den spanischsprachigen Kulturkreis fruchtbar gemacht worden ist. Die aktuelle Texttradition der Enzyklopädie, wie sie in den mittelalterlichen Enzyklopädien eine vielfache Ausprägung erfahren hat, welche auch auf der Iberischen Halbinsel intensiv rezipiert worden ist, ist zu einer virtuellen Texttradition geworden, die als Muster zur Anleitung von Texten mit einer bestimmten Finalität allen Mitgliedern der Sprach- und Kulturgemeinschaft offensteht. Durch die Übersetzungen ist das Wissen und das Bewusstsein für eine Texttradition geschaffen worden. Somit ist nicht nur implizit, sondern auch explizit eine Texttradition übernommen worden, siehe Abbildung 5.

Übernahme und Anwendung einer
Texttradition: Modell 3

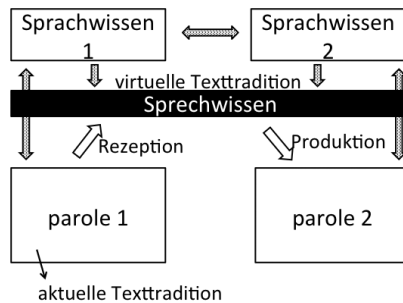


Abbildung 5: Modell 3 der Übernahme einer Texttradition

6. Fazit

Die Unterscheidung von Virtualität und Aktualität ist grundlegend für die Modellierung der Sprachverwendung. Für die Sprachverwendung ist das expressive Wissen, neben den anderen Ebenen des Wissens, eine eigenständige Ebene, zu der auch das Diskurswissen, also das Wissen über die Texttraditionen, zählt. Diese sind als Wissensbestand auf der virtuellen Ebene anzusiedeln und jeweils relevant für die Aktualisierung im Zuge der Sprachverwendung. Dabei wird sowohl bei der Sprachproduktion als auch bei der Sprachrezeption auf diesen Wissensbestand zurückgegriffen. Die Rezeption von Texten kann dabei von aktuell vorhandenen Texttraditionen ausgehen, die noch nicht in ihrem Potential als Modell für eine weitere Textproduktion erkannt werden, sondern allein als Textmuster bestehender Texte gesehen werden. Erst die Nutzung dieser rezipierten Texte zeigt das Wirken einer solchen Texttradition in der sie aufnehmenden Gemeinschaft an, doch diese manifestiert sich aktuell eben nur als Merkmalsbündel der Texte. Die Aufnahme dieses Merkmalsbündels in das Sprecherwissen ist nur durch die erneute Aktualisierung erkennbar, wenn die Erkenntnis der Texttradition fruchtbar gemacht wird, wenn also ein weiterer Schritt zu einer Übernahme in das Sprechwissen, d. h. zu einer Virtualisierung der Texttradition führt. Wird in einem kreativen Akt der Sprechfähigkeit ein neuer Text nach den Orientierungsmustern der erkannten Texttradition erstellt, was auch eine Übersetzung sein kann, also die Aktualisierung der Texttradition in einer anderen Sprache, dann zeigt die Aktualisierung eine andere Stufe der Texttradition an, die ich als *virtuell*, und somit als potentiell aktualisierbar, bezeichne. Durch die Aktualisierung wird das Erreichen der Stufe der virtuellen Texttradition erkennbar. Es ist evident, dass die *virtuelle*

Texttradition als potentiell aktualisierbarer Wissensbestand auch zum virtuellen Bereich gehört und darin eine andere Stellung innehat als die von mir als *aktuell* bezeichnete Manifestation der Texttradition. Die Texttradition als Manifestation eines Wissens in Texten kann als aktuelle Texttradition bezeichnet werden; die Texttradition als Wissen (*dynamis*) zur Anleitung für eine Tätigkeit (*energeia*) ist hingegen das eigentliche Konzept einer Texttradition, das zwar virtuell ist, aber eben deshalb aktualisiert werden kann und erst durch die Aktualisierung die Virtualität nachweist.

Die doppelte Verwendung der Bezeichnung *Aktualisierung* mag unglücklich sein, aber sie verweist auf eine wesentliche Unterscheidung, nämlich einerseits das aktuelle Vorhandensein von Texttraditionen als Textmerkmale ohne Nutzbarmachung in darauf beruhenden Aktualisierungen und andererseits die Texttraditionen, die für die Sprecher ein Anleitungswissen für die Textgestaltung bieten, somit virtuell sind und notwendigerweise zu Aktualisierungen führen. Die weitere Diskussion wird sicherlich diesen Punkt aufgreifen, welchen Stellenwert die Aktualität für die Texttraditionen hat.

Bibliographie

- Alvar, Carlos (2009): Traducciones medievales de „enciclopedias“. – In: Alfredo Alvar Ezquerro (Hg.): *Las Enciclopedias en España antes de l'Encyclopédie*, 125-139. Madrid: CSIC.
- Blank, Andreas (1997): *Prinzipien des lexikalischen Bedeutungswandels*. – Tübingen: Niemeyer.
- Coseriu, Eugenio (1980/1994): *Textlinguistik. Eine Einführung*. – Tübingen: Francke.
- Coseriu, Eugenio (2000): Die sprachliche Kompetenz. – In: Bruno Staib (Hg.): *Linguistica romanica et indiana. Festschrift für Wolf Dietrich zum 60. Geburtstag*, 83-97, Tübingen: Narr.
- Haß, Ulrike (Hg.) (2011): *Große Lexika und Wörterbücher Europas. Europäische Enzyklopädien und Wörterbücher in historischen Porträts*. – Berlin: De Gruyter.
- Henningsen, Jürgen (1966): Enzyklopädie. Zur Sprach- und Bedeutungsgeschichte eines pädagogischen Begriffs. – In: *Archiv für Begriffsgeschichte* 10, 271-362.
- Jacob, Daniel/Kabatek, Johannes (Hg.) (2001): *Lengua medieval y tradiciones discursivas en la Península Ibérica. Descripción gramatical – pragmática histórica – metodología*. – Frankfurt a. M./Madrid: Vervuert/Iberoamericana.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (1990): *Gesprochene Sprache in der Romania*. – Tübingen: Niemeyer.
- Meier, Christel (1984): Grundzüge der mittelalterlichen Enzyklopädie – Zu Inhalten, Formen und Funktionen einer problematischen Gattung. – In: Ludger Grenzmann, Karl Stackmann (Hg.): *Literatur und Laienbildung im Spätmittelalter und in der Reformationszeit, Germanistische Symposien Berichtsbände V*, 467-500. Stuttgart: Metzler.
- Meier, Christel (2007): Enzyklopädie. – In: Klaus Weimar (Hg.) (1997/2007): *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft (RDL)*, 450-453. Berlin/New York: De Gruyter.

- Ohly, Friedrich (1977): Vom geistigen Sinn des Wortes im Mittelalter. – In: Friedrich Ohly (Hg.): *Schriften zur mittelalterlichen Bedeutungsforschung*, 1-31. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Raible, Wolfgang (1983): Zur Einleitung. – In: Helmut Stimm, Wolfgang Raible (Hg.): *Zur Semantik des Französischen. Beiträge zum Regensburger Romanistentag*, 1-24. Wiesbaden: Franz Steiner.
- Ribémont, Bernard (1999): *Le Livre des propriétés des choses. Une encyclopédie au XIV^e siècle. Introduction, mise en français moderne et notes par Bernard Ribémont.* – Paris: Stock.

Franz Lebsanft

**Aktualität, Individualität und Geschichtlichkeit.
Zur Diskussion um den theoretischen Status von
Diskurstraditionen und Diskursgemeinschaften**

1. Vorbemerkung

Das Ziel meines Beitrags ist bescheiden. Ich möchte drei Kategorien – Aktualität, Individualität und Geschichtlichkeit –, die wesentliche Elemente der Sprachtheorie Eugenio Coserius bilden, im Hinblick auf die Modifikationen diskutieren, die sein Modell der „allgemeinen Struktur der Sprache“ – das sogenannte ‚Drei-Ebenen-Modell‘ – seit dem epochemachenden Beitrag von Peter Koch (1997) erfahren hat. Coseriu selbst (1980³/1994: 7) hat mit William James das „scholastische Prinzip“ in Erinnerung gerufen und für seine Theoriebildung in Anspruch genommen, wonach Unterscheidungen dort getroffen werden müssen, wo begriffliche Widersprüche auftreten; ein Prinzip, das seitdem auch auf seine eigene Sprachtheorie angewendet wird und im Übrigen auch für andere Sprachmodelle gilt, die in der Allgemeinen Sprachwissenschaft sogar einflussreicher sein dürften (Hauser/Chomsky/Fitch 2002). Doch wie ich im Folgenden darlege, steht eben zur Debatte, ob die Modifikationen auf Unzulänglichkeiten der Theorie Coserius oder auf solchen der Interpretation dieser Theorie beruhen. Das den Anhängern Ockhams bereits früher entgegengehaltene Argument Wulf Oesterreichers (1988: 355), „*entia propter necessitatem multiplicanda sunt*“, knüpft seine Gültigkeit an die hohe Forderung der *necessitas*, die Jörn Albrecht (2003: 44) bei den beiden „nimmermüden *multiplicatores entium*“ (d. h. Wulf Oesterreicher und Peter Koch) wohl nicht in Gänze erfüllt sieht, wenn er feststellt, sie hätten zwar zu Recht vorgeschlagen, „auf der historischen Ebene zwei Dimensionen auseinanderzuhalten: die der Einzelsprache und die der Diskurstradition“; doch sei das Problem „damit nicht gelöst, denn die Diskurse partizipieren ja nur sekundär an der historischen Ebene, insofern auch sie sich zu Traditionen verfestigen können.“ Damit gibt Albrecht bereits einen Hinweis darauf, dass die begriffliche ‚Zellteilung‘ der historischen

Ebene mit einem Verlust an Begriffsschärfe hinsichtlich dessen, was denn die ‚historische Ebene‘ darstellen soll, erkaufte wird. Die ‚Zellteilung‘ hat sich seit Koch (1997) fortgesetzt, wie etwa neben Gérard (2010) und López Serena (2011) neuere Arbeiten von Raymund Wilhelm (2011a, 2011b) zeigen, die sich gerade mit diesem Argument, das ich vor ein paar Jahren aufgenommen habe, auseinandersetzen. Auch auf diese Modifikationen möchte ich eingehen.

2. „Die allgemeine Struktur der Sprache“: Ausgangspunkt einer Diskussion

Oesterreicher (1997) und Koch (1997) haben zeitgleich, mit unterschiedlichen Akzentuierungen, das Konzept der Diskurstraditionen unter Berufung auf die Sprachtheorie Eugenio Coseriu in die romanische Sprachwissenschaft eingeführt. In der einen oder anderen Weise haben sie den Gegenstand „Diskurstradition“ in Modelle eingepasst, die als Modifikation und Ergänzung von Coseriu vermeintlich bekanntem Drei-Ebenen-Modell der „estructura general del lenguaje“ (Coseriu 1981: 272; „allgemeine Struktur der Sprache“, Coseriu 1988a: 253) zu verstehen sind. Gegen das Modell von Koch (1997) habe ich Einwände erhoben (Lebsanft 2005), die Koch (2008: 55) als den – aus seiner Sicht weitgehend untauglichen – Versuch der Rettung des ursprünglichen, d. h. des Coseriu’schen Schemas betrachtet. Nun war es gar nicht mein Anliegen, Coseriu Modell zu ‚retten‘; es ging mir vielmehr darum darzulegen, dass die von Koch vorgenommenen Veränderungen auf einer „die Möglichkeiten des Coseriu’schen Modells nicht ausschöpfenden Interpretation“ (Lebsanft 2005: 31) beruhen, mit anderen Worten, dass es im Rahmen einer sympathetischen und zugleich ökonomisch verfahrenen Hermeneutik zunächst, d. h., bevor man es verändert, darauf ankommt, dieses Modell angemessen zu verstehen und zu verwenden. Will man es jedoch verändern, so scheint es mir in einem zweiten Schritt notwendig, die Veränderung – Raymund Wilhelm (2011a: 125) spricht in diesem Zusammenhang von ‚Umdeutung‘ – der das Modell bestimmenden Konzepte offenzulegen und vor allem deren Stimmigkeit nachzuweisen. Weil mir nach wie vor weder das eine noch das andere der Fall zu sein scheint, komme ich auf meine in Lebsanft (2005) vorgebrachten Argumente zurück und nehme dabei Koch (2008) zum Ausgangspunkt. Ich stelle also, als Grundlage für die folgende Diskussion, die Zusammenhänge zwischen den Modellen von Koch, von Coseriu in der Interpretation von Koch und von Coseriu selbst dar.

In Koch (1997) wird Coseriu Drei-Ebenen-Modell tabellarisch nicht dargestellt. Koch (2008: 53) holt dieses nach, und zwar in einer Form, die sich auf Coseriu (1981: 272f.) beruft:

Nivel		Tipo de saber
universal	actividad del hablar	saber elocucional
histórico	lengua histórica particular	saber idiomático
actual/individual	discurso	saber expresivo

Allerdings handelt es sich dabei, ohne dass das m. E. von Koch deutlich gemacht würde, nur um einen Ausschnitt aus der Synopse, die Coseriu (1981: 273) tatsächlich bietet:

punto de vista / niveles	ἐνέργεια actividad	δύναμις saber	ἔργον producto
universal	hablar en general	saber elocucional	totalidad de lo „hablado“
histórico	lengua concreta	saber idiomático	(lengua abstracta)
individual	discurso	saber expresivo	„texto“

Im Vergleich sieht man, dass Koch (2008: 54) bereits bei der vermeintlich bloßen Wiedergabe des Coseriu'schen Modells mehrere Veränderungen vornimmt: Er integriert, erstens, die Spalte „ἐνέργεια/Tätigkeit“ in die Spalte „Ebene“ und verzichtet dabei auf die entsprechende Benennung; zweitens blendet er die Spalte „ἔργον/Produkt“ aus; und drittens verändert er die Bezeichnung der Ebene „individuell“ in „aktuell/individuell“. Das ursprüngliche von Koch (1997: 45) selbst entwickelte Modell:

Ebene	Bereich	Normtyp	Regeltyp
universal	Sprechtätigkeit		Sprechregeln
historisch	Einzelnsprache	Sprachnormen	Sprachregeln
historisch	Diskustradition	Diskursnormen	Diskursregeln
individuell/aktuell	Diskurs		

erfährt ebenfalls gewisse Änderungen (Koch 2008: 54):

NIVEL	DOMINIO	TIPO DE REGLAS
universal	actividad del hablar	reglas elocucionales
histórico	lengua histórica particular	reglas idiomáticas
	tradicón discursiva	reglas discursivas
actual/individual	discurso	

Koch (2008) verwendet die doppelte Benennung der Kategorie „historisch“ nicht; die Bezeichnung „individuell/aktuell“ wird nunmehr in „aktuell/individuell“ vertauscht; die Spalte „Normtyp“ wird ausgeblendet; die Bezeichnungen des „Regeltyps“ übernehmen auf der universellen und der historischen Ebene die bereits von Coseriu verwendeten Adjektive.

3. Was ist „Aktualität“? Der Gesichtspunkt der ἐνέργεια und der Diskurs

Koch (2008: 53) kommentiert die von ihm bei Coseriu (1981) angesetzte „aktuelle/individuelle“ Ebene des Diskurses so:

En el nivel actual/individual, el lenguaje se considera como „acto lingüístico [...] de un individuo determinado en una situación determinada“. (Coseriu 1981: 272)

Dies ist freilich keineswegs exakt das, was Coseriu (1981: 272) tatsächlich sagt. Denn in der textuellen Erläuterung, die dem „cuadro sinóptico“ vorausgeht, heißt es bei ihm:

En el nivel individual, el lenguaje como actividad es el „discurso“, es decir, el acto lingüístico (o la serie de actos lingüísticos conexos) de un individuo determinado en una situación determinada.

Der Unterschied zwischen Kochs Coseriu-Interpretation und Coseriu mag geringfügig scheinen, doch ist er das keineswegs: Coseriu spricht an dieser Stelle nämlich nicht von „der Sprache“, sondern, *nota bene*, von der „Sprache als Tätigkeit“, mit anderen Worten von der Sprache als ἐνέργεια. Wenn man diese Bestimmung ernst nimmt – und ich sehe keinen Grund, das nicht zu tun –, dann folgt daraus, dass auf der individuellen Ebene dem Diskurs unter dem Gesichtspunkt der Tätigkeit eine δύναμις, d. h. also ein spezifisches Wissen – Coseriu nennt es ein „expressives Wissen“ – entsprechen muss. Das ist so, weil Coseriu (1988b: 11) mit Humboldts zutreffender Aristoteles-Interpretation unter ἐνέργεια „diejenige Tätigkeit, die ihrer eigenen Potenz, δύναμις, vorausgeht“, versteht. In der Tat formuliert Aristoteles, dass

die Wirklichkeit früher ist als das Vermögen (die Möglichkeit) πρότερον ἐνέργεια δυνάμειός ἐστιν. (*Metaphysik* IX Θ 1049b5; vgl. Schlüter 1971: Sp. 137)

Dabei interpretiert Coseriu den Gegensatz von ἐνέργεια und δύναμις als den Gegensatz von Aktualität, Akt oder Wirklichkeit und Potentialität oder Potenz, und dies in Übereinstimmung mit Aristoteles und mit der Tradition der Philosophiegeschichte, die so offensichtlich ist, dass sie sogar zum Wörterbucheintrag geronnen ist, wie einen Liddell/Scott/Jones (⁹1996) mit Verweis auf das Buch IX (Θ) der *Metaphysik* des Aristoteles belehren:

ἐνέργεια ἡ, II. in the philos. of Arist., opp. δύναμις, actuality, *Metaph.*1048a26, al.

δύναμις IV. *capability of existing or acting, potentiality*, opp. *actuality* (ἐνέργεια), *Arist. Metaph.*1047b31, 1051a5, etc.

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, warum es in Coserius Schema zwar eine Ebene mit der Bezeichnung „individuell“, nicht jedoch, wie Kochs Coseriu-Wiedergabe suggeriert, eine solche mit der Bezeichnung „individuell/aktuell“ oder „aktuell/individuell“ geben kann. Im Neun-Felder-Schema Coserius ist dem „Aktuellen“ nicht etwa die dritte Zeile, sondern die erste Spalte vorbehalten, denn die Betrachtung der Sprache unter dem Gesichtspunkt „Aktualität“ im Sinne von „ἐνέργεια/Tätigkeit“ umfasst nicht nur die individuelle, sondern auch die universelle und die historische Ebene. Der gedankliche Weg vom Universellen über das Historische zum Individuellen ist, bei Coseriu, ein solcher der Determinierung (vgl. Loureda 2007: 47), nicht der Aktualisierung. Durch die Veränderung und dann Umbenennung der Coseriu’schen Spalte „ἐνέργεια/Tätigkeit“ in „Ebene“ bzw. „Bereich“ wird verdeckt, dass – wie auch die Benennung „actividad del hablar“ zeigt – das Konzept „Tätigkeit“ (Akt, Aktualität, Wirklichkeit) bei Koch in Wahrheit zugleich in Spalte und Zeile verwendet wird, was dem grundlegenden Prinzip der Kreuzklassifikation logisch zuwiderläuft, wie eine die verwendeten Merkmale klar benennende Matrix verdeutlichen kann. „Tätigkeit“ ist nichts anderes als „Aktualität“:

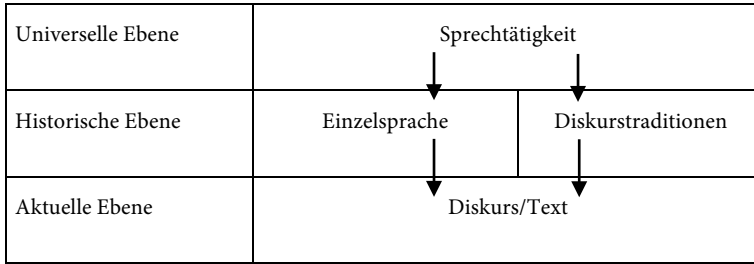
	aktuell (Tätigkeit)
individuell	Diskurs

Coseriu

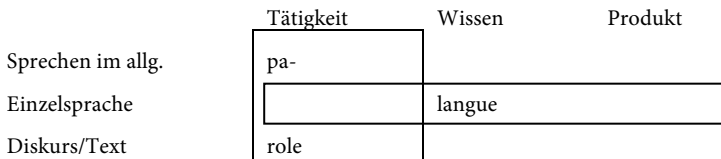
	[aktuell]
aktuell/individuell	Diskurs

Kochs Coseriu-Interpretation

Der Einwand, den ich gegen Koch formuliere, betrifft auch das Oesterreicher’sche Modell (1997: 21), das ebenfalls den ‚Tätigkeitsaspekt‘ zugleich in Spalte und Zeile verwendet:



Vielleicht ist die Schlüssigkeit von Coserius Theorie (d. h. die Tatsache, dass das Konzept „ἐνέργεια/Tätigkeit“ sich auf alle drei Ebenen des Universellen, Historischen und Individuellen erstreckt) leichter verständlich, wenn man seine Projektion der Saussure’schen Dichotomie von *langue* und *parole* auf sein eigenes Schema einbezieht (Coseriu 1988b: 72). Demnach umfasst die der Betrachtung der Sprache als Tätigkeit entsprechende *parole* nicht nur den Diskurs/Text, sondern eben alle drei Ebenen:



In welche Schwierigkeiten man kommt, wenn man den Gegensatz von Aktualität (bzw. Akt oder Wirklichkeit) und Potentialität (bzw. Potenz) anders fasst, zeigen Kochs (2008: 54) Ausführungen zu Coserius Konzept des expressiven Wissens und dessen Verortung:

¿Qué quiere decir ‚saber expresivo‘? Si tomamos a rajatabla la definición del nivel actual del discurso no será legítimo asignarle a este nivel una δύναμις. El discurso es, en verdad, el lugar de la aplicación del saber lingüístico, pero como cada discurso es único y el saber implica la posibilidad de la reproducción, saber y discurso serán incompatibles.

Unterstellte Koch wenige Zeilen zuvor Coseriu noch – wie ich meine, fälschlich oder irrtümlich – die Annahme einer als „aktuell/individuell“ gekennzeichneten Ebene, so verwandelt sich diese hier in eine ausschließlich „aktuelle“, der Koch keine Betrachtung unter dem Gesichtspunkt der δύναμις zubilligen möchte. Wer aber wollte Koch nicht folgen, wenn er feststellt, dass die Betrachtung der Sprache als ἐνέργεια nicht die Betrachtung der Sprache als δύναμις, d. h. Aktualität, Akt oder Wirklichkeit nicht Potentialität oder Potenz ist?

Coseriu hatte das jedenfalls weder behauptet noch in seinem eigenen (also nicht in dem ihm von Koch zugeordneten) Modell abgebildet. Ergänzen wir das obige Zitat aus Coseriu (1981: 272), so wird der Unterschied zu Koch deutlich. Um mögliche Missverständnisse zu minimieren, glossiere ich das Zitat entsprechend:

En el nivel individual [*nicht*: „actual“], el lenguaje como actividad [also als ἐνέργεια, d. h. Aktualität, Akt, Wirklichkeit] es el „discurso“, es decir, el acto lingüístico (o la serie de actos lingüísticos conexos) de un individuo determinado en una situación determinada; como saber [also als δύναμις, d. h. als Potenz], es saber expresivo (saber relativo a la elaboración de los „discursos“); y como producto es un „texto“ (hablado o escrito).

Anzunehmen, wie Koch das tut, dass der auf der individuellen Ebene angesiedelte Coseriu'sche „Diskurs“ eine Aktualität, ein Akt oder Wirklichkeit *ohne* das entsprechende Vorhandensein bzw. die Möglichkeit der Potentialität oder Potenz wäre, läuft den Humboldt'schen und aristotelischen Grundlagen dieses Denkens, soweit es sich auf die menschliche Kultur bezieht, zuwider. Auf allen drei von Coseriu angesetzten Betrachtungsebenen der Sprache sind den Erscheinungsweisen der ἐνέργεια solche der δύναμις zugeordnet. Daher sind auch Diskurs und expressives Wissen nicht nur nicht inkompatibel, sondern sie bedingen einander (Cremer 2013; vgl. auch Schafroth 2013: 298). In didaktischer Form hat Coseriu (1988b: 11f.) diesen Gedanken, dessen Kernsatz ich weiter oben bereits zitiert habe, auf einer ganzen Seite ausgeführt, die hier selbstverständlich nicht in Gänze wiedergegeben werden soll. Wer diese Seite nachliest, dem wird freilich klar, dass der Sprecher im Diskurs „Gemachtes“ reproduziert („anwendet“) und Neues schafft, das die Möglichkeit eines neuen tradierbaren Wissens in sich trägt:

Das durch schöpferische Tätigkeit Gemachte kann zu einem Muster werden, aus dem man die Normen für das Machen deduziert. Werden diese Normen nun aus dem Gemachten herausgelesen, so können sie zu einer Potenz, einer δύναμις, einem Machenkönnen werden.

[...]

Humboldt meint diesen besonderen aristotelischen Begriff, wenn er sagt, daß die Sprache *energeia* ist. Er meint die Form der *energeia*, die man beim Menschen feststellt: das Hinausgehen über das Gelernte, das ursprüngliche Produzieren, das nicht einfach das schon Produzierte wiederholt.

Nichts anderes – im Übrigen mit indirektem Verweis auf Coseriu (1988b: 10; Lebsanft/Gleißgen 2004: 15) und auf die lange linguistische Tradition dieser Auffassung (Christmann 1974: 98-107) – hatte ich ausgeführt, als ich der Koch'schen These von der Unvereinbarkeit von „Diskurs“ und „Wissen“ entgegenhielt, dass das Sprechen als individuelle Tätigkeit der Ort ist, „an dem im

Hinblick auf den Anderen der Sprecher bestehenden Regeln folgt oder neue Regeln zur Übernahme vorschlägt“ (Lebsanft 2005: 31). Angesichts der Koch’schen Coseriu-Interpretation ist es nicht überraschend, dass Koch (2008: 56) diese Formulierung zurückweist:

Cabe aún menos considerar el discurso como lugar donde, en el marco del cambio lingüístico, el hablante propone reglas nuevas para ser adoptadas por la comunidad lingüística (cf. Lebsanft 2005: 31), pues el hablante ordinario no pretende cambiar su lengua, es decir, introducir reglas nuevas, sino que crea, en el nivel del discurso actual, innovaciones *ad hoc* que, aun transgrediendo eventualmente reglas idiomáticas, son conformes a reglas elocucionales y provocan un cambio lingüístico solo ocasionalmente. (cf. Koch 2005b: 246-248)

Zweifellos ist es richtig, dass mein Gedanke klarer ausgeführt gewesen wäre, wenn ich meine Verwendungsweise des Verbs *vorschlagen* als uneigentlich („oder neue Regeln zur Übernahme ‚vorschlägt‘“) gekennzeichnet hätte, um offenbar möglichen Missverständnissen vorzubeugen.

4. Was ist „Individualität“ und was ist „Historizität“?

Die Geschichtlichkeit des Sprechens

Der Status und die Konturen des Wissens, das den Gesichtspunkt der *δύναμις* ausmacht, werden in dem Neun-Felder-Schema von Coseriu (1981: 273) nicht entfaltet. Eine entsprechende Übersicht, die den Inhalt des Wissens definiert und die Art seiner Beurteilung durch die Sprecher kategorisiert, findet sich z. B. in Coseriu (1988b: 89):

Ebene	Urteil	Inhalt	Wissen
Sprechen im allgemeinen	kongruent/ inkongruent	Bezeichnung (Referenz)	elokutionelles Wissen
Einzelsprache	korrekt/ inkorrekt	Bedeutung	idiomatisches Wissen
Diskurs	angemessen/ unangemessen	Sinn	expressives Wissen

Der „Sinn“ als Inhalt des expressiven Wissens bildet bekanntlich die zentrale Kategorie der Coseriu’schen Textlinguistik (Coseriu 1980/31994). Mit dieser Kategorie, welche „die Gesamtheit dessen, was gerade durch den Text und nur durch den Text verstanden wird, die Gesamtheit der Inhalte, die nur als Textinhalte gegeben sind“, umfasst, bezeichnet Coseriu (1980/31994: 63; im Übrigen – doch steht das hier nicht zur Debatte – in der Entwicklung seiner Theorie

offenbar erst recht spät) das Verfahren, durch das die spezifische Ausdrucksabsicht des Sprechers im Diskurs, also das, was er ursprünglich einmal als den „individuellen, aktuellen und jeweils neuen Ausdruckszweck“ des Sprechens bezeichnet hatte (Coseriu 1958/1974: 59), zur Geltung kommen kann. Das, was er das „saber relativo a la elaboración de los ‚discursos‘“ nennt (Coseriu 1981: 272; vgl. oben), ist einfach die Fähigkeit, „sinnhaft“ zu sprechen und entsprechend verstanden zu werden. Mit dem Begriff des „Sinns“ knüpft Coseriu (1980/³1994: 64) an den *sensus* der Antike an; doch bestehen über das dem Grice'schen Kooperationsprinzip (Grice 1989) entsprechenden sogenannten (universellen) „Prinzip des Vertrauens“ (Coseriu 1988b: 96) gute Anschlussmöglichkeiten an das Konzept der Implikatur (Lebsanft 2005: 26f.; vgl. Brenner 1998: 165).

Bereits die *Textlinguistik* verdeutlicht, dass die Fähigkeit, ‚einen Text zu produzieren‘ (d. h. also einen Diskurs zu verfertigen), das entsprechende elokutionelle, idiomatische und expressive Wissen umfasst. Auf der individuellen Ebene wird es so beschrieben (Coseriu 1980/³1994: 46):

Einen Text aufgrund der Kenntnis einer besonderen Texttradition („Sonett“, „Roman“) und aufgrund einer einmaligen Intuition als Gefüge von individuellen Redeakten produzieren.

Das hier angenommene Zusammenspiel von Tradition und einmaliger Intuition hat die Frage aufkommen lassen, ob sich das expressive Wissen, soweit es sich um Text- (unter dem Gesichtspunkt des ἔργον) oder eben Diskurstraditionen (unter dem Gesichtspunkt der ἐνέργεια und der δύναμις) handelt, auf der Ebene des Individuellen verorten lässt. Koch (1997: 45) hat die Frage verneint und, mit Bezug auf die bei Brigitte Schlieben-Lange (1983) getroffene Unterscheidung der „Geschichte der Einzelsprachen“ und der „Geschichte der Texttraditionen“, die bekannte Konsequenz der ‚Doppelung‘ der Ebene des Historischen gezogen. Gegen diese Doppelung sind Einwände vorgebracht worden mit dem Hinweis auf die Unterschiedlichkeit der Historizität von Einzelsprachen und Diskurstraditionen (zuerst Kabatek 2001: 98-100; Kabatek 2014). Das von mir (Lebsanft 2005: 32) in Erinnerung gerufene Argument Coserius, dass die Differenz der Historizität in der Verschiedenheit der Einzelsprachen und Diskurstraditionen tragenden „Gemeinschaften“ begründet ist, wird nunmehr, allerdings ohne einen entsprechenden Hinweis, von Koch (2008: 55) übernommen:

Hay una diferencia importante entre los dos [d. h. grupos constitutivos]: las lenguas históricas (o sus variedades) definen a los grupos (es decir las comunidades lingüísticas), mientras que son los grupos (profesionales, religiosos, literarios, etc.) los que definen a las tradiciones discursivas [...].

Wilhelm (2011a: 126f., 2011b: 160f.) hat nun bei Coseriu einen Gesichtspunkt gefunden, um die „Doppelung der historischen Ebene“ unter Absehung dieses Problems zu verteidigen. In der Tat unterscheidet Coseriu (1988b: 81), wie Wilhelm zu Recht bemerkt, gerade im Hinblick auf Einzelsprachen und Texttraditionen, zwischen dem „Wesen“ und dem „Status“ von Historizität. Demnach ist der historische Status von Einzelsprachen und Diskurs- bzw. Texttraditionen in dem oben beschriebenen Sinn verschieden, doch ihr historisches Wesen gleich. Genauer gesprochen, möchte Wilhelm (2011a: 127) den Unterschied bezüglich der ‚Statusfähigkeit‘ auf die „Nationalsprache“ beschränken und die Wesensgleichheit den „einzelsprachliche[n] Varietäten (Sprachsysteme)“ und Diskurstraditionen zubilligen. Nationale Gemeinschaftsstiftung ist, so Wilhelm, anderer Natur als die parallel zu setzende Gemeinschaftsbildung durch Varietäten und Diskurstraditionen. Wilhelm (2011b: 162) stellt seine Auffassung in diesem, Koch (1997) und Oesterreicher (1997) weiterführenden Modell dar:

livello universale:		parlare	
livello storico:	status storico:	lingua nazionale	???
	essenza storica:	↑ varietà linguistica	↑ tradizione discorsiva
livello attuale:		discorso/testo	

Das Koch'sche Modell, das also Historizität ihrem Wesen, nicht ihrem Status nach abbilden würde, könnte auf diese Weise, so möchte man meinen, eine konsequente Rechtfertigung aus Coseriu'schem Geist erfahren. Das wirft allerdings die Frage auf, ob diese Interpretation eine folgerichtige und stimmige Weiterdeutung des Coseriu'schen Modells darstellt.

Was Coseriu betrifft, so dürfte kein Zweifel daran bestehen, dass es ihm in seinem Modell nicht um das Wesen, sondern um den Status der Historizität geht. Die inhaltlich stets weitgehend identische Formel, mit der er in den verschiedensten Schriften das Drei-Ebenen-Modell einführt und die auch für Koch (1997: 43; dort nach Coseriu 1980/³1994) den Ausgangspunkt bildet, zielt ganz offensichtlich auf die durch ihren historischen Status identifizierte Sprache. In Coseriu (1981: 269), dem Text, nach dem ich, Koch folgend, das entsprechende Modell zitiert habe, lautet sie:

El lenguaje es una actividad humana universal que se realiza individualmente, pero siempre según técnicas históricamente determinadas („lenguas“). [...] Finalmente, el lenguaje se presenta siempre como históricamente determinado: como „lengua“ (español, italiano, francés, alemán, etc.); no hay *hablar* que no sea *hablar una lengua*.

Deutlicher als in den didaktischen Texten der 1980er Jahre insistiert Coseriu frühe Theorie des Sprachwandels auf der wechselseitigen Bedingtheit von historischer Sprache und von – wohlgemerkt – historischem Individuum. In Coseriu (1958/1974: 59) wird die ‚Wiederherstellung‘ der Sprache im Sprechen damit begründet, dass „die Geschichtlichkeit des Menschen mit der Geschichtlichkeit der Sprache zusammenfällt“. Weiter heißt es, unter Berufung auf den Neoidealisten (und politischen Faschisten) Giovanni Gentile (⁵1954: 65):

[Der Sprecher] erfindet seinen Ausdruck nicht völlig neu, sondern benutzt schon vorhandene Muster, gerade weil er dieses und kein anderes historisches Individuum ist: weil die Sprache zu seiner Geschichtlichkeit, zu seinem *So-Sein* gehört.

In diesem oft wiederholten Argument (z. B. Coseriu 1981: 287f.; Coseriu 1988a: 266) scheint mir der eigentliche Grund dafür zu liegen, dass Coseriu das expressive Wissen auf der individuellen Ebene ansiedelt: Die vom Individuum angenommene einzelsprachliche Tradition ist die Bedingung ihrer Überschreitung im Diskurs (Coseriu 1958/1974: 61f.):

Ebenso gewiß kann der Sprecher die Sprache, über die er verfügt, die bereits festgelegte Sprache nicht ändern, bevor er sie verwendet, denn das ist eine rationale Unmöglichkeit. Trotzdem paßt der Sprecher die Sprache seinen Ausdruckserfordernissen an und geht auf diese Weise über sie hinaus.

In diesem Zusammenhang hatte ich (2005: 32) darauf aufmerksam gemacht, dass Coseriu das Historische im Hinblick auf die Gemeinschaft der Kultur- oder Staatsnation perspektiviert, eine, wie Wilhelm (2011a: 127; vgl. 2011b: 161) sicherlich zu Recht meint, „historisch partikuläre Konstellation“. Daraus allerdings ein Modell abzuleiten, das im Hinblick auf Wesen und Status von Historizität zwischen „Nationalsprache“ und Varietäten unterscheidet, scheint mir durchaus problematisch. Die neuzeitlich standardisierten Sprachen umfassen einerseits als „historische Sprachen“ natürlich deren gesamtes Diasystem oder Architektur (Coseriu 1981: 288, Coseriu 1988a: 267; vgl. Lebsanft/Gleißgen 2004: 4f.); andererseits können durch politisch induzierten Ausbau einzelne Varietäten aus dem Diasystem ausgegliedert werden und selbst den Rang einer standardisierten Sprache erhalten. Hingegen ist das moderne Konzept „Varietät“ in vorneuzeitlichen Sprachverhältnissen wenig brauchbar, weil der relationale Begriff eben (noch) nicht auf einen Standard als Dach bezogen werden kann; in einer solchen Situation hat das, was man später eine „Varietät“ nennen würde, denselben gemeinschaftlichen Rang wie die Standardsprache der Moderne.

Wilhelms (2011a: 130) Hypothese, in der Vormoderne Diskursgemeinschaften einen Vorrang vor Sprachgemeinschaften einzuräumen, wenigstens „in vielen Fällen“, halte ich für einen zumindest voreiligen Schluss. In der Spätanti-

ke bemerkt Augustinus bekanntlich an einer oft zitierten Stelle (vgl. z. B. Lebsanft 2000: 15):

Post ciuitatem uel urbem sequitur orbis terrae, in quo tertium gradum ponunt societatis humanae, incipientes a domo atque inde ad urbem, deinde ad orbem progrediendo uenientes; qui utique, sicut aquarum congeries, quanto maior est, tanto periculis plenior. In quo primum linguarum diuersitas hominem alienat ab homine. Nam si duo sibi- met inuicem fiant obuiam neque praeterire, sed simul esse aliqua necessitate cogantur, quorum neuter linguam nouit alterius: facilius sibi muta animalia, etiam diuersi generis, quam illi, cum sint homines ambo, sociantur. Quando enim quae sentiunt inter se communicare non possunt, propter solam diuersitatem linguae nihil prodest ad consociandos homines tanta similitudo naturae, ita ut libentius homo sit cum cane suo quam cum homine alieno. (*De Civitate Dei* 19.7)

Nicht Abgrenzung, sondern Gemeinsamkeit der Sprache fokussiert ein mittelalterliches Beispiel, das keineswegs einen isolierten Fund darstellt. Im sechsten Kreis der Hölle (*Inferno* X, 22-27) dringt aus einem der Särge die Stimme eines Ketzers, der das Gespräch zwischen Dante und Vergil mitgehört hat:

O Tosco che per la città del foco
vivo ten vai così parlando onesto,
piacciati di restare in questo loco.

La tua loquela ti fa manifesto
di quella nobile patria natio
alla qual forse fui troppo molesto.

Zweifellos benennt Farinata (der hier bekanntlich spricht) das *parlar onesto* des belauschten Dante und ebenso zweifellos formuliert er selbst einen ‚Diskurs‘ in dem dieser Redeweise korrespondierenden erhabenen Stil, gespickt mit ‚diskurstraditionellen‘ Reminiszenzen antiker und biblischer Herkunft. Doch was ihn in seinem Sarg sich aufrichten lässt, ist nicht die Gemeinschaft eines Diskurses, sondern die mit Dante geteilte heimatliche *loquela*, das Florentinische, eine Gemeinschaft der Sprache, an der auch nicht der politische (und sicherlich ebenso wenig ‚primär‘ diskurstraditionelle) Gegensatz zwischen dem großen Ghibellinenführer und dem aus einer Guelfenfamilie stammenden Dante etwas ändert. Die Gemeinsamkeit der Sprache benennt Farinata (wie ebenso bekannt ist) mit einem Wort aus Mt XXVI, 73. Und auch dort, in der Szene der Verleugnung Petri, geht es um eine Gemeinschaft, die an ihrer sprachlichen Natur erkennbar wird. Es ist weder die Religions- noch irgendeine Diskursgemeinschaft, sondern die mit dem ‚Jesus aus Galiläa‘ geteilte Sprache, die Petrus den Umherstehenden verrät und weiteres Leugnen als zwecklos erscheinen lässt:

⁶⁹ Petrus vero sedebat foris in atrio et accessit ad eum una ancilla dicens et tu cum Iesu Galilaeo eras ⁷⁰ at ille negavit coram omnibus dicens nescio quid dicis ⁷¹ Exeunte autem illo ianuam vidit eum alia et ait his qui erant ibi et hic erat cum Iesu Nazareno ⁷² et ite-

rum negavit cum iuramento quia non novi hominem ⁷³ et post pusillum accesserunt qui stabant et dixerunt Petro vere et tu ex illis es nam et loquella tua manifestum te facit ⁷⁴ tunc coepit detestari et iurare quia non novisset hominem et continuo gallus cantavit.

Die Vulgata übersetzt mit *loquella* das *λαλιά* der Septuaginta (NA28), das Liddell/Scott/Jones (⁹1996: s. v.) mit „a form of speech, dialect“ erläutern.

Es soll überhaupt nicht in Abrede gestellt werden, dass kommunikative Praktiken zur Identitätsstiftung beitragen können (Wilhelm 2011a: 126). Nach wie vor fraglich scheint mir jedoch erstens die – wie gesehen, nicht nur von mir, sondern auch von Koch (2008: 55) nicht geteilte – Annahme zu sein, dass es die Gemeinsamkeit der Diskurstradition ist, welche die Gemeinschaft erst konstituiert. Problematischer noch ist zweitens die aus einer solchen Hypothese abzuleitende Annahme einer Korrelation von Diskurstraditionen und Diskursgemeinschaften. Entspricht, nach Wilhelms Vorstellungen, jeder einzelnen Diskurstradition (oder Bündeln von Diskurstraditionen?) eine eigene Form von Gemeinschaft? Wird diese Hypothese bejaht, so schließt sie – drittens – die Frage ein, welche genauere soziokulturelle und historische Realität diesen Gemeinschaften jeweils entsprechen soll, wenn man sich unter diskurstraditionellem Aspekt mit „Textsorten, Gattungen, Stilen, rhetorischen Genera, Gesprächsformen, Sprechakten usw.“ (Koch 1997: 45) beschäftigt. Es wäre also darzustellen, wie, wenn ihnen denn eine *sprachlich determinierte* Realität entspricht, die Diskursgemeinschaften – um bei den von Koch (1997: 45) genannten Beispielen zu bleiben – der ‚Beipackzettelschreiber‘, ‚Sonettedichter‘, ‚Manierismusverfechter‘, ‚Prunkredenschreiber‘, ‚Talkshowsprecher‘ oder ‚Lehnseidleister‘ kulturell, sozial und geschichtlich genauer aussehen (Angela Schrott [2014] schlägt daher vor, „in Absetzung von den Sprachgemeinschaften“ sehr flexibel von ‚diskurstraditionellen Konfigurationen‘ zu sprechen). Es müsste auch sinnvoll sein, in Analogie zur Sprachgemeinschaft zu behaupten, ein Sprecher *konstituiere sich durch seinen Diskurs* als Angehöriger z. B. der einzelsprachübergreifenden Gemeinschaft der ‚Beipackzettelschreiber‘ oder der ‚Lehnseidleister‘. In vielen Fällen dürfte es realistischer sein, von Gruppen zu sprechen, die sich nicht primär sprachlich, sondern zwischen den Ebenen ‚Individuum‘ und ‚Gesellschaft (als Ganzes)‘ nach kulturellen und sozialen Gesichtspunkten herausbilden (Lebsanft 2006: 537). In diesem Zusammenhang überrascht, dass in der Theorie der Diskurstraditionen die textbezogene Fachsprachenforschung (Kalverkämper 1998a, 1998b) ebenso wenig berücksichtigt wird wie die Soziolinguistik, die immerhin auf – wenn auch in unterschiedlichem Maße einschlägige – soziologische Begriffe wie ‚Religion‘, ‚Ethnizität‘, ‚Region‘, ‚Nation‘, ‚Schicht‘ (‚Klasse‘), ‚Rolle‘, ‚Identität‘, ‚Individuum‘, ‚Gruppe‘, ‚Situations‘, ‚Netzwerk‘, ‚Stadt‘, ‚Stand und Kaste‘, ‚Institution‘, ‚Subkultur‘, ‚Minder-

heit‘ und schließlich ‚Gemeinschaft‘ rekurriert (Ammon/Dittmar/Mattheier/Trudgill ²2004).

Karl Bühlers (1934/1965: 24) „Modell des ausgewachsenen konkreten Sprechereignisses samt den Lebensumständen, in denen es einigermaßen regelmäßig auftritt“, orientiert sich bekanntlich am *Kratylos*. „Ich denke“ – schreibt Bühler (1934/1965: 24) – „es war ein guter Griff Platons, wenn er im *Kratylos* angibt, die Sprache sei ein *organum*, um einer dem andern etwas mitzuteilen über die Dinge.“ Bei Platon (*Kratylos* 388a-d) erscheint das Werkzeug, welches jeweils als anschauliches Analogon zur Sprache fungiert, in zwei sozialen Bezügen. Einerseits – und dieses Verhältnis erfasst Bühler – ist z. B. die „Weberlade“ (wie Schleiermacher übersetzt; der heute geläufigere Ausdruck dürfte *Weblade* sein) für den Weber das Mittel zum Zweck der „Weberei“; andererseits ist die „Weberlade“ aber auch „des Tischlers Werk“. Entsprechend dient, so Platon, einerseits das „Wort“ dem „Belehrenden“ zur Mitteilung und zur Unterscheidung der Gegenstände; andererseits ist das Wort (*Kratylos* 388e) „ein Werk dessen, der die Gebräuche einrichtet, des Gesetzgebers, dessen jener Belehrende sich bedient, wenn er sich der Worte bedient“. Hier lässt sich vielleicht ein Ansatzpunkt finden, um die Vermutung zu äußern, dass genuin sprachlich bestimmte Diskursgemeinschaften (oder, mit Schrott, Diskurskonfigurationen) sich am ehesten in denjenigen Zusammenhängen ausmachen lassen, in denen der Diskurs selber die Finalität des Gestaltens und damit den Beruf des Gestaltenden bildet (sei er „Tischler“ oder „Gesetzgebender“). Um diese Intuitionen in der von Platon aufgerufenen Vorstellungswelt mit der Diktion Coserius zu formulieren: Die Tischler bilden nicht eine Zunft oder einen Beruf, weil sie Sägen, Feilen und Leim verwenden, sondern sie verwenden Sägen, Feilen und Leim, weil sie Tischler sind, also Tische (und eben auch Webladen) herstellen. Und die Weber bilden nicht eine Zunft oder einen Beruf, weil sie Webladen verwenden, sondern sie verwenden Webladen, weil sie Weber sind, also Gewebe herstellen. Dass dabei Handwerker je nach der Finalität ihres Handwerks selbstverständlich eine auch textuelle Fachsprachlichkeit herausbilden, wird ohnehin niemand bestreiten wollen.

Bibliographie

- Albrecht, Jörn (2003): Können Diskurstraditionen auf dem Wege der Übersetzung Sprachwandel auslösen? – In: Heidi Aschenberg, Raymund Wilhelm (Hg.): *Romanische Sprachgeschichte und Diskurstraditionen*. Akten der gleichnamigen Sektion des XXVII. Deutschen Romanistentags, 37-53. Tübingen: Narr (Tübinger Beiträge zur Linguistik 464).
- Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J./Trudgill, Peter (Hg.) (²2004): *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*, Bd. I

- Berlin/New York: De Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 3.1).
- Brenner, Peter J. (1998): *Das Problem der Interpretation. Eine Einführung in die Grundlagen der Literaturwissenschaft*. – Tübingen: Niemeyer (Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 58).
- Bühler, Karl (1934/1965): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. – Stuttgart: Gustav Fischer (Ullstein Buch 3392).
- Christmann, Hans Helmut (1974): *Idealistische Philologie und moderne Sprachwissenschaft*. – München: Fink (Internationale Bibliothek für Allgemeine Linguistik 19).
- Coseriu, Eugenio (1958/1974): *Synchronie, Diachronie und Geschichte. Das Problem des Sprachwandels*. – München: Fink (Internationale Bibliothek für Allgemeine Linguistik 3) [*Sincronía, diacronía e historia. El problema del cambio lingüístico*. – Montevideo: Impresora Cordon].
- Coseriu, Eugenio (1980³/1994): *Textlinguistik. Eine Einführung*. – Tübingen/Basel: Francke/Narr (UTB 1808).
- Coseriu, Eugenio (1981): *Lecciones de lingüística general*. – Madrid: Gredos (Biblioteca Románica Hispánica, Manuales 51).
- Coseriu, Eugenio (1988a): *Einführung in die Allgemeine Sprachwissenschaft*. – Tübingen: Francke (UTB 1372).
- Coseriu, Eugenio (1988b): *Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens*. – Tübingen: Francke (UTB 1481).
- Cremer, Désirée (2013): Entlehnung, Sprachwandel und methodologischer Individualismus. – In: *Romanische Forschungen* 125, 518-532.
- Dante Alighieri (2010): *La Commedia. Die Göttliche Komödie, I Inferno/Hölle*. In Prosa übersetzt und kommentiert von Hartmut Köhler. – Stuttgart: Reclam (Reclam Bibliothek).
- Dombart, Bernhard/Kalb, Alfons (Hg.) (1955): Aurelius Augustinus, *De Civitate Dei*. – Turnhout: Brepols (Corpus Christianorum S.L. 47/14, 1 und 2).
- Gentile, Giovanni (⁵1954): *Sommario di pedagogia come scienza filosofica*. – Firenze: Sansone (Opere complete di Giovanni Gentile 1).
- Gérard, Christophe (2010): L'individu et son langage: idiolecte, idiosémie, style. – In: *Philologie im Netz* 51, 1-40.
- Grice, H. Paul (1989): *Studies in the Way of Words*. – Cambridge, Mass./London: Harvard University Press.
- Hauser, Marc D./Chomsky, Noam/Fitch, Tecumseh W. (2002): The Faculty of Language: What Is It, Who Has It, and How Did It Evolve? – In: *Science* 298, 1569-1579.
- Kabatek, Johannes (2001): ¿Cómo investigar las tradiciones discursivas medievales? El ejemplo de los textos jurídicos castellanos. – In: Daniel Jacob, Johannes Kabatek (Hg.): *Lengua medieval y tradiciones discursivas en la Península Ibérica: descripción gramatical – pragmática histórica – metodología*, 97-132. Frankfurt a. M./Madrid: Vervuert/Iberoamericana.
- Kabatek, Johannes (2015): Warum die „zweite Historizität“ eben doch die zweite ist – von der Bedeutung von Diskurstraditionen für die Sprachbetrachtung. – In: Franz Lebsanft, Angela Schrott (Hg.): *Diskurse, Texte, Traditionen. Modelle und Fachkulturen in der Diskussion*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht/Bonn University Press [in diesem Band].
- Kalverkämper, Hartwig (1998a): Fach und Fachwissen. – In: Lothar Hoffmann, Hartwig Kalverkämper, Herbert Ernst Wiegand (Hg.): *Fachsprachen. Ein internationales Handbuch*

- zur *Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft*. Berlin/New York: De Gruyter, Bd. I, 1-24.
- Kalverkämper, Hartwig (1998b): Rahmenbedingungen für die Fachkommunikation. – In: Lothar Hoffmann, Hartwig Kalverkämper, Herbert Ernst Wiegand (Hg.): *Fachsprachen. Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft*. Berlin/New York: De Gruyter, Bd. I, 24-47.
- Koch, Peter (1997): Diskurstraditionen: zu ihrem sprachtheoretischen Status und ihrer Dynamik. – In: Barbara Frank, Thomas Haye, Doris Tophinke (Hg.): *Gattungen mittelalterlicher Schriftlichkeit*, 43-79. Tübingen: Narr (ScriptOralia 99).
- Koch, Peter (2005): Ein Blick auf die unsichtbare Hand: Kognitive Universalien und historische romanische Lexikologie. – In: Thomas Stehl (Hg.): *Unsichtbare Hand und Sprecherwahl. Typologie und Prozesse des Sprachwandels in der Romania*, 245-275. Tübingen: Narr (Tübinger Beiträge zur Linguistik 471).
- Koch, Peter (2008): Tradiciones discursivas y cambio lingüístico: el ejemplo del tratamiento *vuestra merced* en español. – In: Johannes Kabatek (Hg.): *Sintaxis histórica del español y cambio lingüístico: Nuevas perspectivas desde las Tradiciones Discursivas*, 53-88. Frankfurt a. M./Madrid: Vervuert/Iberoamericana (Lingüística Iberoamericana 31).
- Lebsanft, Franz (2000): Die eigene und die fremden Sprachen in romanischen Texten des Mittelalters und der frühen Neuzeit. – In: Wolfgang Dahmen u. a. (Hg.): *Schreiben in einer anderen Sprache. Zur Internationalität romanischer Sprachen und Literaturen*, 3-20. Tübingen: Narr (Romanistisches Kolloquium 13).
- Lebsanft, Franz (2005): Kommunikationsprinzipien, Texttraditionen, Geschichte. – In: Angela Schrott, Harald Völker (Hg.): *Historische Pragmatik und historische Varietätenlinguistik in den romanischen Sprachen*, 25-43. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen.
- Lebsanft, Franz (2006): Sprecher zwischen Tradition und Innovation: Zum Problem von ‚Diskurstraditionen‘ und ‚Diskursgemeinschaften‘ am Beispiel der Sprache der Politik. – In: *Zeitschrift für romanische Philologie* 122, 531-548.
- Lebsanft, Franz/Gleißgen, Martin-Dietrich (2004): Historische Semantik in den romanischen Sprachen. Kognition, Pragmatik, Geschichte. – In: Franz Lebsanft, Martin-Dietrich Gleißgen (Hg.): *Historische Semantik in den romanischen Sprachen*, 1-28. Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten 481).
- Liddell, Henry George/Scott, Robert/Jones, Henry Stuart (1996): *A Greek-English Lexicon*. – Oxford: Clarendon.
- López Serena, Araceli (2011): La doble determinación del nivel histórico en el saber histórico. Hacia una nueva delimitación del concepto de *tradición discursiva*. – In: *Romanistisches Jahrbuch* 62, 59-97.
- Loureda Lamas, Óscar (2007): Zur Frage der Historizität von Texten. – In: *Romanistisches Jahrbuch* 58, 29-50.
- Nestle, Eberhard/Aland, Kurt (Hg.) (2012): *Novum Testamentum Graece*. – Stuttgart: Deutsche Bibelgesellschaft [= NA28].
- Oesterreicher, Wulf (1988): Sprechertätigkeit, Einzelsprache, Diskurs und vier Dimensionen der Sprachvarietät. – In: Harald Thun (Hg.): *Das sprachtheoretische Denken Eugenio Coseriu in der Diskussion (1)*, 355-386. Tübingen: Narr (Studia in honorem Eugenio Coseriu, Tübinger Beiträge zur Linguistik 300).

- Oesterreicher, Wulf (1997): Zur Fundierung von Diskurstraditionen. – In: Barbara Frank, Thomas Haye, Doris Tophinke (Hg.): *Gattungen mittelalterlicher Schriftlichkeit*, 19-41. Tübingen: Narr (ScriptOra 99).
- Otto, Walter F./Grassi, Ernesto/Plamböck, Gert (Hg.) (1957): *Platon: Sämtliche Werke, 2 Menon, Hippias I, Euthydemus, Menexenos, Kratylus, Lysis, Symposion*. In der Übersetzung von Friedrich Schleiermacher mit der Stephanus-Numerierung. – Hamburg: Rowohlt (Griechische Philosophie 3).
- Schafroth, Elmar (2013): Diskurstraditionen der Sprachapologetik. – In: Elmar Schafroth, Martina Nicklaus, Christine Schwarzer, Domenico Conte (Hg.): *Italien, Deutschland, Europa: Kulturelle Identitäten und Interdependenzen*, 294-349. Oberhausen: Athena (Beiträge zur Kulturwissenschaft 27).
- Schlieben-Lange, Brigitte (1983): *Traditionen des Sprechens. Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung*. – Stuttgart: Kohlhammer.
- Schlüter, Dietrich (1971): Akt/Potenz. – In: Joachim Ritter (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. I, Sp. 133-142.
- Schrott, Angela (2014): Sprachwissenschaft als Kulturwissenschaft aus romanistischer Sicht: Das Beispiel der kontrastiven Pragmatik. – In: *Romanische Forschungen* 126, 3-44.
- Seidl, Horst (Hg.) (1980): *Aristoteles' Metaphysik*, zweiter Halbband: Bücher VII (Z) – XIV (N). – Hamburg: Felix Meiner (Philosophische Bibliothek 308).
- Weber, Robert (Hg.) (²1975): *Biblia sacra iuxta vulgatam versionem*, Bd. II *Proverbia – Apocalypsis Appendix*. – Stuttgart: Württembergische Bibelanstalt.
- Wilhelm, Raymund (2011a): Die *Scientific Community* – Sprachgemeinschaft oder Diskursgemeinschaft? Zur Konzeption der Wissenschaftssprache bei Brunetto Latini und Jean d'Antioche. – In: Wolfgang Dahmen u. a. (Hg.): *Die romanischen Sprachen als Wissenschaftssprachen*. Romanistisches Kolloquium XXIV, 121-153. Tübingen: Narr (Tübinger Beiträge zur Linguistik 524).
- Wilhelm, Raymund (2011b): Che cos'è una comunità discorsiva? Le molteplici identità del parlante e i modelli della linguistica storica. – In: Sarah Dessì Schmid u. a. (Hg.): *Rahmen des Sprechens. Beiträge zu Valenztheorie, Varietätenlinguistik, Kreolistik, Kognitiver und Historischer Semantik. Peter Koch zum 60. Geburtstag*, 157-171. Tübingen: Narr.

Angela Schrott

Kategorien diskurstraditionellen Wissens als Grundlage einer kulturbezogenen Sprachwissenschaft

1. Diskurstraditionenforschung und Diskursanalyse: Methode, Theorie und Haltung

Das in der Romanistik entwickelte Konzept der Diskurstradition als kultureller Leitfaden kommunikativ angemessener Textgestaltung ist ein zentraler Grundbegriff für eine kulturbezogene Sprachwissenschaft. Ein Charakteristikum dieses Konzepts ist seine große Spannweite. So können unter dem Konzept der Diskurstradition ganz unterschiedliche kulturelle Muster des Sprechens und Schreibens subsumiert werden: Zum diskurstraditionellen Wissen zählen kommunikative Gewohnheiten wie Begrüßungen oder Gesprächseröffnungen, doch wirken auch Textgattungen und Interaktionsstile als das Sprechen und Schreiben modellierende Diskurstraditionen.

Aus dieser Vielfalt des diskurstraditionellen Wissens resultiert das Desiderat einer Fokussierung des Konzepts. Derzeit wendet sich die Diskurstraditionenforschung nach einer Phase intensiver und konträrer theoretischer Diskussionen verstärkt text- und korpusbasierten Studien zu und diese empirische Wende verlangt – so scheint es zumindest – aus Gründen der Operationalisierbarkeit eine enger gefasste Begrifflichkeit. Doch bevor man Kriterien für eine begriffliche Zuspitzung sucht, ist grundsätzlich zu fragen, ob eine solche Fokussierung im Fall der Diskurstraditionen erkenntnistiftend sein kann.

Der Leitgedanke der folgenden Ausführungen ist, dass gerade die Offenheit des diskurstraditionellen Wissens kontrastiv zur festeren Begrifflichkeit von Textsorten oder Textgattungen die eigentliche Qualität von Diskurstraditionen ausmacht. Daher benötigt das Konzept keine begriffliche Einengung, sondern vielmehr Kategorien, mit denen die unterschiedlichen Diskurstraditionen präziser als bisher verglichen und differenziert werden können.

Die besondere Qualität dieser Offenheit wird deutlich, wenn man am Begriff der Diskurstradition orientierte Forschungen mit der Diskursanalyse vergleicht, die ebenfalls eine kulturbezogene Sprachwissenschaft repräsentiert. Mein Aus-

gangspunkt ist hier die von Andreas Gardt (2007) formulierte programmatische Standortbestimmung der (germanistischen) Diskursanalyse.¹ Gardt definiert den Diskurs als sprachliche Interaktion zwischen verschiedenen sozialen und kulturellen Gruppierungen, die um ein gesellschaftlich relevantes Thema zentriert ist. Dabei wirkt der Diskurs zugleich als Repräsentation und Movens einer gesellschaftlich verankerten Interaktion: Der Diskurs bildet die prozesshafte Ausformung von Wissensformationen und Meinungen ab und treibt diese Prozesse zugleich voran (Gardt 2007: 29-30, 44). Diese Definition wird von einer programmatischen Ausrichtung flankiert, die über Inhalte und Ziele hinausgeht und die Diskursanalyse auf einer Metaebene als Methode, Theorie und Haltung bestimmt:

Die Diskursanalyse lässt sich also, je nach Perspektive, als Methode beschreiben, die aus verschiedenen Einzelschritten besteht und von bestimmten theoretischen Prämissen getragen wird, oder aber als Theorie, der bestimmte Methoden zugeordnet sind. Hinter Theorie und Methode steht zudem ein grundlegendes Verständnis des Fachs, das es rechtfertigt, von der Diskursanalyse als einer wissenschaftlichen Haltung zu sprechen. Dieses Fachverständnis begreift die Sprachwissenschaft als Kulturwissenschaft, also als eine Disziplin, die sprachliche Zusammenhänge vor dem Hintergrund philosophischer, religiöser, politischer, gesellschaftlicher, ökonomischer, technisch-naturwissenschaftlicher, ästhetischer und alltagsweltlicher Zusammenhänge untersucht. (Gardt 2007: 39)

Diese Charakterisierung als Trias von Methode, Theorie und Haltung kann auf die Diskurstraditionenforschung übertragen werden, die mit der linguistischen Diskursanalyse das Credo einer als Kulturwissenschaft konzipierten Sprachwissenschaft teilt.

Diese Annäherung von romanistischer Diskurstraditionenforschung und germanistisch geprägter Diskursanalyse gründet auf den deutlichen Analogien beider Forschungsansätze. In der Romanistik sind die Diskurstraditionen das zentrale Konzept für die sprachwissenschaftliche Erfassung der kulturellen Prägung des Sprechens. Die Diskurstraditionen als kulturelles und sprachbezogenes Wissen liefern den Interaktanten den Leitfaden für ein angemessenes Sprechen in einer konkreten Kommunikationssituation. Sie sind richtungswesend für die Auswahl geeigneter sprachlicher Mittel aus dem Repertoire der Einzelsprache und für deren (alltags-)rhetorisch wirksames Arrangement in einem (phonischen oder graphischen) Text, der die Intention des Sprechers

¹ Eine Übersicht über die unterschiedlichen Richtungen und Schulen der Diskursanalyse vermitteln die Beiträge in Warnke (Hg.) 2007, die von Jürgen Spitzmüller und Ingo Warnke verfasste Einführung in die Diskurslinguistik (Spitzmüller/Warnke 2011) sowie die von Daniel Wrana u.a. (Hg.) 2014 herausgegebene interdisziplinäre Zusammenschau zur Diskursforschung.

erfolgreich vermittelt.² Als kulturelles Wissen werden die Diskurstraditionen von sozial und kulturell bestimmten Gruppierungen einer Gesellschaft praktiziert und tradiert.³ Eine Diskurstradition kann sich durch Übernahme auf eine größere Sprechergruppe ausdehnen und auf diese Weise den Interaktionsstil einer sozialen oder kulturellen Gemeinschaft verändern. Expandiert eine Diskurstradition oder wandert sie von einer Gruppierung zu einer anderen, dann verändert sich auch der Interaktionsstil innerhalb einer Gesellschaft. Eine solche diskurstraditionelle Expansion kann sich beispielsweise darin niederschlagen, dass Gesprächspartner in ihrem Anredeverhalten stärker als bisher auf das Duzen zurückgreifen, höfliche Bitten anders als früher üblich formulieren oder beim Erzählen von Geschichten neue narrative Techniken verwenden. Eine Modifizierung der Diskurstraditionen kann sich jedoch auch darin niederschlagen, dass gesellschaftlich relevante Themen in einer veränderten Weise diskutiert und soziale Phänomene anders als bisher thematisiert und versprachlicht werden. Der Wandel erfasst damit nicht allein die Diskurstraditionen als Wissensbestand, sondern auch den Interaktionsstil und verändert damit zugleich die sozialen und kulturellen Gruppierungen, die sich über gesellschaftlich relevante und semantisch brisante Themen austauschen.

Versteht man die Diskurstraditionen in dieser Dynamik, dann liegt der Brückenschlag zur germanistischen Analyse von Diskursen als Repräsentation und Movens einer themengebundenen sprachlichen Interaktion sehr nahe. Denn um den Verbund von Interaktionen und Texten zu beschreiben, der einen Diskurs konstituiert, erfasst die Diskursanalyse neben sprachlichen Elementen wie etwa Leitbegriffen oder Fahnenwörtern auch Muster und Techniken der Textgestaltung. Diskurse sind daher nicht allein durch ihre Thematik charakterisiert, sondern auch durch eine Affinität zu bestimmten sprachlichen Elementen und Textmustern.

Diskurstraditionenforschung und Diskursanalyse nehmen damit sehr ähnliche Perspektiven auf Sprache und Sprechen ein. Denn beide Disziplinen analysieren das Selegieren von sprachlichen Elementen sowie von Mustern und Traditionen der Textgestaltung rückgebunden an kulturelle Gruppierungen mit dem Ziel, einen Prozess der Interaktion bzw. der Meinungsbildung zu analysie-

² Zum Konzept der Diskurstraditionen und zur Begriffsgeschichte in der Romanistik vgl. Koch 1997: 45-47, Oesterreicher 1997: 23-25, Lebsanft 2005: 30-33 und in diesem Band, Loureda 2007: 32-34, Koch 2008: 53-55, Wilhelm 2011: 125-130, Kabatek 2001: 98-100 und in diesem Band.

³ Während historische Einzelsprachen von Sprachgemeinschaften ausgeübt und an kommende Sprechergenerationen weitergegeben werden, werden Diskurstraditionen von kulturellen Gruppierungen getragen und weitergegeben, die nicht mit den durch die Einzelsprachen definierten Sprachgemeinschaften zusammenfallen. Die diskurstraditionellen Gruppierungen können Teil einer Sprachgemeinschaft sein oder aber mehrere Sprachgemeinschaften umfassen. Vgl. hierzu Lebsanft 2006: 535-537 und Schrott 2014: 29-32.

ren. Dennoch beinhalten Diskursanalyse und Diskurstraditionenforschung verschiedene Schwerpunktsetzungen. Denn während die Diskurstraditionen einen Wissensbestand unter dem Gesichtspunkt der *dynamis* fokussieren, ist der Diskurs als thematische Auseinandersetzung immer die Anwendung von Wissensbeständen und damit stärker auf das Sprechen als Tätigkeit (*energeia*) bezogen. Die Diskursanalyse konzentriert sich daher vor allem auf die Dynamik des Sprechens als Tätigkeit im Prozess der Ausformung von Meinungen und Einstellungen, während die Diskurstraditionenforschung sich primär mit den in diese Tätigkeit eingehenden sprachlichen und kulturellen Wissensbeständen und deren Differenzierung beschäftigt. Aus diesen unterschiedlichen Fokussierungen ergeben sich Möglichkeiten der wechselseitigen Ergänzung, die meines Erachtens bisher kaum ausgeschöpft wurden.

Überträgt man die von Gardt (2007) für die Diskursanalyse formulierte Trias von Methode, Theorie und Haltung auf die Diskurstraditionenforschung, dann ist die Theorie die ausgeprägteste Komponente. Denn das Konzept der Diskurstraditionen entstammt dem Coseriu'schen Modell der Sprachkompetenz und ist damit innerhalb eines Modells definiert, das zu Recht den Anspruch erhebt, eine umfassende linguistische Systematik der Sprache und des Sprechens zu sein.

Angesichts der theoretischen Grundlegung auf der Coseriu'schen Sprachkompetenz kann es verwundern, dass die Diskurstraditionenforschung zugleich eine „Haltung“ impliziert, da man diesen Begriff auf den ersten Blick eher theoretisch weniger fundierten Herangehensweisen an Sprache und Texte zuschreiben würde. Entscheidend ist aber, dass es dabei im Sinne Gardts (2007: 27) um ein Ensemble grundlegender Annahmen und Überzeugungen und um ein „Gerichtetsein des wissenschaftlichen Denkens“ geht (ebd.), das eine Form der wissenschaftlichen Sprachreflexion charakterisiert.

Analog zur Diskursanalyse zeichnet sich auch die Diskurstraditionenforschung durch ein kulturorientiertes sprachwissenschaftliches Denken aus. So sind im Coseriu'schen System nicht allein die Diskurstraditionen ein kulturelles Wissen; vielmehr bilden alle drei Ebenen des Sprechens und die ihnen zugeordneten Wissensbestände eine „kulturelle Schicht“ des Sprechens (Coseriu 1988: 65). Damit ist die Sprachkompetenz in ihrer Gesamtheit als kulturelle Kompetenz definiert. Entscheidend für diese Zusammenführung von Sprache und Kultur ist, dass Sprechen als Tätigkeit (*energeia*) Traditionen und Gewohnheiten hervorbringt und auf diese Weise Kultur schafft (Coseriu 1988: 69-70). In diesem Sinne ist die Diskurstraditionenforschung in zweifacher Hinsicht *per definitionem* eine als Kulturwissenschaft verstandene Sprachwissenschaft.

Auch hinsichtlich der Methoden ergeben sich Berührungspunkte zwischen Diskursanalyse und Diskurstraditionenforschung. Für die Diskursanalyse beantwortet Gardt (2007) die Frage nach den maßgeblichen Methoden in zwei-

facher Weise. Die erste Antwort ist gewissermaßen quantitativ und besteht in einer Auflistung derjenigen linguistischen Teildisziplinen bzw. der textlinguistischen und textsemantischen Verfahren, die in der Diskursanalyse am häufigsten zum Einsatz kommen (2007: 31-32). Die zweite Antwort Gardts ist dagegen qualitativ und begreift die Diskursanalyse als ein Bündel von Forschungslinien, die durch einen konstruktivistischen Ansatz charakterisiert sind und Sprache ontologisch als Mittel der Welterschließung deuten (2007: 35-36). Da Sprache damit maßgeblich ein Instrument der Bedeutungsbildung darstellt, ist das Methodeninventar der Diskursanalyse durch eine Betonung der textsemantischen Dimension und der Textgestaltung charakterisiert:

Als Methode untersucht die Diskursanalyse die semantische Dimension sprachlicher Äußerungen auf grundsätzlich allen Ebenen des Sprachsystems, mit einem Schwerpunkt auf der lexikalischen Ebene, und, jenseits der Systemebenen, mit einem zweiten Schwerpunkt auf der Ebene der Textgestaltung, nicht im Sinne einer transphrastischen Textgrammatik, sondern im Sinne eines pragmatisch-funktionalen Textverständnisses. (Gardt 2007: 35)

Während die lexikalisch-semantische Dimension in der Diskurstraditionenforschung weniger dominant ist, könnte der zweite Teil der Methoden-Definition auch einem Aufsatz über Diskurstraditionen entstammen, denn die Textgestaltung im Sinne einer pragmatisch-funktionalen Textualität ist das zentrale Operationsgebiet der Diskurstraditionen, die die Selegierung sprachlicher Elemente und deren Arrangement zu einer Textgestalt anleiten. Damit ist das methodische Inventar der Diskursanalyse auch für die Diskurstraditionenforschung in hohem Maße relevant.

Im Fall der Diskurstraditionen sind aus meiner Sicht zwei Methoden zu ergänzen, die auf der Historizität und Kulturalität dieses Wissensbestandes aufbauen. Diskurstraditionelle Untersuchungen gewinnen an Schärfe, wenn sie entweder eine historisch-diachrone Vertiefung einschließen oder eine kontrastive Perspektive auf verschiedene Sprachen und Kulturen beinhalten. Daher erscheint es erkenntnistiftend, Diskurstraditionen kontrastiv zu untersuchen, sei es historisch-diachron oder komparatistisch in synchron existierenden Gemeinschaften. Im vorliegenden Beitrag werde ich daher die Kategorien diskurstraditionellen Wissens an zwei Fallbeispielen besprechen, die beide Möglichkeiten der Kontrastierung ausschöpfen: zum einen das im 19. Jahrhundert entstandene *imparfait narratif* als Tradition des Erzählens, zum anderen die Technik der höflichen Bitte und ihre differenzierte Verankerung in verschiedenen Kulturräumen der Gegenwart.

Die folgenden Ausführungen verstehen sich in diesem Sinne als Beitrag zu einer Diskurstraditionenforschung, die sich – frei nach Gardt – als Methode, Theorie und Haltung definiert.

2. Die Diskurstraditionen im System der Sprachkompetenz: Klarheit und Offenheit

Grundlage für die Formulierung diskurstraditioneller Kategorien ist das Coseriu'sche Modell der Sprachkompetenz, aus dem die Diskurstraditionen ihre Definition als kulturelles und sprachbezogenes Wissen beziehen.⁴

Eine zentrale Frage der kulturbezogenen Sprachwissenschaft ist, welchen Prinzipien, Regeln und Traditionen die Sprecher folgen, wenn sie kommunikative Aufgaben bewältigen.⁵ Das Coseriu'sche Modell erschließt die linguistische Systematik dieser Regeln und Traditionen. Ausgangspunkt ist Coserius bekannte Definition des Sprechens als universelle, allgemein-menschliche Tätigkeit, die immer in bestimmten historischen Einzelsprachen erfolgt und in konkreten Kommunikationssituationen ausgeübt wird, in denen die Sprecher als Individuen agieren (Coseriu 1988: 70). Aus diesen Eigenschaften ergibt sich eine Trias von Regeln und Traditionen, die drei verschiedene Ebenen des Sprechens konstituieren. Die universelle Ebene beinhaltet die allgemein-universellen Regeln und Prinzipien des Sprechens, die – wie z. B. das Grice'sche Kooperationsprinzip – in allen Sprachen und Kulturen Gültigkeit haben. Auf der historisch-einzelsprachlichen Ebene sind die idiomatischen Traditionen lokalisiert, die als sprachliches Wissen die Beherrschung einzelner Sprachen ermöglichen. Zur dritten, individuellen Ebene der Diskurse und Texte schließlich gehören die Diskurstraditionen als kultureller Leitfaden für sprachliche Interaktion in konkreten Kommunikationssituationen.⁶ Diskurstraditionen sind ein kulturelles, historisch wandelbares Wissen, das es den Sprechern ermöglicht, einen Diskurs oder Text der Situation angemessen zu gestalten und ihre kommunikativen Intentionen erfolgreich zu vermitteln.

Betrachtet man die Trias der Regeln und Traditionen kontrastiv, dann ergeben sich als Kriterien der Unterscheidung zum einen Historizität vs. Universalität und zum anderen Sprachlichkeit vs. Sprachbezogenheit. Hinsichtlich der Differenzierung von Historizität und Universalität verfügen allein die universellen Regeln und Prinzipien über universelle Gültigkeit, während idiomatische Traditionen und Diskurstraditionen historisch veränderlich sind und durch

⁴ Coseriu 1988: 70, 95-96, 121-125. Zur Rezeption dieses Modells in der Romanistik vgl. Schlieben-Lange 1983: 13-16, 138-140, Koch 1997: 45-47 und 2008: 53-54, Lebsanft 2005: 30 und in diesem Band, Kabatek 2007: 336-339 und 2011: 91-93, Wilhelm 2001: 467-470 und 2011: 125-130, Schrott 2011a: 194-197, 2012: 108-109 und 2014: 8-10.

⁵ Zum Begriff der kommunikativen Aufgabe vgl. Fritz 1994: 178.

⁶ Coseriu (1988: 95-96, 121-125) bezeichnet die universellen Regeln und Prinzipien als „elokutionelles Wissen“ und die idiomatischen Traditionen als „idiomatisches Wissen“. Die Diskurstraditionen firmieren im ursprünglichen Modell als „expressives Wissen“.

den gemeinsamen Nenner einer in der Geschichte stehenden Traditionalität verbunden sind. Das zweite wichtige Differenzkriterium ist die Frage, ob ein Wissenstyp Teil einer Sprache ist und damit sprachliches Wissen darstellt, oder ob ein Wissensbestand zwar auf Sprechen und sprachliche Interaktion bezogen ist, aber nicht zu einer historischen Einzelsprache gehört. In der Trias der Wissensbestände sind allein die idiomatischen Traditionen ein sprachliches Wissen, das die Beherrschung einer Sprache ausmacht. Dagegen sind weder allgemeine Regeln noch Diskurstraditionen Komponenten einzelner Sprachen, sie stehen vielmehr außerhalb des idiomatischen Wissens und leiten dessen Anwendung an. In diesem Sinne sind sie als Regeln und Traditionen auf Sprache und Sprechen bezogen, aber nicht Teil von Sprache(n).

Die Diskurstraditionen sind damit ein kulturelles Wissen, das als Leitfaden und *Regulans* für das Sprechen als Tätigkeit dient. Die Sprecher folgen den in den Diskurstraditionen gespeicherten kulturellen Normen, wenn sie aus dem sprachlichen Repertoire bestimmte Strukturen auswählen und daraus eine (mündliche oder schriftliche) Äußerung formen. Die Diskurstraditionen sind damit das kulturelle *Regulans* für die als *Regulatum* fungierenden einzelsprachlichen Mittel.⁷ Als Synthese ergibt sich, dass die Diskurstraditionen mit den allgemeinen Regeln das Merkmal der Sprachbezogenheit teilen, jedoch durch das Kriterium der historischen Veränderlichkeit von den Regeln der universellen Ebene geschieden sind. Die folgende Übersicht fasst die Typologie der Regeln und Traditionen zusammen:

<i>Ebene</i>	universelle Ebene	historisch-einzelsprachliche Ebene	individuelle Ebene der Diskurse und Texte
<i>Wissenstypen</i>	allgemeine Regeln und Prinzipien des Sprechens	idiomatische Traditionen	Diskurstraditionen
<i>Eigenschaften</i>	allgemein-universell sprachbezogen	historisch sprachlich	historisch kulturell und sprachbezogen

Während die Diskurstraditionen damit als Wissenstyp eindeutig definiert sind, bilden sie zugleich ein *fuzzy concept*, dessen Offenheit eine frühe, von Peter Koch (1997) getroffene Charakterisierung betont. Nach Koch beschäftigt sich

⁷ Zur Unterscheidung von *Regulans* und *Regulatum* vgl. Koch 2005: 231-232.

die Sprachwissenschaft im Bereich der Diskurstraditionen mit „Textsorten, Gattungen, Stilen, rhetorischen Genera, Gesprächsformen, Sprechakten usw.“ (1997: 45) und deckt damit ein weites Spektrum traditionellen Sprechens und Schreibens ab.⁸ Diese Weite dokumentieren auch zwei in der Diskurstraditionenforschung prominente Beispiele: So nennt Coseriu (1988: 162, 171-172) das Sonett als Beispiel für eine einzelsprachübergreifende Diskurstradition und Koch (1997: 43f.) analysiert die „Berliner Schnauze“ als eine kulturell bestimmte Redeweise, die ebenfalls zum diskurstraditionellen Wissen zählt.

Die Vielfalt der Phänomene lässt den Begriff der Diskurstradition als einen *umbrella term* erscheinen, doch darf dessen große Spannweite nicht den Blick darauf verstellen, dass es sich dennoch um einen durchaus soliden Schirm handelt. Denn das einigende Band der aufgelisteten Techniken des Sprechens ist, dass sie als kulturelles Wissen das Sprechen in konkreten Kommunikationssituationen anleiten. Da diese substantielle Definition untrennbar mit dem System der Sprachkompetenz und seinen Dimensionen verbunden ist, kann Diskurstraditionenforschung nicht losgelöst von diesem Modell funktionieren. Vielmehr muss die grundlegende Unterscheidung der drei Wissensbestände in der Diskurstraditionenforschung stets präsent sein, damit das Konzept seine analytische Schärfe behält.⁹

Die Offenheit der Diskurstraditionen, die als *fuzzy concept* Techniken des Grüßens und Bittens, Interaktionsstile wie die „Berliner Schnauze“ oder literarische Formen wie das Sonett umfassen, ist zugleich eine Schwäche und eine Stärke. So können die Diskurstraditionen aufgrund ihres weiten Spektrums leicht als heterogenes und schwer fassbares Konzept wahrgenommen werden. Die Stärke dieser *fuzziness* liegt jedoch darin, dass sie die Erkenntnis ermöglicht, dass auf den ersten Blick sehr verschiedene Techniken des Sprechens (bzw. Schreibens) zu ein und demselben Wissenstyp gehören. So können kommunikative Routinen wie das Eröffnen eines Gesprächs oder die Formulierung einer Bitte, aber auch eine (literarische) Textgattung als diskurstraditionelles Wissen identifiziert werden. Denn sowohl kommunikative Routinen als auch Textsorten und Textgattungen rekurren auf ein kulturelles Wissen, das die Aktanten darin anleitet, sprachliche Strukturen so einzusetzen, dass eine kommunikative Aufgabe – sei es die Eröffnung eines Gesprächs, sei es die Schaffung eines literarischen Kunstwerks – angemessen erfüllt werden kann. Kommunikative Routinen und (literarische) Textgattungen haben ferner gemeinsam, dass sie einzelsprachunabhängig sind. So kann eine bestimmte

⁸ Zur Vielfalt diskurstraditionellen Wissens vgl. auch Koch 2008: 54 und López Serena 2011: 72.

⁹ Die Umdeutungen des Coseriu'schen Systems der Sprachkompetenz und deren methodologische Konsequenzen fasst Lebsanft (in diesem Band) in einer kritischen Synthese zusammen.

Tradition der Gesprächseröffnung oder des Bittens Sprecher verschiedener historischer Einzelsprachen in einem Kulturraum verbinden und eine literarische Gattung wie das Sonett kann von kulturellen Gruppierungen, die unterschiedlichen Sprachgemeinschaften angehören, übernommen und in den jeweiligen Sprachen nachgebildet werden.

Neben diesen aus dem System der Sprachkompetenz resultierenden Charakterisierungen besitzen Diskurstraditionen noch weitere grundlegende Eigenschaften, die sie – trotz der enormen Spannweite zwischen Sonett und „Berliner Schnauze“ – zusammenschließen und vereinen.

Eine grundlegende Eigenschaft von Diskurstraditionen ist ihre Omnipräsenz in der Rede. So unterliegt alles Sprechen nicht allein den allgemein-universellen Regeln des Sprechens, sondern wird stets auch durch Diskurstraditionen geformt. Sie sind die Gussformen für alles Sprechen und jede verbale Interaktion. Diese Omnipräsenz der Diskurstraditionen entspricht dem Postulat der Generalität aller sprachlichen Äußerungen, das davon ausgeht, dass der Sprachgebrauch und damit auch alle Texte bzw. Textsorten und Textgattungen auf generelle Muster rückführbar sind. Allerdings kann die diskurstraditionelle Formung von Texten unterschiedlich stark sein. So sind etwa verschiedene Diskurstraditionen des Erzählens oder der Gesprächsführung in unterschiedlichem Grad kulturell geprägt und haben folglich mehr oder weniger hohe Allgemeingültigkeit für das Erzählen oder das dialogische Sprechen. Entscheidend ist jedoch, dass keine Erzählung und kein Gespräch, mögen sie auch formlos wirken, außerhalb diskurstraditioneller Prägungen stehen kann. Als kulturelle Gussformen des Sprechens leisten die Diskurstraditionen eine kulturelle und historische Spezifizierung allgemein-universeller Regeln und Prinzipien. So ist etwa der Sprecherwechsel im Dialog ein universelles Prinzip, das in einzelnen Dialogkulturen in unterschiedlicher Weise umgesetzt wird. Analog die Narration: Das Vergegenwärtigen von Vergangenen ist ein universelles Bedürfnis des an die Gegenwart gebundenen sprechenden Menschen, das jedoch in unterschiedlichen kulturellen Traditionen des Erzählens realisiert wird. Ein Exempel für eine starke diskurstraditionelle Durchformung sind literarische Textgattungen wie das bereits zitierte Sonett, deren Traditionen der Textgestaltung explizit als literarische Normen formuliert und weitergegeben werden. Ein Beispiel für eine lockere diskurstraditionelle Anleitung wäre dagegen das ungeplante, von kommunikativen Aufgaben weitgehend entlastete, freie Alltagsgespräch, das jedoch ebenfalls diskurstraditionell geformt ist und vor allem in den Phasen von Dialogeröffnung und -beendigung kulturspezifischen Normen folgt.

Die Diskurstraditionen sind damit als Wissensbestand eindeutig über die Kriterien von Sprachbezogenheit, Kulturalität und Historizität definiert. Sie liefern die kulturelle Orientierung für die Bewältigung kommunikativer Aufgaben, indem sie die Sprecher darin anleiten, aus dem Repertoire einer Einzel-

sprache geeignete Mittel zu selegieren und zu einem (phonischen oder graphischen) Text auszuformen. Damit bilden sie auch innerhalb des kulturellen Wissens einen Traditionstyp, der durch seine Sprachbezogenheit von kulturellen Gewohnheiten, die nicht der Sprache und der Sprachverwendung gelten, getrennt ist. Die Kulturalität der Diskurstraditionen impliziert zugleich deren Historizität. Als historisches Wissen können Diskurstraditionen kontinuierlich oder diskontinuierlich überliefert sein. Ein bestimmtes diskurstraditionelles Wissen kann versiegen und dann wieder reaktiviert werden. In diesem Sinne sind Diskurstraditionen potenziell transhistorisch: Sie sind nicht an eine kontinuierliche historische Entwicklung gebunden, sondern können sich mit Unterbrechungen in der Geschichte manifestieren. Damit verbinden Diskurstraditionen die aus dem System der Sprachkompetenz resultierende Klarheit der Definition als Wissensbestand mit einer Offenheit des Blicks auf die Vielfalt diskurstraditioneller Formungen.

Die aktuelle romanistische Diskussion um das Konzept der Diskurstraditionen konzentriert sich zu einem großen Teil auf die Abgrenzung der Diskurstraditionen vom idiomatischen Wissen als dem zweiten historischen Wissensbestand. Die Relation beider Wissenstypen und ihre Unterschiede werden dabei zumeist in Anbindung an das Coseriu'sche Modell und dessen Umformungen diskutiert. Dabei schlägt sich die Frage nach den Eigenschaften beider Wissensbestände und ihrer unterschiedlichen Historizität vor allem in der Diskussion um die Verortung der Diskurstraditionen im Coseriu'schen Modell der Sprachkompetenz nieder.¹⁰

Der vorliegende Beitrag fokussiert dagegen die Kategorien diskurstraditionellen Wissens als Basis für eine vergleichend-differenzierende Beschreibung von Diskurstraditionen. Aus dem Coseriu'schen System der Sprachkompetenz ergeben sich drei Dimensionen der Kategorisierung. Die erste Dimension der Kulturalität basiert auf dem Faktum, dass es sich bei den Diskurstraditionen um ein kulturelles Wissen handelt. Die zweite Dimension folgt aus der Sprach- und Textbezogenheit dieses Wissenstyps, der in Texten gestaltend und sinnbildend wirksam wird. Da Diskurstraditionen die Gestaltung von Texten anleiten, sind sie durch die gleichen Parameter beschreibbar, die in der Textlinguistik zur Kategorisierung von Textsorten und Textgattungen angewandt werden.¹¹ Dis-

¹⁰ Zu dieser Diskussion vgl. Coseriu 1988: 89-90, Koch 1997: 45 und 2008: 53, Oesterreicher 1997: 20, 23-24 und 2009: 58-59, 65-66, Wilhelm 2011: 126-128, 130 sowie Lebsanft 2005: 30-31 und in diesem Band. Zur Historizität von Einzelsprachen und Diskurstraditionen vgl. Kabatek 2001: 98-100 und in diesem Band, López Serena 2011: 62-64 sowie Lebsanft 2006: 536-538 und in diesem Band.

¹¹ Zur Relation von Diskurstradition und Textgattung bzw. Textsorte vgl. Loureda 2007: 35-37, Koch 2008: 53-55, Kabatek 2011: 89-90, 93-94 und López Serena 2011: 61-62, 72-73.

kurstraditionen verfügen damit über die Dimension der Textualität. Die dritte Dimension erschließt sich aus der Relation, in der die Diskurstraditionen zu den allgemeinen Regeln und Prinzipien des Sprechens, vor allem zum Kooperationsprinzip nach Grice, stehen, und erfasst die Diskurstraditionen über das Kriterium der Kooperativität. Während die erste und zweite Dimension damit eine kulturell-textlinguistische Dimension haben, gründet die dritte in einer pragmlinguistischen Perspektive auf die Regeln und Traditionen des Sprechens.

Die beiden in diesem Beitrag exemplarisch analysierten Diskurstraditionen sind das *imparfait narratif* als Tradition des Erzählens und die höfliche Bitte (*Kannst du mir das Brot herübergeben?*) als Routineformel verbaler Höflichkeit. Bei der sprachwissenschaftlichen Analyse beider Phänomene stand zunächst im Vordergrund, wie beide Techniken funktionieren und weshalb sie als Diskurstraditionen einzuordnen sind.¹² Der vorliegende Beitrag baut auf diesen Studien auf und kombiniert sie mit den aus dem Modell der Sprachkompetenz abgeleiteten Dimensionen. Daher gehen in die folgenden Kategorien sowohl theoretische Überlegungen als auch phänomenbasierte Erkenntnisse ein.

Der folgende Abschnitt behandelt die genannten diskurstraditionellen Dimensionen der Kulturalität, der Textualität und der Kooperativität. In jeder der drei Dimensionen werden Kriterien für einen kohärenten Vergleich von Diskurstraditionen erarbeitet. Dabei geht es nicht um eine exhaustive Klassifizierung, die dem Wesen eines historischen Wissensbestands widersprechen würde, sondern um eine Erarbeitung kategorisierender Parameter, die es erlauben, Diskurstraditionen präziser als bisher in ihrer textgestaltenden Funktion zu beschreiben und differenzierend aufeinander zu beziehen.

3. Kulturalität, Textualität, Kooperativität

3.1. Kulturalität: definatorische Setzung, Spezifizierung, Integration

Nachdem im vorangehenden Abschnitt gemeinsame Charakteristika diskurstraditionellen Wissens dargelegt wurden, geht es im Folgenden darum, aus der Kulturalität dieses Wissens differenzierende Charakteristika zu abstrahieren.

Eine erste Kategorie diskurstraditionellen Wissens ist das Kriterium der definatorischen Setzung. So können Diskurstraditionen ein ohne explizite Festlegungen entstandenes Alltagskonzept darstellen oder aber als Tradition auf

¹² Eine ausführliche Analyse des *imparfait* in narrativen Kontexten findet sich in Schrott 2011b. Zur höflichen Bitte als Diskurstradition vgl. Schrott 2014: 16-21.

eine definatorische Norm zurückgehen. Beispiele für ein Alltagskonzept sind kommunikative Routinen und Interaktionsstile wie die „Berliner Schnauze“ oder das sogenannte „Kiezdeutsch“. Dagegen stellen literarische Textgattungen, aber auch journalistische Textsorten wie etwa Leitartikel oder Reportage eine definatorische Setzung dar und werden als Normen tradiert.

Diskurstraditionen, die keiner definatorischen Setzung unterliegen, werden meist implizit vermittelt, so dass die Sprecher sich der formenden Traditionalität nicht immer bewusst sind. Dagegen stellen definatorisch gesetzte Diskurstraditionen meist explizite Anleitungen dar, die gelehrt und gelernt werden und den Aktanten daher in jedem Fall als normhafte Tradition gegenwärtig sind. Aus dem Gegensatz von definatorischer Setzung und ohne Setzung entwickelter kommunikativer Alltagsgewohnheit folgt, dass definatorisch gesetzte Diskurstraditionen einen engeren Gebrauchsradius haben als kommunikative Gewohnheiten, die als Teil der kommunikativen Kompetenz mit dem Sprechen erlernt werden.

Ein zweites zentrales Charakteristikum ist der Grad der kulturellen Spezifizierung von Diskurstraditionen. So können Diskurstraditionen in hohem Maße an kulturelles Wissen gebunden sein und geringe Allgemeingültigkeit besitzen, sie können umgekehrt jedoch auch vergleichsweise allgemeinen Charakter haben und nur eine schwache kulturspezifische Prägung aufweisen. Diskurstraditionen mit einer stark kulturspezifischen Prägung sind meist in einem kleinen kulturellen Kreis verankert und werden nur von wenigen Sprechern beherrscht und ausgeübt: Je spezifischer eine Diskurstradition ist, umso mehr ist sie an kulturelles Vorwissen gebunden, über das nur eine vergleichsweise kleine Sprechergruppe verfügt. Wenig spezifische Diskurstraditionen dagegen werden von einer großen Sprechergruppe beherrscht, sind im Sprachgebrauch des Alltags verwurzelt, haben oft allgemeinen Charakter und können in diesem Fall universellen Regeln des Sprechens nahestehen.

Ein drittes Kriterium hebt auf das Charakteristikum ab, dass Diskurstraditionen isoliert für sich stehende Traditionen oder aber Teil eines größeren Ganzen sein können. Dieses Kriterium zielt auf den Aspekt der Integration ab. Diskurstraditionen, die für sich stehen, sind etwa Grußformeln, die ihre Funktion ohne weitere Stützung erfüllen können und eine autonom für sich funktionierende Kulturtechnik darstellen. Diskurstraditionen können jedoch auch Teil einer umfassenderen Einheit sein. Letzteres ist der Fall, wenn eine einzelne Diskurstradition Teil einer größeren diskurstraditionellen Konfiguration ist, die sich verfestigt hat und eine Textgattung oder Textsorte bildet.¹³ In

¹³ So versteht Stempel 1972: 176 Gattungen als komplexe Verbindungen kompositiver Elemente zu einer „historisch-normhaften Kompatibilitätsfigur“. Zur Relation von Diskurstraditionen und

dieser Perspektive können Textsorten und Textgattungen als historisch verfestigte Konfigurationen von Diskurstraditionen gesehen werden, die holistisch als Textmodell wahrgenommen werden. Dieses Kriterium der (Nicht-)Integration in eine größere Einheit beinhaltet auch einen unterschiedlichen Grad an Komplexität. Denn autonom für sich stehende Diskurstraditionen haben in aller Regel eine geringere Komplexität als solche, die in der Merkmalskonfiguration einer Gattung auftreten und damit als Komponente einer umfassenderen Textstruktur fungieren.

3.2. Textualität: Bedeutungsbildung, Textstrukturen, Bezugfelder

Als Wissenstyp leiten Diskurstraditionen die Gestaltung von (phonisch oder graphisch) realisierten Texten an. Damit sind Diskurstraditionen immer auf die Parameter der Textualität bezogen und wirken formend auf diese ein. Im Folgenden werden drei grundlegende Bereiche von Textualität herausgegriffen: die Bedeutungsbildung in Texten, die internen Textstrukturen und die externen Bezugfelder von Texten.

Die Bedeutungsbildung in Texten ist Gegenstand der Textsemantik, die untersucht, wie über Referenz und einzelsprachliche Bedeutung hinausgehend auf der Ebene der Texte und Diskurse der Textsinn entsteht.¹⁴ Um textsemantische Eigenschaften von Diskurstraditionen zu beschreiben, greife ich auf das Begriffspaar von „Punktualität“ und „Flächigkeit“ zurück, das Gardt (2008, 2012) für die Bedeutungsbildung in Texten entwickelt hat.¹⁵ Gardt unterscheidet im Bereich der Textsemantik zwischen punktueller und flächiger Bedeutungsbildung:

Punktuelle Bedeutungsbildung kommt in prototypischer Weise dadurch zustande, dass einzelne (zumeist lexikalische) Textausdrücke in einer Weise Bedeutung evozieren, dass der betreffende Ausdruck als semantisch relevant zumindest für den weiteren Kontext seines Vorkommens bewertet wird, häufig auch für eine größere Textpassage, in besonderen Fällen sogar für den ganzen Text. [...] Bei *flächiger Bedeutungsbildung* entsteht der semantische Effekt durch die Gesamtheit der Bedeutungsbildung mehrerer

Gattungen vgl. Aschenberg 2003: 4-6 und Kabatek 2011: 99: „Alle Gattungen bzw. *Genres* sind Diskurstraditionen, aber nicht alle Diskurstraditionen sind Gattungen.“

¹⁴ Zur Konstituierung des Textsinns und zur Trias von Bezeichnung (Referenz), einzelsprachlicher Bedeutung und Sinn vgl. Coseriu 1988: 79: „Der Sinn, der auf der Ebene des Diskurses übermittelt wird, ist das mit dem Sagen ‚Gemeinte‘, d. h. der besondere sprachliche Inhalt, der mittels der Bezeichnung und der Bedeutung ausgedrückt wird, der aber in einem individuellen Diskurs über beide hinausgeht und den Einstellungen, Annahmen oder Absichten des Sprechers entspricht.“

¹⁵ Gardt 2008: 214-215 und 2012: 45.

Textelemente, ohne dass ein einzelnes dieser Textelemente bereits die erst über die Gesamtfläche des Textes entstehende Bedeutung anzeigt. [...] Zu ergänzen ist, dass mit den Ausdrücken punktuell und flächig die beiden Pole eines Kontinuums bezeichnet werden, innerhalb dessen graduelle Abstufung herrscht [...]. (Gardt 2012: 45, Hervorhebungen im Original)

Während also punktuelle Bedeutungsbildung an einzelnen Textelementen und damit an eng begrenzten Textstellen erfolgt, vollzieht sich flächige Bedeutungsbildung in der Summe des Zusammenwirkens mehrerer Textelemente über einen größeren Textabschnitt hinweg. Das Begriffspaar erfasst damit zwei grundlegende Kategorien der Konstituierung von Textsinn, die auch das Wirken von Diskurstraditionen charakterisieren. Denn da Diskurstraditionen Strukturen aus dem einzelsprachlichen Repertoire selektieren und zu einem kohärenten Text zusammenfügen, haben sie auch Anteil an der Textsemantik. Die Art und Weise, wie Diskurstraditionen die Sinnbildung in Texten beeinflussen, kann durch die Unterscheidung von punktueller und flächiger Bedeutungsbildung erfasst werden. So bewirken Diskurstraditionen, die die Gestaltung einer eng begrenzten Textstelle anleiten, eine punktuelle Bedeutungsbildung, wogegen Diskurstraditionen, die einen umfassenderen Textausschnitt prägen, in Prozesse flächiger Bedeutungsbildung involviert sind.

In der Dimension der Textualität können Diskurstraditionen ferner durch die internen Textstrukturen, die sie erzeugen, und durch die textexternen Felder, in die sie einen Text einbetten, charakterisiert werden. Diese beiden Kriterien der Textualität basieren auf der Erkenntnis, dass Diskurstraditionen (verfestigte) Konfigurationen bilden können, die in ihrer Gesamtheit Textsorten und Gattungen konstituieren. Daraus folgt, dass Diskurstraditionen Texte in den gleichen textuellen Parametern beeinflussen wie Textgattungen und dass die von der Textlinguistik formulierten Parameter der Textualität und Texttypisierung auch auf Diskurstraditionen beziehbar sind.¹⁶ Zentrale Parameter sind hier zum einen die textinternen Strukturen und zum anderen die textexternen Bezugfelder. Textintern erscheinen folgende Kriterien der Textgestaltung entscheidend: die Selektion sprachlicher Elemente und Strukturen, die Formung der Textmuster auf den verschiedenen Ebenen der Mikro- und Makrostruktur, das illokutionäre Profil des Textes und die konzeptionelle Markierung des Textes im Kontinuum von Nähe- und Distanzsprache (vgl. Oesterreicher 1997: 20, 23f.). Neben diesen textinternen Kriterien leisten Diskurstraditionen auch eine Anbindung des Textes an externe Bezugfelder und liefern Hinweise auf die Umfeld, in die ein Text als Exemplar einer Gattung oder Textsorte eingebettet

¹⁶ Zu den Dimensionen von Gattungen als Kriterien der Texttypisierung vgl. Raible 1980: 335, 342-346 und 1996: 65-67. Zu den Parametern der Textsortendifferenzierung vgl. ferner Heine mann/Viehweger 1991: 133-169 und Aschenberg 2003: 4, 6-8.

ist. So beinhalten Diskurstraditionen Affinitäten zu sozial und kulturell differenzierten Kommunikationssituationen und verorten Texte in unterschiedlichen Wissenskontexten und Diskursuniversen. Diskurstraditionen können sich grundsätzlich auf sämtliche Parameter der internen Textstruktur und der externen Bezugfelder beziehen, sie betreffen aber im Einzelfall meist eine begrenzte Anzahl. Erwartbar ist, dass komplexere Diskurstraditionen mehr interne Strukturen und externe Bezugfelder beeinflussen als weniger komplexe Traditionen. Die Textstrukturen und Bezugfelder bilden damit ein Raster, das bei der Charakterisierung von Diskurstraditionen abgefragt werden kann und ein die Textualität fokussierendes Profil diskurstraditionellen Wissens liefert.

3.3. Kooperativität: Diskurstraditionen und Maximen

Wie einführend dargelegt, beinhaltet die Sprachkompetenz zwei Wissensbestände, die sprachbezogen sind, selbst jedoch keiner Einzelsprache angehören: die Diskurstraditionen und die allgemein-universellen Regeln und Prinzipien des Sprechens. Da beide Wissenstypen die Anwendung des idiomatischen Wissens anleiten, liegt die Frage nahe, wie beide Wissensbestände zusammenwirken und wie sie aufeinander bezogen werden können. Da die allgemein-universellen Regeln den Rahmen allen Sprechens setzen, sind die Diskurstraditionen historische und kulturelle Ausformungen dieser allgemeinen Regeln. Ein besonders wirkmächtiges allgemeines Prinzip des Sprechens ist das Grice'sche Kooperationsprinzip, auf dessen Grundlage sich die Diskurstraditionen bewegen (1989: 26). Daraus folgt, dass alle Diskurstraditionen auf das Kooperationsprinzip und seine Maximen bezogen und durch die Relation zu diesen Maximen charakterisiert werden können. Bekanntlich wird das Kooperationsprinzip als Prinzip des kommunikativen Vertrauens durch vier Maximen ausdifferenziert, die die kommunikative Angemessenheit des Sprechens hinsichtlich der Parameter von Quantität, Qualität, Relevanz (*Maxim of Relation*) und *perspicuitas* (*Maxim of Manner*) näher bestimmen.

Da das Kooperationsprinzip das Sprechen in kommunikativen Kontexten anleitet, wird über diese Anbindung eine pragmalinguistische Perspektive auf das diskurstraditionelle Wissen eingebracht. Die Relation zwischen Kooperationsprinzip und Diskurstradition wird durch die Art und Weise bestimmt, wie sich die jeweilige Diskurstradition an die Maximen anschließen lässt. So kann eine Diskurstradition eine Maxime erfüllen, sie kann eine Maxime aber auch (scheinbar) beugen oder brechen. Prinzipiell beziehen sich Diskurstraditionen als historische Ausformungen des Kooperationsprinzips immer auf alle vier Maximen, doch kann eine Diskurstradition auch an eine Maxime besonders eng angeschlossen sein. So wäre es etwa denkbar, dass eine Diskurstradition

besonders stark durch die Maxime der Quantität geprägt ist und vor allem den Grad an Informativität und Redundanz in einem Text regelt. Eine weitere Möglichkeit ist etwa, dass eine Diskurstradition die Klarheit des Sprechens (oder Schreibens) fokussiert und damit in enger Anbindung zur *Maxim of Manner* und ihrer Leitmaxime der *perspicuitas* steht.

Das Kriterium der Anschließbarkeit an die Grice'schen Maximen kann als ein weiterer Parameter für die Komplexität von Diskurstraditionen gesehen werden. Aus pragmalinguistischer Sicht sind Diskurstraditionen dann wenig komplex, wenn sie eng an eine Maxime angebunden sind. Umgekehrt ist eine Diskurstradition dann hochgradig komplex, wenn sie sich nicht geradlinig aus einer Maxime ergibt, sondern vielmehr den Bruch oder die Beugung einer Maxime beinhaltet. Bezogen auf die Maxime der *perspicuitas* ist eine Diskurstradition, die eine klar geordnete Textgestaltung anleitet, wenig komplex, wogegen Diskurstraditionen, die arkanes Sprechen anleiten, hohe Komplexität haben.

3.4. Grundriss einer Kategorisierung

In den vorangehenden Abschnitten wurden verschiedene Dimensionen vorgestellt, mit denen Diskurstraditionen differenziert werden können. Während sich ein Bündel von Kriterien aus der Kulturalität dieses Traditionstyps ergibt, folgen andere Parameter aus der Textualität von Diskurstraditionen und aus ihrer pragmatischen Relation zum Grice'schen Kooperationsprinzip und seinen Maximen. Die Kategorien diskurstraditionellen Wissens lassen sich daher drei grundlegenden Dimensionen zuordnen: der Kulturalität, der Textualität und der pragmatischen Dimension als Ausformung des Grice'schen Kooperationsprinzips.

Betrachtet man den Bereich der Kulturalität, dann ergeben sich für das diskurstraditionelle Wissen drei Differenzqualitäten:

1. Eine Diskurstradition kann definitiv gesetzt sein oder sie kann sich ohne definitivische Setzung als kommunikative Gewohnheit entwickeln.
2. Eine Diskurstradition kann in unterschiedlichem Grade kulturell spezifiziert sein. Je spezifischer eine Diskurstradition ist, umso begrenzter ist ihr Wirkungskreis und umso kleiner und geschlossener ist die kulturelle Gruppierung, die diese Diskurstradition anwendet. Je weniger spezifiziert eine Diskurstradition dagegen ist, umso weiter gesteckt ist ihr Radius und umso größer und offener ist die Gruppierung, die diese Diskurstradition praktiziert und trägt.
3. Diskurstraditionen können autonom für sich stehen oder integraler Bestandteil einer größeren, als Textmodell fungierenden Konfiguration von Diskurs-

traditionen sein. Im letzteren Fall ist die Diskurstradition konstitutives Element einer Textsorte oder Textgattung.

Im Bereich der Textualität, die zum einen die Bedeutungsbildung im Text und zum anderen die textinternen Strukturen und die textexternen Bezugfelder umfasst, ergeben sich zwei mögliche Differenzierungen:

1. In der Textsemantik tragen Diskurstraditionen in unterschiedlicher Weise zur Bedeutungsbildung bei und bewirken entweder eine punktuelle oder eine flächige Bedeutungsbildung im Text.
2. Diskurstraditionen formen textinterne Strukturen und betten Texte in externe Bezugfelder ein. Durch diesen Einfluss auf textinterne Strukturen und Bezugfelder haben sie immer auch Anteil am Profil von Textsorten und Textgattungen.

In der pragmatischen Dimension wirken die Diskurstraditionen als Anleitung zum sprachlichen Handeln. Die Diskurstraditionen leisten dabei eine kulturelle Spezifizierung des Grice'schen Kooperationsprinzips und seiner Maximen:

1. Diskurstraditionen sind kulturelle Ausformungen der vier Maximen des Kooperationsprinzips. Sie sind grundsätzlich auf alle vier Maximen beziehbar, können jedoch besonders stark an eine Maxime (Quantität, Qualität, Relevanz oder *perspicuitas*) gebunden sein.
2. Eine Diskurstradition kann eine Maxime erfüllen, sie kann eine Maxime jedoch auch beugen oder brechen.

Entscheidend ist, dass diese Kriterien nicht als exhaustives Raster für eine Klassifizierung gedacht sind – dies würde der Historizität und Vielfalt diskurstraditionellen Wissens nicht gerecht werden –, sondern vielmehr ein Netzwerk von differenzierenden Kategorien bilden.

4. Eine Diskurstradition des Erzählens im Profil: das *imparfait narratif*

4.1. Die Funktionsweise des *imparfait narratif*

Das *imparfait narratif* ist eine Diskurstradition des Erzählens, bei der das *imparfait* in narrativ-sukzessiven Kontexten eingesetzt wird. Das Funktionsprofil der Form illustriert das folgende Beispiel:

- (1) L'île de Capraja [...] appartenait à Gênes depuis 1507. Dès qu'il eût connaissance de la faiblesse de la garnison de Capraja, Paoli hâta les préparatifs. Le 16 février 1767, un corps expéditionnaire de 200 hommes, commandé par Achille Murati, débarquait sur l'île et investissait la citadelle. Le 31 mai suivant, l'île capitulait.

Cette défaite sonna pour Gênes le glas de son occupation de la Corse. (Guide Michelin: *Corse*, 101)¹⁷

Der Textausschnitt schildert die Geschichte Korsikas im 18. Jahrhundert, wobei die zeitliche Sukzession explizit durch temporale Angaben versprachlicht wird (*le 16 février 1767, le 31 mai suivant*). Diese narrativ-sukzessive Diskursorganisation lässt durchgehend die perfektiv markierte Form des *passé simple* erwarten, das begrenzte, dem Zeitfluss unterliegende Sachverhalte ausdrückt und daher für den Ausdruck von Sukzessionen prädestiniert ist.¹⁸

Wie das Beispiel zeigt, finden sich im Text die erwartbaren perfektiven *passé simple*-Formen, doch werden die sukzessiven Ereignisse zum Teil auch mit dem *imparfait* (*débarquait, investissait, capitulait*) versprachlicht. Diese Verwendung ist hochgradig markiert, da das *imparfait* als imperfektiver Aspekt Handlungen versprachlicht, deren zeitliche Begrenzungen ausgeblendet sind und die sich ‚schon und noch‘ in einer Situation in der Vergangenheit vollziehen, in der sie zeitlich verankert sind.¹⁹ Diese „Ankersituation“ ist Teil der imperfektiven Semantik und wird vom *imparfait* in den Text eingebracht.²⁰ Aufgrund seiner imperfektiven Semantik kann das *imparfait* keine narrativ aufeinanderfolgenden Sachverhalte versprachlichen, da die sukzessiven Ereignisse einer Erzählung immer eine zeitliche Begrenzung haben. Der imperfektive Aspekt der *imparfait*-Formen kontrastiert daher im Beispieltext mit der Ordnung der Sukzession und der narrativen Diskursorganisation.

Diese Verwendung des *imparfait* für Sachverhalte, die sinnvoll nur als narrative Sukzession verstanden werden können, ist eine seit der Mitte des 19. Jahrhunderts häufige Technik des Erzählens. Entscheidend ist, dass die Verwendung des *imparfait narratif* nicht auf eine Abschwächung der imperfektiven Aspektmarkierung zurückzuführen ist, sondern gerade den Kontrast zwischen kontextuell gegebener zeitlicher Begrenzung und imperfektiv-entgrenzendem Aspekt nutzt, um den Effekt einer semantischen Kollision zu erzeugen, bei der das *imparfait* die sukzessiven Sachverhalte gleichsam aus dem Zeitfluss heraushebt.²¹ Eine Variante dieser Verwendung illustriert das folgende Beispiel:

¹⁷ Guide Michelin (1985): *Corse*. – Clermont-Ferrand: Michelin/Propriétaires-éditeurs.

¹⁸ Zur Opposition von *imparfait* und perfektivem *passé simple* vgl. Togeby 1982: 318-319.

¹⁹ Zum Aspekt im Französischen vgl. etwa Togeby 1982: 318-319, Pollak ²1988: bes. 117-124 und Becker 2010: 86, 92.

²⁰ Zur Ankersituation vgl. Schrott 2011b: 141. Einen verwandten Ansatz der Situationseinbindung vertreten Berthonneau/Kleiber 1993: 63-66, 68 in ihrem Modell des *imparfait* als anaphorisch-meronymische Form.

²¹ Zum *imparfait narratif* vgl. Togeby 1982: 341-345, Pollak ²1988: 124-144, bes. 138, Bres 2005: 63-66 und Schrott 2011b.

- (2) Mais avant qu'il [Yvars] les eût rejoints, ils se retournèrent soudain vers les portes de l'atelier qui venaient de s'entrouvrir. Ballester, le contremaître, *apparaissait* dans l'embrasure. Il *ouvrait* l'une des lourdes portes et, tournant alors le dos aux ouvriers, *la poussait* lentement sur son rail de fonte. (Camus: *Les muets*, 67)²²

Auch hier beinhaltet das Handlungsgerüst eine zeitliche Abfolge: Yvars kommt an, die Arbeiter drehen sich zur Tür, Ballester erscheint im Türrahmen, öffnet einen Türflügel und schiebt ihn auf. Während der Kontext damit eine deutliche Sukzession beinhaltet, hebt das *imparfait* die Handlungen durch den imperfektiven Aspekt aus diesem Zeitfluss heraus und löst dadurch die Linearität der Sukzession auf.

Die Beispiele verdeutlichen, dass das *imparfait narratif* eine Technik des Erzählens ist, die den imperfektiven Aspekt innovativ nutzt und auf diese Weise eine neue Technik erzählerischer Darstellung erzeugt.²³ Allerdings unterscheiden sich die Textbeispiele darin, dass es in (1) um eine Kollision zeitlicher Natur – Begrenztheit der Sukzession vs. Unbegrenztheit des imperfektiven Aspekts – geht, während das *imparfait narratif* in (2) über den zeitlichen Kontrast hinaus auch eine Perspektivierung der imperfektiv versprachlichten Sachverhalte leistet. Die Grundlage für diese durch (2) illustrierte Perspektivierung ist, dass die mit dem *imparfait* verhaftete Ankersituation neben der zeitlichen auch eine personale Dimension hat und einen Wahrnehmer beinhaltet, aus dessen Sicht die Ereignisse wiedergegeben werden.²⁴ Durch diese personale Dimension präsentiert das *imparfait* in Beispiel (2) die Aktionen Ballesters als wahrgenommene Handlungen, wobei die Arbeiter im Text explizit als Beobachter benannt werden. Diese Rückbindung an ein wahrnehmendes Subjekt bewirkt, dass die versprachlichten Sachverhalte nicht als durchgehende Sukzession erscheinen, sondern dass die Sequenz vielmehr aus einer Reihe von Wahrnehmungsakten zusammengesetzt wird. Auf diese Weise löst das *imparfait* die an sich sukzessiven Sachverhalte aus ihrer narrativen Ordnung und durchbricht die Linearität des Erzählens. Die vom imperfektiven *imparfait* geleistete Rückbindung an ein wahrnehmendes Subjekt erzeugt eine Beobachterperspektive und betont den Sehakt. Daher ist das *imparfait narratif* eine Verwendung, die maßgeblichen Anteil an der perspektivierenden Erzähltechnik des Realismus hat.

²² Albert Camus: *Les muets*. – In: Albert Camus (1963): *L'exil et le royaume*. – Paris: Gallimard, Nachdruck o. J.

²³ Nach Blumenthal 1986: 102-103, 107 greift eine systemlinguistische Erklärung, die das *imparfait* lediglich als Ersatzform für ein sich zurückziehendes *passé simple* sieht, zu kurz. Vielmehr wird die Ausdehnung der *imparfait*-Verwendung im 19. Jahrhundert auf eine Technik der „Entlinearisierung“ des Erzählens zurückgeführt.

²⁴ Vgl. Schrott 2011b: 152-154, 156-157.

Auf diese Weise illustrieren die beiden Textausschnitte zwei Typen des *imparfait narratif*: einen zeitlichen Typ, der mit der zeitlichen Kollision von begrenzendem Kontext und entgrenzender Imperfektivität arbeitet, und einen perspektivierenden Typ, der über den Wahrnehmungsakt die aus dem Kontext erschließbare narrative Ordnung durchbricht und so der Linearität des Erzählens entgegenwirkt (vgl. Schrott 2011b).

4.2. Das *imparfait narratif* im Profil

4.2.1. Kulturalität

Als kulturelle Tradition ist das *imparfait narratif* ein literarisches Verfahren, das an bestimmte Gattungen und Kontexte gebunden ist. Als kulturelle Tradition mit literarischem Ursprung stellt das *imparfait narratif* eine Technik dar, die als Stilmittel erlernt und bewusst eingesetzt wird. Anders als das narrative Präsens ist das *imparfait narratif* damit keine kommunikative Praxis des sprachlichen Alltags, sondern fungiert aufgrund seiner Literarizität als definitiv gesetzte Diskurstradition. Aus dieser definitiv gesetzten Setzung folgt auch, dass das *imparfait narratif* sich durch einen hohen Grad an kultureller Spezifizierung auszeichnet. Im Fall des *imparfait narratif* hat diese Markiertheit allerdings im Laufe der Zeit abgenommen, denn das Verfahren hat sich auf immer mehr narrative Textgattungen und Textsorten ausgedehnt und ist auch außerhalb der Literatur gebräuchlich, etwa in journalistischen Texten. Damit ist aus einer innovativen Technik narrativer Präsentation ein routiniertes Verfahren geworden, das in keiner Sportreportage fehlen darf. Doch trotz dieser Verbreitung stellt das *imparfait narratif* immer noch ein vergleichsweise elitäres Verfahren dar, denn die Verwendung in narrativen Kontexten ist an geschriebene, meist distanzsprachliche Texte gebunden und stellt eine Technik professionellen Schreibens dar, die nur von einer kleinen, entsprechend ausgebildeten kulturellen Gruppierung beherrscht wird.

Aufschlussreich ist im Fall des *imparfait narratif* ferner die Frage nach der Einbindung in ein größeres Ganzes wie etwa in eine Textgattung. Wie angedeutet, ist das *imparfait narratif* im Umfeld sich wandelnder Techniken und Muster des (literarischen) Erzählens zu sehen. Beide Typen des *imparfait narratif* gehören einem Konzept des Erzählens an, das die Linearität narrativer Diskursorganisationen lockert und auflöst. Dabei funktioniert der erste Typ innerhalb dieses Erzählkonzepts relativ autonom für sich und erzeugt meist in Kombination mit temporalen Angaben einen zeitlichen Kollisionseffekt. Anders der zweite, mit dem Wahrnehmungsakt operierende Typ, der spezifische Kontexte benötigt, die ein Beobachten thematisieren, Spuren eines Wahrneh-

mungsakts enthalten oder in ihrer Erzähltechnik einen wahrnehmenden Beobachter suggerieren. Das perspektivierende *imparfait narratif* dient hier nicht allein der Entlinearisierung des Erzählens, sondern leistet zugleich eine Perspektivierung der Erzählung und stellt daher eine komplexere Diskurstradition dar als der rein auf die zeitliche Semantik abhebende Typ.

4.2.2. Textualität

Zunächst zum textsemantischen Wirken des *imparfait narratif*. Vergleicht man den zeitlichen und den perspektivierenden Typ, dann fällt jenseits der zeitlichen bzw. personalen Fokussierung noch ein weiterer Unterschied auf, der die Mitwirkung an der Bedeutungsbildung im Text betrifft. So operiert der zeitliche Typ über den semantischen Kontrast zwischen imperfektivem Aspekt und temporalen Angaben, die die imperfektiv versprachlichte Handlung lokalisieren, eingrenzen und in die Ordnung einer Sukzession einfügen. Anders der perspektivierende Typ, der mit einem den Sehakt betonenden Erzählen einhergeht und sich damit auf umfassendere narrative Strukturen bezieht, die den (literarischen) Text und seinen Textsinn in ganzheitlicher Weise prägen.

Diese beiden textsemantischen Wirkungsweisen des *imparfait narratif* können durch das von Gardt (2008, 2012) formulierte Begriffspaar von „Punktualität“ und „Flächigkeit“ erfasst werden. Beim zeitlichen Typ basiert der Kontrast zwischen Aspektform und temporaler Angabe auf einzelnen, eingrenzbaren Formen im Text und ist damit punktueller Natur. Daneben gründet die zeitliche Kollision zugleich auf einer narrativen Diskursorganisation, die den Text in seiner Gesamtheit prägt und daher flächig angelegt ist. Damit ist der erste Typ des *imparfait narratif* dadurch charakterisiert, dass der imperfektive Aspekt zugleich in punktueller und flächiger Weise mit dem Kontext interagiert. Anders der zweite Typ: Die *imparfait*-Verwendung ist hier Teil einer Erzähltechnik und erzeugt eine perspektivische Erzählweise. Dieses Phänomen prägt den gesamten Text und ist daher dominant durch eine flächige Wirkungsweise charakterisiert. Während der erste Typ auf der Ebene der Textsemantik also sowohl punktuell als auch flächig funktioniert, ist der zweite Typ exklusiv flächig angelegt.

Die textinternen Strukturen und die textexternen Bezugfelder, auf die das *imparfait narratif* als Diskurstradition zugreift, differenzieren dieses textsemantische Profil noch weiter. Das *imparfait narratif* ist textintern betrachtet ein Verfahren, das konzeptionell distanzsprachlich angelegt ist und medial überwiegend graphisch realisiert wird. In der Ordnung der Narration wirkt das *imparfait* als mikrostrukturelles Verfahren, das das zeitliche Relief des Textes gestaltet und dabei eine Spannung zwischen selegierter Aspektform und narrativer Diskursorganisation aufbaut. Da das *imparfait narratif* meist in literari-

schen Textgattungen auftritt bzw. in Textsorten, die sich durch das *imparfait narratif* eine literarische Nuance geben, steht es als Diskurstradition in enger Verbindung zum Diskursuniversum der Literatur sowie zu den Wissenskontexten und kommunikativen Bedingungen, die dieses Diskursuniversum charakterisieren.

4.2.3. Kooperativität

Aus pragmalinguistischer Sicht ist zu klären, inwiefern das *imparfait narratif* als Diskurstradition an das Kooperationsprinzip und seine Maximen, insbesondere an die Maxime der *perspicuitas*, angebunden werden kann. Dabei ist vor allem die Submaxime der Ordnung (*Be orderly*) aufschlussreich, denn die ikonische Wiedergabe von Ereignissen, bei der die Reihenfolge im Text die Sukzession in der Wirklichkeit abbildet, entspricht der Klarheit schaffenden Submaxime der Ordnung. Daher ist die Wiedergabe einer Sukzession durch das *passé simple* eine Technik, die eine klare zeitliche Ordnung etabliert und damit der Grice'schen *Maxim of Manner* und ihrer Leitmaxime der *perspicuitas* nahe steht.

Da das *imparfait narratif* diese mit dem perfektiven Aspekt arbeitende Technik des Erzählens gezielt durchbricht, erscheint das *imparfait narratif* als eine Diskurstradition, die durch ihre entlinearisierende Wirkung die Eindeutigkeit der narrativen Diskursorganisation mindert und damit die Maxime der *perspicuitas* beugt bzw. unterläuft. Allerdings wird diese Beugung durch die Konventionalität dieser Aspektverwendung gemindert. Das *imparfait narratif* ist seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine frequente Technik und wirkt daher als konventionalisierte Beugung der Submaxime *Be orderly*. Daher ist das *imparfait* in narrativen Kontexten eine Technik, die deutlich als Diskurstradition des Erzählens definiert ist und von mit literarischen Techniken vertrauten Rezipienten verlässlich identifiziert werden kann.

5. Direktive Fragen als Tradition höflichen Bittens

5.1. Könnten Sie mir das bitte näher erklären? – das Funktionsprofil direkter Fragen

Die in der Überschrift zitierte Technik, eine Bitte an den Gesprächspartner als Frage zu formulieren, ist als Form der höflichen Aufforderung in zahlreichen Sprachen und Kulturen belegt. Wie im Folgenden zu zeigen ist, handelt es sich bei dieser Form höflichen Bittens nicht um eine Technik, die zum idiomatischen Wissen unterschiedlicher Einzelsprachen zählt, sondern um eine kultu-

relle Diskurstradition, die in verschiedenen Sprachen und Kulturen gebräuchlich ist:²⁵

- (3) Könntest du mir bitte das Brot herübergeben?
- (4) Por favor, ¿puedes pasarme el pan?
- (5) Tu pourrais me passer le pain, s'il te plaît?

Das einzelsprachliche Material für diesen Verwendungstyp sind interrogative Strukturen, die eine ausgeprägte Affinität zur Realisierung von Frageakten haben und auch bei dieser Verwendung einen Frageakt leisten, der dann vom Adressaten als höfliche Bitte interpretiert wird. In dieser Form geleistete höfliche Bitten bezeichne ich als „direktive Fragen“.²⁶ Diese Benennung betont, dass der Sprecher einen Frageakt vollzieht, der jedoch – im Unterschied zu anderen Fragetypen wie etwa der Informationsfrage – dem Gesprächspartner signalisiert, dass er die in der Proposition versprachlichte Handlung realisieren soll.²⁷

Woher dieser Effekt rührt, wird deutlich, wenn man die illokutionären Profile von Aufforderungsakt und Frageakt voneinander abgrenzt. Frageakte des Typs *Wann fahren wir heute zum Baden?* verweisen auf ein Wissensdefizit, versprachlichen jedoch die vom Gesprächspartner erwartete Handlung des Antwortgebens nicht explizit. Im Unterschied dazu formulieren Aufforderungen ausdrücklich die vom Sprecher gewünschte Handlung (*Sag mir doch, wann wir heute zum Baden fahren*).²⁸ Anders als Aufforderungen präsupponieren Frageakte also keine Handlungsbereitschaft des Angesprochenen, sondern eröffnen durch ihre Impliztheit Handlungsoptionen. Die höfliche Wirkung direkter Fragen leitet sich aus dieser Optionalität ab, durch die eine vom Sprecher gewünschte Handlung als (fingierte) Option präsentiert wird, die von der Entscheidung des Adressaten abhängt.²⁹ Dabei ist diese Optionalität in den meisten Fällen keine echte Alternative, sondern Teil einer konventionalisierten

²⁵ Diese und ähnliche Beispiele diskutiert etwa Briz 2004: 76. Zu direktiven Fragen als Diskurstradition vgl. Schrott 2014: 16-21.

²⁶ Diese Benennung lehnt sich an einen Begriff von Escandell Vidal (1999: 3975-3978) an, die diese Verwendung als „interrogación directiva“ etikettiert.

²⁷ Zur Konventionalisierung direkter Fragen in den einzelnen Sprachen vgl. zum Spanischen Escandell Vidal 1999: 3975-3978, zum Französischen Kerbrat-Orecchioni 2001: 33-52, 85 und zum Englischen Brown/Levinson 1987: 132-134.

²⁸ Die Differenzierung von Fragen und Aufforderungen wird seit Searle intensiv diskutiert. So definiert Searle (1969: 66-67, 69) Fragen als „requests for information“ und ordnet sie dem Sprechakttyp der „directives“ zu.

²⁹ Searle (1979: 43-44) beschreibt Wendungen des Typs *Kannst du mir das Salz herübergeben?* als indirekte Sprechakte, bei denen simultan zwei Sprechakte vollzogen werden, wobei der Adressat vom ‚gesagten‘ Sprechakt auf einen anderen, ‚gemeinten‘ Sprechakt schließt.

kommunikativen Routine.³⁰ Der Adressat kennt die Konvention und deutet den Frageakt als höfliche Einkleidung einer Aufforderung. Die direktive Frage ist damit eine Diskurstradition, die die Sprecher darin anleitet, aus dem Repertoire einer Sprache den Interrogativsatz als geeignetes Mittel zur Realisierung einer höflichen Bitte auszuwählen.

Dieser diskurstraditionelle Charakter wird besonders deutlich, wenn man direkte Fragen kontrastiv-interkulturell und historisch-diachron betrachtet. So finden sich direkte Fragen als konventionalisierte kommunikative Routinen etwa im Deutschen, Englischen, Französischen oder Spanischen der Gegenwart und sind damit sprachübergreifend in unterschiedlichen Kulturräumen verankert.³¹ Der kulturspezifische Charakter zeigt sich ferner darin, dass es durchaus Sprachen bzw. Kulturgemeinschaften gibt, in denen direkte Fragen weit weniger stark als Diskurstradition etabliert sind.³² Diese Kulturgebundenheit bestätigt auch die historische Höflichkeitsforschung. So findet man etwa in Textkorpora verschiedener Sprachen des Mittelalters keine direktiven Fragen. Untersuchungen zum Altspanischen, Altfranzösischen und Altenglischen zeigen, dass die Diskurstradition der direktiven Frage im Mittelalter noch keine etablierte kommunikative Routine darstellte.³³ Die direkte Frage ist damit eine Diskurstradition, deren Entstehung und Ausformung in die (frühe) Neuzeit fällt und die sich vor allem seit dem 19. Jahrhundert als hochfrequente Form höflicher Volitionalität durchgesetzt hat.³⁴ Diese Etablierung der direktiven Frage ist keine einzelsprachliche Entwicklung, sondern ein kulturelles Phänomen, das nicht an Sprachen und Sprachgemeinschaften, sondern an Kulturen und kulturelle Gruppierungen gebunden ist. Die direkte Frage als Routine höflicher Volition ist damit eine sehr weit verbreitete Diskurstradition, die Sprachen und Sprachgemeinschaften überschreitet.

³⁰ Zum Begriff der kommunikativen Routine vgl. Coulmas 1981: 13.

³¹ Vgl. zum Englischen Brown/Levinson 1987: 132-134, zum Französischen Kerbrat-Orecchioni 2001: 33-52, 85 und zum Spanischen Díaz Pérez 2003: 260.

³² So ist das Muster der direktiven Frage etwa in der polnischen oder russischen Sprechergemeinschaft als kommunikative Routine deutlich weniger etabliert als etwa im Englischen oder Deutschen. Zum Polnischen vgl. Wierzbicka 1985: 165-166, 170-171. Zu „requests“ im Russischen kontrastiv zum Englischen vgl. Wierzbicka 2010: 50-53.

³³ Zum Spanischen vgl. Schrott 2006 und 2012: 120-122, zum Altfranzösischen vgl. Frank 2011: 63-65, 231-232, 288-290, 389-492 und zum Englischen Kohnen 2008: 27, 30.

³⁴ Die Etablierung der direktiven Frage als Routineformel der höflichen Bitte fällt nach Frank 2011: 173, 231-232 im Französischen in das 19. Jahrhundert. Auch im Englischen wird die Etablierung der direktiven Frage nach Culpeper/Demmen 2011: 61-62, 74-75 auf das 19. Jahrhundert datiert.

5.2. Direktive Fragen im diskurstraditionellen Profil

5.2.1. Kulturalität

Zunächst zu den Kriterien der Kulturalität. Direktive Fragen sind kommunikative Gewohnheiten und als solche keine definitorisch gesetzten Diskurstraditionen. Sie werden implizit als Routinen vermittelt und sind Teil der kommunikativen Kompetenz. Zum Kriterium der Integration ist festzuhalten, dass die direktive Frage als kommunikative Routine eine für sich stehende Diskurstradition darstellt, die keiner Textgattung angehört und damit nicht Teil eines diskurstraditionellen Gefüges ist, das eine Textgattung oder Textsorte konstituiert. Allenfalls könnte man argumentieren, dass die direktive Frage dem Bereich der verbalen Höflichkeit zuzurechnen ist und in diesem Sinne mit Konstellationen höflichen Sprechens verknüpft ist

Direktive Fragen sind eine Technik, die sprachübergreifend in zahlreichen Kulturen und Sprachen verbreitet ist und innerhalb dieser Kulturgemeinschaften von nahezu allen Sprechern beherrscht wird. Es handelt sich also nicht um eine elitäre, hochgradig spezifische Diskurstradition. Die direktive Frage hat auch deshalb einen relativ hohen Grad an Allgemeinheit, da sie aufgrund ihrer Optionalität an die Maxime *Give options* angebunden werden kann, der in der Höflichkeitsforschung ein hoher Grad an Universalität zugebilligt wird.³⁵ Der große Verbreitungsgrad dieser Tradition und ihre Nähe zu allgemein-universellen Prinzipien verbaler Höflichkeit dürfen jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass es sich bei der direktiven Frage nicht um eine universelle Regel des Sprechens, sondern um eine kulturelle Diskurstradition handelt. Das Fallbeispiel der direktiven Frage belegt so, dass sich die Kulturalität einer Technik des Sprechens oft erst aus kontrastiver Perspektive erschließt.

5.2.2. Textualität

Im Bereich der Textsemantik und der Bedeutungsbildung ist beim Kriterium der Punktualität bzw. Flächigkeit zu berücksichtigen, dass direktive Fragen als Diskurstradition einen Sprechakt anleiten und bewirken, dass ein Frageakt so realisiert wird, dass der Adressat auf eine höfliche Bitte schließt. Das Verfahren bezieht sich damit im Gesprächsverlauf zunächst auf einen einzelnen Sprechakt.

³⁵ Das Konzept der Optionalität hat in der Höflichkeitsforschung Tradition. So nennt Lakoff 1973: 298 bei den „rules of politeness“ die Maximen „Don't impose“ und „Give options“ und Leech 1983: 132 führt als eine Dimension der universell angesetzten „tact maxim“ das Geben von Optionen an.

Berücksichtigt man die grundsätzliche Dialogizität von Sprechakten, dann umfasst das Verfahren ein Adjazenzpaar, das aus dem als Bitte fungierenden initiativen Frageakt und der Antwortreaktion besteht. Damit ist die direktive Frage eine im Dialog auf ein Adjazenzpaar beschränkte Diskurstradition, die den Dialogverlauf punktuell formt und keine flächige Gestaltung größerer Dialogabschnitte leistet. Legt man das Kriterium der Strukturen und Bezugfelder des Textes an, dann betrifft die direktive Frage in der textinternen Struktur sehr ausgeprägt die Selegierung sprachlicher Mittel, da dieser Fragetyp exklusiv mit interrogativen Strukturen vollzogen wird. Ferner ist die direktive Frage an den Sprechakt der Frage gebunden, mit der Besonderheit, dass diese Frage als höfliche Bitte funktioniert. Bei den externen Bezugfeldern fordert die direktive Frage als Diskurstradition eine dialogische Kommunikationssituation und eine soziale Konstellation, die einen höflichen Interaktionsstil nahelegt. Die direktive Frage gehört als kommunikative Routine dem Diskursuniversum des sprachlichen Alltags an, in dem sie als ein Verfahren verbaler Höflichkeit fungiert, das im sozialen Gefüge der Interaktanten Respekt vor dem Freiraum des anderen bekundet und als Mittel der Konfliktvermeidung dient.

5.2.3. Kooperativität

Als kommunikative Gewohnheit ist die direktive Frage eine Diskurstradition, bei der die pragmalinguistische Dimension besonders deutlich hervortritt. Zu klären ist wiederum, in welcher Relation die direktive Frage zu den einzelnen Maximen des Grice'schen Kooperationsprinzips steht. Im vorliegenden Fall bietet sich insbesondere eine Bezugsetzung zur *Maxim of Manner* und ihrer Leitmaxime der *perspicuitas* an. Da bei direktiven Fragen die vom Sprecher gewünschte Handlung nicht explizit genannt wird, sondern vom Adressaten inferiert werden muss, erscheint diese Technik des höflichen Bittens zunächst als Bruch mit der von der Maxime geforderten Klarheit der Rede. Allerdings ist hier zu bedenken, dass direktive Fragen als kommunikative Routine hochgradig konventionalisiert sind und auch sprachlich in Syntax und Semantik deutlich signalisiert werden. So werden direktive Fragen exklusiv mit interrogativen Strukturen realisiert und enthalten eine Semantik des Wollens und Könnens, die explizit auf Disposition und Einstellung des Adressaten Bezug nimmt. Aus diesem Grund beinhalten direktive Fragen zwar eine Beugung der Maxime, verfügen jedoch dank der starken Konventionalisierung über hohe Eindeutigkeit und Klarheit und weisen daher keine wirkliche Ambiguität auf.

6. Das Konzept Diskurstradition – ein Fazit

Diskurstraditionen haben als Konzept gegenüber anderen Modellen textlinguistischer Beschreibung zwei Vorteile. Der erste Vorteil betrifft die klare Definition des diskurstraditionellen Wissens in Absetzung von anderen in Diskurse und Texte eingehenden Wissensbeständen. Die Formel vom sprachbezogenen und kulturellen Wissen liefert eine epistemische Wasserscheide, die für die kulturbezogene Sprachwissenschaft über die Romanistik hinaus modellbildend wirken kann.

Zu dieser Klarheit der Definition kommt zweitens der Vorteil einer großen Offenheit des Konzepts. Diskurstraditionen können unterschiedlichen Umfang haben, sie können definitorisch als Muster der Textgestaltung gesetzt sein wie im Fall literarischer Formen oder sie können sich ohne definitorische Setzung als kommunikative Gewohnheiten entwickelt haben wie die direktive Frage. Diese Offenheit des Konzepts ermöglicht es, kulturelle Techniken der Textgestaltung filigraner zu beschreiben als dies in vielen Fällen durch Textsorten und Textgattungen möglich ist. Die aufgezeigten Möglichkeiten, diskurstraditionelles Wissen in den Beschreibungsdimensionen von Kulturalität, Textualität und Kooperativität zu erfassen, belegen, dass Diskurstraditionen sich trotz ihrer Offenheit und *fuzziness* differenzierenden Beschreibungen keinesfalls verweigern.

Eine weitere, darauf aufbauende Möglichkeit, Diskurstraditionen fassbarer und vergleichbarer zu machen, besteht darin, die Parameter der Kulturalität, Textualität und Kooperativität als Komponenten diskurstraditioneller Komplexität zu verstehen. Auf diese Weise werden die drei Dimensionen von der Metakategorie der Komplexität überwölbt.

Im Bereich der Kulturalität sind definitorisch gesetzte Diskurstraditionen in aller Regel komplexer als Traditionen, die sich ohne explizite Definition als Gewohnheiten im sprachlichen Alltag entwickelt haben. Auch der Grad der kulturellen Spezifizierungen kann an die Kategorie der Komplexität rückgebunden werden: Je spezifischer eine Diskurstradition ist, umso höher ist ihre Komplexität. Schließlich kann auch das Charakteristikum, ob eine Diskurstradition autonom für sich steht oder integraler Bestandteil einer Textgattung ist, als eine Form von Komplexität gedeutet werden. So ist eine Diskurstradition, die sich als Komponente einer Gattung in eine textuelle Konfiguration einfügt, aufgrund dieser Teil-Ganzes-Beziehung durch größere Komplexität charakterisiert als eine für sich stehende Diskurstradition. Wendet man diese Graduierungen der Komplexität auf das *imparfait narratif* an, dann besitzt es aufgrund seiner definitorischen Setzung, seiner hohen Spezifizierung und seiner Anbindung an literarische Textgattungen und Erzählformen eine hohe diskurstraditionelle Komplexität. Dagegen verfügt die direktive Frage als weit verbreitete

kommunikative Routine, die sich ohne definitorische Setzung entwickelt hat und nicht an größere Texteinheiten gebunden ist, über einen deutlich niedrigeren Grad an Komplexität.

Auch im Bereich der Textualität kann das Kriterium der Komplexität Anwendung finden. So besitzen Diskurstraditionen, die eine flächige Bedeutungsbildung anleiten, größere Komplexität als Diskurstraditionen, die punktuell zum Textsinn beitragen. Was die internen Strukturen und externen Bezugsfelder von Texten angeht, so bietet sich ein quantifizierender Zugang an. Eine plausible Hypothese ist, dass die Komplexität einer Diskurstradition mit der Zahl der Textstrukturen und Bezugsfelder steigt, auf die sie Einfluss nimmt. Auch hinsichtlich dieses Kriteriums erweist sich das *imparfait narratif* als komplexe Diskurstradition. Zum einen bewirken die beiden Typen des *imparfait narratif* eine komplexe, flächige Bedeutungsbildung, wobei der zeitliche Typ sowohl flächig als auch punktuell operiert, wogegen der perspektivierende Typ allein in der Fläche bedeutungsbildend wirkt. Zum anderen greift das *imparfait narratif* einschneidend und auf verschiedenen Ebenen in die Diskursorganisation erzählender Texte ein. Die direktive Frage dagegen hat als auf einen Sprechakt begrenztes, punktuelles Verfahren der Sinnerzeugung eine geringe Komplexität. Da diese Diskurstradition zudem nur wenige, einfache sprachliche Strukturen selektiert und im weiten Feld verbaler Höflichkeit wenig spezifische Kontexte evoziert, ist sie auch hinsichtlich textinterner Strukturen und externer Bezugsfelder durch eine vergleichsweise niedrige Komplexität charakterisiert.

Schließlich können auch in der pragmatischen Dimension der Kooperativität unterschiedliche Grade an Komplexität angesetzt werden. So kann man als ersten Schritt ein quantitatives Kriterium aufstellen und annehmen, dass die Komplexität einer Diskurstradition mit der Zahl der Maximen steigt, mit denen sie verknüpft werden kann. Aussagekräftiger als diese quantifizierende Herangehensweise ist jedoch ein qualitatives Kriterium, das die Art und Weise, in der eine Diskurstradition sich auf eine Maxime bezieht, thematisiert. So erscheint es plausibel, dass Diskurstraditionen, die eine Maxime erfüllen, weniger komplex sind als Diskurstraditionen, die eine oder mehrere Maximen beugen oder brechen. Im Fall des *imparfait narratif* bietet sich vor allem die Anknüpfung an die Leitmaxime der *perspicuitas* an. Das *imparfait narratif* erscheint in dieser Sichtweise als eine Verwendung, die die Ordnung der Sukzession auflöst und damit die Submaxime *Be orderly* zumindest beugt. Für die direktive Frage kann ebenfalls eine Beugung der *Maxim of Manner* angesetzt werden, da die Intention nicht direkt versprochen wird, sondern erst inferiert werden muss und daher weniger klar zu Tage tritt als in einer (imperativischen) Volition. In diesem Sinne stellen beide Diskurstraditionen eine Beugung der Maxime dar und sind Kandidaten für eine hohe diskurstraditionelle Komplexität. Allerdings werden diese Beugungen durch die Konventionalität beider Verfahren gemin-

dert. Dabei ist allerdings die direktive Frage verglichen mit dem *imparfait narratif* die deutlich stärker konventionalisierte und weiter verbreitete Technik und verfügt daher über einen geringeren Grad an Komplexität. Damit ergibt sich als Ausblick aufbauend auf Kulturalität, Textualität und Kooperativität als Metakategorie das Kriterium der Komplexität, das als Kontinuum vor allem für vergleichende Beschreibungen diskurstraditioneller Techniken nützlich ist. Über die Metakategorie der Komplexität könnten die Diskurstraditionen dann ihrerseits wieder mit dem idiomatischen Wissen verbunden werden, da der Parameter der Komplexität auch in Syntax und Semantik als Beschreibungskriterium genutzt wird.

Die erarbeiteten Kriterien machen deutlich, dass die Kategorisierung diskurstraditionellen Wissens keine *mission impossible* ist. Die Findung dieser Kategorien setzt allerdings voraus, dass über das Coseriu'sche System hinaus weitere linguistische Modelle einbezogen werden. So entstammen die Kategorien der Textualität und der Textsemantik der Textlinguistik und der linguistischen Diskursanalyse und das Kriterium der Kooperativität leitet sich aus der Pragmalinguistik her. Damit ist dieser Beitrag auch ein Plädoyer für eine Diskurstraditionenforschung, die sich ihrer eigenen wissenschaftlichen Tradition bewusst ist, sich jedoch zugleich stärker und reflektierter als bisher vor allem der Diskurslinguistik und der linguistischen Pragmatik öffnet, mit denen sie – trotz aller Unterschiede in Theorie und Methode – eine grundlegende Haltung verbindet: das Verständnis der Sprache als Kulturobjekt und das daraus resultierende Engagement für eine kulturbezogene Sprachwissenschaft.

Bibliographie

- Aschenberg, Heidi (2003): Diskurstraditionen – Orientierungen und Fragestellungen. – In: Heidi Aschenberg, Raymund Wilhelm (Hg.): *Romanische Sprachgeschichte und Diskurstraditionen*, 1-18. Tübingen: Narr.
- Becker, Martin (2010): Die Ingredienzien des romanischen Imperfekts. – In: *Linguistische Berichte* 221, 79-108.
- Berthonneau, Anne-Marie/Kleiber, Georges (1993): Pour une nouvelle approche de l'imparfait: l'imparfait, un temps anaphorique méronomique. – In: *Langages* 112, 55-73.
- Blumenthal, Peter (1986): *Vergangenheitstempora, Textstrukturierung und Zeitverständnis in der französischen Sprachgeschichte*. – Tübingen: Niemeyer.
- Bres, Jacques (2005): *L'imparfait dit narratif*. – Paris: CNRS Éditions.
- Briz, Antonio (2004): Cortesía verbal codificada y cortesía verbal interpretada en la conversación. – In: Diana Bravo, Antonio Briz (Hg.): *Pragmática sociocultural: estudios sobre el discurso de cortesía en español*, 67-94. Barcelona: Ariel.
- Brown, Penelope/Levinson, Stephen C. (1987): *Politeness. Some Universals in Language Usage*. – Cambridge: Cambridge University Press.

- Coseriu, Eugenio (1988): *Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens*. Bearbeitet und herausgegeben von Heinrich Weber. – Tübingen: Francke.
- Coulmas, Florian (1981): *Routine im Gespräch. Zur pragmatischen Fundierung der Idiomatik*. – Wiesbaden: Akademische Verlagsgemeinschaft Athenaiion.
- Culpeper, Jonathan/Demmen, Jane (2011): Nineteenth-Century English Politeness. Negative Politeness, Conventional Indirect Requests and the Rise of the Individual Self. – In: *Journal of Historical Pragmatics* 12, 49-81.
- Díaz Pérez, Francisco Javier (2003): *La cortesía verbal en inglés y en español. Actos de habla y pragmática intercultural*. – Jaén: Universidad de Jaén.
- Escandell Vidal, María Victoria (1999): Los enunciados interrogativos. Aspectos semánticos y pragmáticos. – In: Ignacio Bosque, Violeta Demonte (Hg.): *Gramática descriptiva de la lengua española*. Madrid: Espasa, Bd. II, 3929-3991.
- Frank, Birgit (2011): *Aufforderung im Französischen. Ein Beitrag zur Geschichte sprachlicher Höflichkeit*. – Berlin/New York: De Gruyter.
- Fritz, Gerd (1994): *Grundlagen der Dialogorganisation*. – In: Gerd Fritz, Franz Hundsnurscher (Hg.): *Handbuch der Dialoganalyse*, 177-201. Tübingen: Niemeyer.
- Gardt, Andreas (2007): Diskursanalyse. Aktueller theoretischer Ort und methodische Möglichkeiten. – In: Ingo Warnke (Hg.): *Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände*, 28-52. Berlin/New York: De Gruyter.
- Gardt, Andreas (2008): Kunst und Sprache. Beobachtungen anlässlich der documenta 12. – In: Achim Bartsch u. a. (Hg.): *Literatur – Kunst – Medien. Festschrift für Peter Seibert zum 60. Geburtstag*, 201-224. München: Meidenbauer.
- Gardt, Andreas (2012): Textanalyse als Basis der Diskursanalyse. Theorie und Methoden. – In: Ekkehard Felder (Hg.): *Faktizitätsherstellung in Diskursen. Die Macht des Deklarativen*, 29-55. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Grice, Herbert Paul (1989): Logic and Conversation. – In: ders.: *Studies in the Way of Words*, 22-40. Cambridge, Mass./London: Harvard University Press (zuerst in: Peter Cole, Jerry L. Morgan [Hg.] [1975]: *Syntax and Semantics*, Bd. III *Speech Acts*, 41-58. New York: Academic Press).
- Heinemann, Wolfgang/Viehweger, Dieter (1991): *Textlinguistik. Eine Einführung*. – Tübingen: Niemeyer.
- Kabatek, Johannes (2001): ¿Cómo investigar las tradiciones discursivas medievales? El ejemplo de los textos jurídicos castellanos. – In: Daniel Jacob, Johannes Kabatek (Hg.): *Lengua medieval y tradiciones discursivas en la Península Ibérica: descripción gramatical – pragmática histórica – metodología*, 97-132. Frankfurt a. M./Madrid: Vervuert/Iberoamericana.
- Kabatek, Johannes (2007): Las tradiciones discursivas entre conservación e innovación. – In: *Rivista di Filologia e Letterature Ispaniche* 10, 331-345.
- Kabatek, Johannes (2011): Diskurstraditionen und Genres. – In: Sarah Dessì Schmid u. a. (Hg.): *Rahmen des Sprechens. Beiträge zu Valenztheorie, Varietätenlinguistik, Kreolistik, Kognitiver und Historischer Semantik. Peter Koch zum 60. Geburtstag*, 89-100. Tübingen: Narr.
- Kabatek, Johannes (2015): Warum die „zweite Historizität“ eben doch die zweite ist – von der Bedeutung von Diskurstraditionen für die Sprachbetrachtung. – In: Franz Lebsanft, Angela Schrott (Hg.): *Diskurse, Texte, Traditionen. Modelle und Fachkulturen in der Diskussion*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht/Bonn University Press [in diesem Band].

- Kerbrat-Orecchioni, Catherine (2001): *Les actes de langage dans le discours. Théorie et fonctionnement*. – Paris: Nathan.
- Koch, Peter (1997): Diskurstraditionen: zu ihrem sprachtheoretischen Status und ihrer Dynamik. – In: Barbara Frank, Thomas Haye, Doris Tophinke (Hg.): *Gattungen mittelalterlicher Schriftlichkeit*, 43-79. Tübingen: Narr.
- Koch, Peter (2005): Sprachwandel und Sprachvariation. – In: Angela Schrott, Harald Völker (Hg.): *Historische Pragmatik und historische Varietätenlinguistik in den romanischen Sprachen*, 229-254. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen.
- Koch, Peter (2008): Tradiciones discursivas y cambio lingüístico: el ejemplo del tratamiento *vuestra merced* en español. – In: Johannes Kabatek (Hg.): *Sintaxis histórica del español y cambio lingüístico: Nuevas perspectivas desde las Tradiciones Discursivas*, 53-87. Frankfurt a. M./Madrid: Vervuert/Iberoamericana.
- Kohnen, Thomas (2008): Directives in Old English: Beyond politeness? – In: Andreas H. Jucker, Irma Taaavitsainen (Hg.): *Speech Acts in the History of English*, 27-44. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins.
- Lakoff, Robin (1973): The Logic of Politeness; or: Minding your P's and Q's. – In: *CLS 9: Papers from the Ninth Regional Meeting of the Chicago Linguistic Society*, 292–305.
- Lebsanft, Franz (2005): Kommunikationsprinzipien, Texttraditionen, Geschichte. – In: Angela Schrott, Harald Völker (Hg.): *Historische Pragmatik und historische Varietätenlinguistik in den romanischen Sprachen*, 25-43. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen.
- Lebsanft, Franz (2006): Sprecher zwischen Tradition und Innovation: Zum Problem von ‚Diskurstraditionen‘ und ‚Diskursgemeinschaften‘ am Beispiel der Sprache der Politik. – In: *Zeitschrift für romanische Philologie* 122, 531-548.
- Lebsanft, Franz (2015): Aktualität, Individualität und Geschichtlichkeit. Zur Diskussion um den theoretischen Status von Diskurstraditionen und Diskursgemeinschaften. – In: Franz Lebsanft, Angela Schrott (Hg.): *Diskurse, Texte, Traditionen. Modelle und Fachkulturen in der Diskussion*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht/Bonn University Press [in diesem Band].
- Leech, Geoffrey (1983): *Principles of Pragmatics*. – New York/London: Longman.
- López Serena, Araceli (2011): La doble determinación del nivel histórico en el saber histórico. Hacia una nueva delimitación del concepto de *tradición discursiva*. – In: *Romanistisches Jahrbuch* 62, 59-97.
- Loureda Lamas, Óscar (2007): Zur Frage der Historizität von Texten. – In: *Romanistisches Jahrbuch* 58, 29-50.
- Oesterreicher, Wulf (1997): Zur Fundierung von Diskurstraditionen. – In: Barbara Frank, Thomas Haye, Doris Tophinke (Hg.): *Gattungen mittelalterlicher Schriftlichkeit*, 19-41. Tübingen: Narr.
- Oesterreicher, Wulf (2009): *Aliquid stat pro aliquo*. Diskurstraditionen und soziale Semiotik. – In: Ursula Peters, Rainer Warning (Hg.): *Fiktion und Fiktionalität in den Literaturen des Mittelalters. Jan-Dirk Müller zum 65. Geburtstag*, 57-81. München: Fink.
- Pollak, Wolfgang (1988): *Studien zum Verbalaspekt. Mit besonderer Berücksichtigung des Französischen*. – Bern u. a.: Peter Lang.
- Raible, Wolfgang (1980): Was sind Gattungen? Eine Antwort aus semiotischer und textlinguistischer Sicht. – In: *Poetica* 12, 320-349.
- Raible, Wolfgang (1996): Wie soll man Texte typisieren? – In: Susanne Michaelis, Doris Tophinke (Hg.): *Texte – Konstitution, Verarbeitung, Typik*, 59-72. München: Lincom.

- Schlieben-Lange, Brigitte (1983): *Traditionen des Sprechens. Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung*. – Stuttgart: Kohlhammer.
- Schrott, Angela (2006): *Fragen und Antworten in historischen Kontexten. Ein Beitrag zur historischen Dialoganalyse und zur historischen Pragmatik am Beispiel altspanischer literarischer Texte*. – Habilitationsschrift, Ruhr-Universität Bochum.
- Schrott, Angela (2011a): Von der Lebendigkeit der Heiligenleben. Traditionen der Dialoggestaltung bei Gonzalo de Berceo. – In: Nine Miedema, Monika Unzeitig, Franz Hundsnurscher (Hg.): *Redeszenen in der mittelalterlichen Großepik: Komparatistische Perspektiven*, 193-212. Berlin: Akademie Verlag.
- Schrott, Angela (2011b): Die Zeiten ändern sich. Zur Verwendung des *imparfait* in narrativen Kontexten. – In: *Romanistisches Jahrbuch* 62, 137-164.
- Schrott, Angela (2012): Heiligenrede in altspanischen Texten. – In: Nine Miedema, Angela Schrott, Monika Unzeitig (Hg.): *Sprechen mit Gott. Redeszenen in mittelalterlicher Bibeldichtung und Legende*, 107-126. Berlin: Akademie Verlag.
- Schrott, Angela (2014): Sprachwissenschaft als Kulturwissenschaft aus romanistischer Sicht: Das Beispiel der kontrastiven Pragmatik. – In: *Romanische Forschungen* 126, 3-44.
- Searle, John R. (1969): *Speech Acts. An Essay in the Philosophy of Language*. – Cambridge: Cambridge University Press.
- Searle, John R. (1979): Indirect Speech Acts. – In: ders.: *Expression and Meaning. Studies in the Theory of Speech Acts*, 39-57. Cambridge: Cambridge University Press.
- Spitzmüller, Jürgen/Warnke, Ingo (2011): *Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse*. – Berlin: De Gruyter.
- Stempel, Wolf Dieter (1972): Gibt es Textsorten? – In: Elisabeth Gülich, Wolfgang Raible (Hg.): *Textsorten. Differenzierungskriterien aus linguistischer Sicht*, 175-179. Frankfurt a. M.: Athenäum.
- Togebj, Knud (1982): *Grammaire française, vol. II: Les formes personnelles du verbe*, publié par Magnus Berg, Ghani Merad, Ebbe Spang-Hanssen. – Kopenhagen: Akademisk Forlag.
- Warnke, Ingo (Hg.) (2007): *Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände*. – Berlin/New York: De Gruyter.
- Wierzbicka, Anna (1985): Different cultures, different languages, different speech acts. – In: *Journal of Pragmatics* 9, 145-178.
- Wierzbicka, Anna (2010): Cultural scripts and international communication. – In: Anna Trosborg (Hg.): *Pragmatics across Languages and Cultures*, 43-78. New York: De Gruyter.
- Wilhelm, Raymund (2001): Diskurstraditionen. – In: Martin Haspelmath u. a. (Hg.): *Sprachtypologie und sprachliche Universalien. Ein internationales Handbuch*. Berlin/New York: De Gruyter, Bd. I, 467-477.
- Wilhelm, Raymund (2011): Die *Scientific Community* – Sprachgemeinschaft oder Diskursgemeinschaft? Zur Konzeption der Wissenschaftssprache bei Brunetto Latini und Jean d'Antioche. – In: Wolfgang Dahmen u. a. (Hg.): *Die romanischen Sprachen als Wissenschaftssprachen*. Romanistisches Kolloquium XXIV, 121-153. Tübingen: Narr.
- Wrana, Daniel u. a. (Hg.) (2014): *DiskursNetz. Wörterbuch der interdisziplinären Diskursforschung*. – Berlin: Suhrkamp.

2. Traditionen des Sprechens und Diskursanalyse: linguistische Fallstudien

Zum Diskursbegriff – seinen Dimensionen und Anwendungen

1. Einleitung: Eine Annäherung an den Diskursbegriff

Wer den Diskurs zum Gegenstand der Analyse, ja zu einem zentralen analytischen Konzept¹ macht, der bezieht sich damit weder auf die Saussure'sche *parole*, die je individuelle Realisierung des Sprachsystems (der *langue*) in einer konkreten Äußerungssituation, noch auf die rein sprachimmanente textlinguistische Beschreibung von zusammenhängenden Äußerungseinheiten. Es steht also nicht der Einzeldiskurs als solcher oder seine sprachliche Strukturierung und Gestaltung im Mittelpunkt der Beschäftigung mit dem Diskurs. Vielmehr wird der Diskurs in diskursanalytischen Ansätzen als ein kohärentes Sprechen über Themen und Gegenstände verstanden, die von der jeweiligen Diskursgemeinschaft als relevant angesehen werden. Dieses kohärente Sprechen über zentrale Fragestellungen und Gegenstände einer Diskursgemeinschaft vollzieht sich vor dem Hintergrund schon existierender (Referenz-)Texte und den von ihnen aufgespannten Sinnhorizonten. Ein grundlegendes Wesensmerkmal von Diskursen ist es, dass sie in vielfältiger Weise reguliert sind, sich also gewissermaßen innerhalb einer „Ordnung des Diskurses“ konstituieren. Diese Ordnung wird von einem System unterschiedlicher Regulative, Beschränkungen, Selektionsmechanismen und Gestaltungsprinzipien determiniert, die sich auf die folgenden Aspekte beziehen:

- den Zugang zu bestimmten Diskursen, also die Frage, wer überhaupt befugt ist, an der Ausbildung und Festschreibung eines bestimmten Diskurses mitzuwirken;
- die inhaltlich-thematische Gestaltung: Die genannten Aspekte präjudizieren, über welche Fragestellungen in welcher Weise gesprochen wird;

¹ Zu unterschiedlichen Diskursbegriffen in der Sprachwissenschaft vgl. Maingueneau 1976: 13ff.

- das Sinnpotential und seine Erschließung: Die Profilierung von Schlüsselkonzepten, die Fixierung ihrer semantisch-konzeptuellen Relationen sowie ihrer Bedeutungen bzw. Lesarten;
- die argumentativen Grundlagen von Diskursen: Was sind valide Argumentations- und Schlussverfahren? Welche Aussagen sind als wahr oder falsch anzusehen? Welche Aussagen sind präsupponiert oder lassen sich inferieren? Welche Topoi liegen den Argumentationen zugrunde?
- ihre sprachliche Realisierung und normative Regulierung: Welche typischen Merkmale auf der Inhalts- und der Ausdrucksseite kennzeichnen die Diskurse? Welche stilistischen Gestaltungsmerkmale ‚authentifizieren‘ die verschiedenen Diskurse?

Der Diskursbegriff schließt also gleichermaßen Fragen nach den sozio-historischen Entstehungs- bzw. „Produktions“-Bedingungen von Diskursen wie Aspekte ihrer Konfiguration auf der Inhalts- („Sinnhorizonte“) und der Ausdrucksseite („Stil“ im umfassenden Sinne) ein. Die grundlegenden Gestaltungsprinzipien von Diskursen hat Brigitte Schlieben-Lange (1996/2010) in ihrem Beitrag *Über die Notwendigkeit des Diskurs-Begriffs in der Sprachwissenschaftsgeschichte* treffend zusammengefasst:

Der Begriff des Diskurses, so wie ich ihn verstehe, ist ein Begriff, der die horizontale Achse, die Synchronie betrifft: ein Ensemble von Rekurrenzen, das von den Zeitgenossen als zusammengehörig und systematisch aufeinander bezogen interpretiert wird. Freilich darf man hier keine klaren Abgrenzungen erwarten, und die von Foucault in *L'ordre du discours* behandelte Schwierigkeit, Diskurse abzugrenzen, entspricht den Konstitutionsbedingungen des Diskurses als Produkt der systematisierenden Wahrnehmung der Wirklichkeit durch die Zeitgenossen unter unterschiedlichen Perspektiven. (Schlieben-Lange 2010 [1996]: 192)

Die Rekurrenz sowie die systematische Aufeinanderbezogenheit der Einzel-exemplare eines Diskurses sind zwei seiner zentralen Konstituierungsmerkmale, die allerdings erst noch für die linguistische Analyse operationalisiert werden müssen. Im Hinblick auf die Klassifikation von Diskursen bzw. die Erstellung einer Diskurstypologie ist ein weiterer Gedanke Schlieben-Langes von grundlegender Bedeutung: Die einheitliche ‚Gestalt‘-Wahrnehmung von rekurrenten Formen kohärenten Sprechens als Diskurse durch die Zeitgenossen schlägt sich in der Regel in Form von übereinstimmenden Klassifikationen nieder. Die Sprecher geben also selber explizite klassifikatorische Hinweise darauf, dass sie in einer ganz bestimmten Art und Weise systematisch über einen Gegenstand(sbereich) sprechen und dieses Sprechen durch verbindliche Konstituierungsnormen reguliert wird. Busse und Teubert (1994) versuchen, den Diskursbegriff aus einer „forschungspraktischen“ Perspektive in den Griff

zu bekommen und formulieren dabei – als Charakterisierungsmerkmale operationalisierbare – Konstituierungsbedingungen:

Unter Diskursen verstehen wir im forschungspraktischen Sinne virtuelle Textkorpora, deren Zusammensetzung durch im weitesten Sinne inhaltliche (bzw. semantische) Kriterien bestimmt wird. Zu einem Diskurs gehören alle Texte, die

- sich mit einem als Forschungsgegenstand gewählten Gegenstand, Thema, Wissenskomplex und Konzept befassen, untereinander semantische Beziehungen aufweisen und/oder in einem gemeinsamen Aussage-, Kommunikations-, Funktions- oder Zweckzusammenhang stehen,
- den als Forschungsprogramm vorgegebenen Eingrenzungen in Hinblick auf Zeitraum/Zeitschnitte, Areal, Gesellschaftsausschnitt, Kommunikationsbereich, Texttypik und anderen Parameter genügen,
- und durch explizite oder implizite (text- oder kontextsemantisch erschließbare) Verweisungen aufeinander Bezug nehmen bzw. einen intertextuellen Zusammenhang bilden.

Konkrete (d. h. einer diskurssemantischen Untersuchung zugrunde liegende) Textkorpora sind Teilmengen der jeweiligen Diskurse. (Busse/Teubert 1994: 14).

Diese erste Annäherung an den Diskursbegriff macht deutlich, dass ihm ein spezifisches Erkenntnisinteresse innewohnt, das über rein systemlinguistische oder textlinguistische Fragestellungen, die sich auf einzelne Textexemplare beziehen, hinausgeht. Busse und Teubert (1994) betonen in diesem Zusammenhang etwa:

Unser sprachwissenschaftliches Interesse an Diskursen entspringt der Absicht, die sprachlichen Manifestationen alternativer Sichtweisen und Vorstellungswelten, Gedanken- und Bedeutungsparadigmen, der epistemischen Voraussetzungen und Leit-elemente, die das Thema und den Untersuchungsgegenstand bestimmen, ausfindig zu machen, zu dokumentieren und zueinander in Beziehung zu setzen. (Busse/Teubert 1994: 18)²

Um sein umfassendes methodisches und theoretisches Potential noch systematischer zu erschließen, sollen im Weiteren drei grundlegende Zugriffsweisen auf den Diskursbegriff thematisiert werden, die ihm seine theoretische und methodische Fundierung gegeben und ihn dadurch zu einem Kernkonzept der wissenschaftlichen Analyse gemacht haben.

² Vgl. ähnliche Überlegungen schon bei Stierle 1978: 183, der dabei vor allem auf die diachrone Dimension der Diskursanalyse abhebt: „Bedeutungsgeschichte als Geschichte der vom Diskurs vorausgesetzten und im Diskurs verankerten neuen Bedeutung, die ihrerseits wieder zur vorausgesetzten Bedeutung wird, ist unerlässlich für jede historische Wissenschaft, die sich auf Texte bezieht, da ihre Gegenstände auf historisch sich wandelnden Bedeutungen aufgebaut sind.“ Auf den diachronen Aspekt gehen wir in diesem Beitrag aber nicht ein.

Zunächst: Der Diskursbegriff in den Geistes- und Gesellschaftswissenschaften ist ohne Foucaults fundamentalen Beitrag (*L'ordre du discours*, 1971) überhaupt nicht denkbar und durchwirkt, wie auch der Verweis in dem obigen Zitat Schlieben-Langes deutlich macht, alle ausformulierten Diskurskonzeptionen (Kap. 2). Des Weiteren ist der Diskursbegriff auf das Engste mit dem Phänomen der Ideologie verbunden. Diskurse sind die Orte, an denen sich Ideologien entfalten, und zugleich bedürfen die Ideologien der Diskurse zu ihrer Verbreitung (Kap. 3).

Am fruchtbarsten wurde der Diskursbegriff auf einen bestimmten Kommunikationsbereich, den politischen Diskurs, angewendet. Hier scheint es intuitiv am deutlichsten zu sein, was gemeint ist, wenn von einem „marxistischen“ oder „rassistischen“ Diskurs die Rede ist (Kap. 4).

Wir wollen in den nächsten Kapiteln diesen drei grundlegenden Zugriffen näher auf den Grund gehen und ihren Beitrag zu einer Konturierung des Diskursbegriffes herausarbeiten. In einem Exkurs soll der Begriff des Diskurses auch im Verhältnis zu einem verwandten, vor allem in der Romanistik prominenten Konzept, nämlich dem der Diskurstradition, verortet werden (Kap. 5). Einige grundlegende Aspekte der Diskursanalyse sollen an einem exemplarischen Beispiel des politischen Diskurses in Spanien illustriert werden (Kap. 6). Am Ende des Beitrags steht ein kurzes Fazit (Kap. 7).

2. Der Foucault'sche Diskursbegriff in *L'ordre du discours*

Foucault hatte in seinem bedeutenden Beitrag (eigentlich seiner bereits 1970 am Collège de France gehaltenen Antrittsvorlesung) mit dem Titel *L'ordre du discours* ein Forschungsprogramm skizziert, das die Behandlung verschiedener kultur- und ideengeschichtlicher Phänomene und Fragestellungen in einer epistemologischen Perspektive sowie einer diskursanalytischen Methodik ankündigt. So benennt Foucault etwa die folgenden Leitthemen als Untersuchungsgegenstände der Diskursanalyse: Die Grenzziehung zwischen Wahnsinn und Vernunft, Sprechverbot und Verwissenschaftlichung des Sprechens über Sexualität im medizinischen und psychiatrischen Diskurs, die Grenzziehung zwischen wahren und falschem Diskurs (der „Wille zum Wissen“ und die historische Genese der „Entscheidung zur Wahrheit“), die Wirkung des Diskurses mit wissenschaftlichem Anspruch (also des medizinischen, psychiatrischen und soziologischen Diskurses) im Bereich der Strafjustiz, eine Analyse zur Geschichte der Medizin vom 16. bis zum 19. Jahrhundert sowie die Konstituierung der Figur des Autors und die Gestalt ihres Werks durch die Literaturkritik und die Literaturgeschichte im 18. und 19. Jahrhundert (Foucault 1971/¹²2012: 39-41).

Foucault hebt bei seiner Bestimmung des Diskursbegriffs vor allem auf die gesellschaftliche und institutionelle Dimension des Diskurses ab. Diese Dimension ist von zentraler Bedeutung, weil erst durch sie die „Bändigung“ der „Ereignishaftigkeit“ des Diskurses, seines spontanen, kreativen, individuellen und freien Emanierens, geleistet wird. Der Diskurs ist seinem Wesen nach gesellschaftlich und institutionell reguliertes und kontrolliertes Sprechen, das festgelegten Prozeduren unterworfen ist:

Ich setze voraus, dass in jeder Gesellschaft die Produktion des Diskurses zugleich kontrolliert, selektiert, organisiert und kanalisiert wird – und zwar durch gewisse Prozeduren, deren Aufgabe es ist, die Kräfte und die Gefahren des Diskurses zu bändigen, sein unberechenbar Ereignishaftes zu bannen, seine schwere und bedrohliche Materialität zu umgehen. (Foucault 1971/¹²2012: 10f.)

Foucault zählt in seiner Darlegung sowohl externe als auch interne „Prozeduren der Kontrolle und Einschränkung des Diskurses“ (Foucault 1971/¹²2012: 17) auf. Als externe „Prozeduren“ bestimmt er zweierlei: Einmal das Verbot als „Tabu des Gegenstandes, Ritual der Umstände, bevorzugtes oder ausschließliches Recht des sprechenden Subjekts“ (Foucault 1971/¹²2012: 11). Sodann die Grenzziehung und Verwerfung: Durch sie wird einerseits „der Wahnsinn“, nicht „vernünftiges“ Sprechen, ausgegrenzt und zum anderen – bestimmt vom „Wille[n] zur Wahrheit“ – das „Falsche“.

Des Weiteren weist Foucault ausführlich interne Prozeduren auf. So sind Diskurse erstens hierarchisch abgestuft und bewegen sich zwischen dem Status, grundlegende Diskurse (Referenzdiskurse) zu sein und zur Masse der „wiederholenden, glossierenden und kommentierenden“ Diskurse (1971/¹²2012: 18) zu gehören. Prototypen der beiden Extremausprägungen sind einerseits der „Primärtext“ („sein Status als immer wieder aktualisierbarer Diskurs, der vielfältige oder verborgene Sinn, als dessen Inhaber er gilt“, Foucault 1971/¹²2012: 19) und andererseits der Kommentar. Die besonderen Referenzdiskurse einer Gemeinschaft charakterisiert Foucault als diejenigen, die

am Ursprung anderer Sprechakte stehen, die sie wieder aufnehmen, transformieren oder besprechen – also jene [...] Diskurse [...], die über ihr Ausgesprochen-werden hinaus gesagt sind, gesagt bleiben, und noch zu sagen sind. Wir kennen sie in unserem Kultursystem: es sind die religiösen und die juristischen Texte, auch die literarischen Texte mit ihrem so merkwürdigen Status, bis zu einem gewissen Grade die wissenschaftlichen Texte. (Foucault 1971/¹²2012: 18)

Zweitens implizieren Diskurse eine abstrakte, d. h. überindividuelle Autorenfunktion, die Foucault treffend, wie folgt, charakterisiert:

Was es [das schreibende Individuum, M. B.] schreibt und was es nicht schreibt, was es entwirft, und sei es nur eine flüchtige Skizze, was es an banalen Äußerungen fallen lässt – dieses ganze differenzierte Spiel ist von der Autor-Funktion vorgeschrieben, die es

von seiner Epoche übernimmt oder die es seinerseits modifiziert. (Foucault 1971/¹²2012: 21)

Drittens ergibt sich ein zentrales Ordnungsprinzip aus der gesellschaftlich-institutionellen Organisation der Disziplinen: Die Disziplinen erscheinen als das grundlegende „Kontrollprinzip der Produktion des Diskurses“ (Foucault 1971/¹²2012: 25) und sie werden jeweils bestimmt durch

einen Bereich von Gegenständen, ein Bündel von Methoden, ein Korpus von als wahr angesehenen Sätzen, ein Spiel von Regeln und Definitionen, von Techniken und Instrumenten: das alles konstituiert ein anonymes System, das jedem zur Verfügung steht, der sich seiner bedienen will oder kann, ohne dass sein Sinn oder sein Wert von seinem Erfinder abhängen. (Foucault 1971/¹²2012: 22)

Es werden nun besondere Anforderungen an Aussagen gestellt, die im Rahmen einer Disziplin geäußert und Anspruch auf disziplinäre Relevanz erheben, und zwar: die Bezugnahme auf eine bestimmte Gegenstandsebene, die Verwendung der jeweils erforderlichen bzw. angemessenen „begriffliche(n) und technische(n) Instrumente“ (Foucault 1971/¹²2012: 23) sowie die Zugehörigkeit zu einem „bestimmten theoretischen Horizont“ (ebd.). Schließlich greifen institutionelle Prozeduren, die im Sinne einer Verknappung der sprechenden Subjekte wirken: „nicht alle Regionen des Diskurses sind in gleicher Weise offen und zugänglich“ (Foucault 1971/¹²2012: 26).

Diskurse bewegen sich zudem zwischen den Polen der Exklusivität von „Diskursgesellschaften“ und ihrer Proliferation als Manifestationsorte von Doktrinen. Auf der einen Seite stehen also die „exklusiven Diskursgesellschaften“, die über die Verbreitung („Verteilung“, Foucault 1971/¹²2012: 27) der Diskurse – etwa des medizinischen – wachen oder sich bestimmte Diskurse (zum Beispiel den ökonomischen oder den politischen Diskurs) aneignen. Auf der anderen Seite stehen hingegen die Doktrinen, deren Bestimmung in ihrer Verbreitung liegt. Auch hier tritt das sprechende Subjekt zurück, ja wird sogar in Frage gestellt (ebd.), denn: die Doktrin bindet die Individuen an bestimmte Aussagetypen, verbindet sie hierdurch auch mit anderen und grenzt sie wiederum von Dritten ab. Aber auch die in den Doktrinen liegende Dichotomie von Häresie versus Orthodoxie stellt – als ihr Wesensmerkmal – das sprechende Subjekt in Frage (ebd.). So sind Doktrinen mit einer zweifachen Unterwerfung verbunden –, „die Unterwerfung der sprechenden Subjekte unter die Diskurse und die Unterwerfung der Diskurse unter die Gruppe der sprechenden Individuen“ (ebd.).

Foucault kommt erst am Ende seiner Darlegung des Diskursbegriffs zu einer eigentlichen Definition des Diskurses. Er fasst diese als „Ensembles diskursiver Ereignisse“ (Foucault 1971/¹²2012: 37) bzw. als „geregelt und diskrete Serien von Ereignissen“ (Foucault 1971/¹²2012: 38) auf.

Damit steht letztlich der Aspekt der Zusammengehörigkeit von diskursiven Einzelereignissen sowie der durch Prozeduren und Reglementarien (Foucault spricht gar von „Zwangssystemen“, vgl. Foucault 1971/¹²2012: 39) ihnen aufgeprägte Disziplinierungscharakter im Zentrum des Diskursbegriffs. Ein weiterer, letzter Gedanke kommt allerdings unter dem Stichwort der Spezifität des Diskurses zum Ausdruck. Im Hinblick darauf merkt Foucault an:

Der Diskurs ist nicht in ein Spiel von vorgängigen Bedeutungen aufzulösen. [...] Die Welt ist kein Komplize unserer Erkenntnis. Es gibt keine prädiskursive Vorsehung, welche uns die Welt geneigt macht. Man muss den Diskurs als eine Gewalt begreifen, die wir den Dingen antun. (Foucault 1971/¹²2012: 34)

Der Diskurs besitzt mithin wirklichkeitskonstituierende Kraft, d. h. er bildet nicht vorgängige, gleichsam ‚objektiv‘ bestehende Beziehungen zwischen den Dingen im Referenzbereich ab (repräsentative Funktion), sondern er schafft sie erst kraft der in ihm liegenden Deutungs- und Sinngebungsmacht. Er schafft mithin erst die Gegenstände, über die er spricht, in Beziehung zueinander setzt, erklärt, deutet, versteht ... – dies ist seine ‚konstruktionelle‘ Funktion.

3. Diskurs und Ideologie

Zweitens sind der Diskurs- und der Ideologiebegriff aufeinander bezogen, ja praktisch untrennbar miteinander verbunden. Diskurse sind der privilegierte Manifestations- und Entfaltungsort von Ideologien. Sie sind zugleich Vehikel von Ideologien, die sie ‚transportieren‘ und tradieren. Dieser Aufeinanderbezo-genheit von Diskurs und Ideologie hat Teun van Dijk eine kleine Monographie, *Ideología y discurso* (³2011), gewidmet. Das Verhältnis des Binoms Diskurs und Ideologie beschreibt er dabei folgendermaßen:

El discurso es la práctica social más importante, la única que se expresa directamente y que, por lo tanto, tiene la capacidad de divulgar las ideologías. Una teoría de la ideología sin una teoría del discurso es, por consiguiente, incompleta. Por otro lado, para entender el papel del discurso en la sociedad, también hay que conocer su rol fundamental en la reproducción de las representaciones sociales en general y de las ideologías en particular. (van Dijk ³2011: 80)

Nach van Dijks Charakterisierung liegt das zentrale Moment des Diskurses in seiner Funktion als Medium der Verbreitung und Reproduktion von Ideologien. Dabei muss allerdings berücksichtigt werden, dass van Dijk von einem weiten Ideologieverständnis ausgeht. Ideologien sind danach nicht im marxistischen Sinne als „falsche[s] Bewusstsein“ oder „gesellschaftlich notwendige[r] Schein“ der bürgerlichen Gesellschaft (vgl. Euchner 1995: 193) zu verstehen, sondern in einem umfassenden Sinne als kollektive Repräsentationen. In seiner

Monographie definiert er den Ideologiebegriff – im Gegensatz zu dem des Diskurses, den er voraussetzt – ausführlich. Danach sind Ideologien

creencias fundamentales que forman la base de las representaciones sociales de un grupo. Se representan en la memoria social como „esquemas del grupo“ que definen su identidad. Las proposiciones fundamentales que completan este esquema dirigen la adquisición del conocimiento y las actitudes del grupo y, por lo tanto, indirectamente, los modelos personales que los miembros del grupo se forman de los acontecimientos sociales. Estos modelos mentales son representaciones que determinan las prácticas sociales de control, incluidas la producción y composición del discurso. (van Dijk ³2011: 77)

Dieses komplexe Ideologieverständnis beinhaltet nun mehrere interessante Aspekte:

- Ideologien repräsentieren die spezifischen gemeinsamen Überzeugungen von Gruppen (ihre ‚Doxa‘), die sich von den gemeinschaftlichen Wissensbeständen einer Gemeinschaft (dem „fundamento común“, wie es van Dijk ³2011: 23 nennt) abheben. Sie verleihen diesen sozialen bzw. kollektiven Repräsentationen Kohärenz („coherencia global“). Ideologien schaffen bzw. bestimmen Gruppenidentitäten. Die – im Diskurs entwickelten – „ideologischen Schemata“ („esquemas ideológicos“) geben hierbei Antworten auf die Fragen nach a) den Kriterien der Zugehörigkeit zu einer Gruppe („criterio de pertinencia“), b) den charakteristischen Aktivitäten („actividades típicas“), c) den Zielsetzungen („objetivos generales“), d) den Normen und Werten der Gruppe („normas y valores“), e) den Beziehungen zu „den anderen“ („posición“) sowie dem f) Zugang zu den Gruppenressourcen („acceso a los recursos“) (vgl. van Dijk ³2011: 27);
- Ideologien steuern den Wissenserwerb, aber eben auch die Einstellungen und das Verhalten der einzelnen Gruppenmitglieder;
- sie determinieren die sozialen Beziehungen zwischen den Individuen und letztlich auch die sozialen „Praktiken“, deren grundlegendste der Diskurs ist.

Van Dijk stellt in seiner ausführlichen Darlegung des Ideologiebegriffes noch weitere zentrale Momente heraus: Ideologien behandeln die ‚großen‘ gesellschaftlichen Themen, die sich um das Verhältnis von Individuum und Lebensumwelt, um soziale Gruppen und ihren gesellschaftlichen sowie ökonomischen Status, um Geschlechterbeziehungen und -identität sowie um ethnische Identität und Abgrenzung drehen:

Abordan la relación entre salud, entorno natural e individuo, como ocurre con las ideologías ecologistas. Se refieren a la clase social, al hecho de ser rico o pobre, de tener poder o de no tener nada, a la distribución de la riqueza y los recursos, tal como profesan las ideologías socialistas y comunistas. También están muy relacionadas con el sexo

(ser varón o mujer), como demuestran las ideologías feministas o sexistas, o con la raza y la etnia, en el caso de las ideologías racistas y antirracistas. (van Dijk ³2011: 20)

Ein weiterführender Aspekt seines diskursbezogenen Ideologiebegriffs ist dessen kognitive (bzw. kognitivistische) Verankerung: So versteht er Ideologien als spezifische Repräsentationen („representaciones sociales“, van Dijk ³2011: 24), die im sozialen Gedächtnis („memoria social“) abgelegt sind. Auch geht er von einem propositionalen Format der Speicherung dieser Repräsentationen aus („asumiremos que las creencias generales de las ideologías se representan mediante proposiciones como ‚Los hombres y las mujeres deberían tener los mismos derechos‘“, van Dijk ³2011: 24). Er führt zudem den Terminus des mentalen Modells („modelos mentales“) ein, um Situations- und Ereignisschemata bzw. -frames zu charakterisieren („disponemos de modelos de acontecimientos, acciones, situaciones y también de sus participantes“, van Dijk ³2011: 31). Diese an konkreten Erfahrungen orientierten mentalen Modelle werden in ihrer Konstituierung aber durch die Ideologien (und die sie ausmachenden ‚robusten‘ Repräsentationen) beeinflusst. Entscheidend ist schließlich der Gedanke, dass die konkreten Diskurse eben nur einzelne Aspekte des zugrunde liegenden mentalen Modells explizit machen. Ihr Sinnpotential lässt sich mithin nur im Zusammenspiel mit dem propositionalen Gehalt zugrunde liegender und aktivierter mentaler Modelle und kollektiver Repräsentationen erschließen – in der Formulierung van Dijks (³2011: 36):

Las representaciones semánticas que definen el „significado“ del discurso sólo son una pequeña selección de la información representada en el modelo que se utiliza en la composición del discurso.

Van Dijks Versuch einer Anbindung des diskursbezogenen Ideologiebegriffs an kognitive Strukturen erlaubt eine kognitionslinguistische Vertiefung des Diskursbegriffs, die allerdings bei van Dijk nur angedeutet wird bzw. seiner Darstellung implizit ist.

Es ist möglich, den Diskursbegriff über die hier angelegten Aspekte hinaus durch die Integration weiterer kognitionslinguistischer Konzepte noch fruchtbarer und für die Analyse noch fassbarer zu machen. Grundlegend sind dabei zentrale kognitionslinguistische Konzepte.

Zu nennen ist hier zunächst das Frame-Konzept: Fillmore hat Frames als „kohärente Schematisierungen unserer Erfahrungen“ (Fillmore 1985: 223) charakterisiert. Im Vordergrund stehen dabei ihr abstrakter und stereotyper Charakter. Mit anderen Worten: Frames enthalten die allgemeinen sowie besonders typischen (stereotypen) Merkmale eines Realitätsbereichs bzw. Realitätsaspekts. Sie sind zudem mit typischen Rollen (Akteure wie Soldaten, Opfer, Befehlshaber, zum Beispiel im Rahmen eines Kriegs-Frames), Requisiten (etwa: Panzer, Granaten, Kampfhubschrauber) und Eigenschaften (Attribute wie die Grau-

samkeit des Krieges) verbunden. Kennzeichnend sind zudem bestimmte Standardannahmen und -erwartungen hinsichtlich der „Ausfüllung“ der im Frame angelegten Variablen-Slots. Nun aktivieren Diskurse bestimmte Frames ganz systematisch (etwa das typische Kriegs-Frame oder ein Ausländer-Frame), aber sie prägen (verfestigen, reformulieren, modifizieren) sie auch in ihrem Sinne.

Die Konzeptualisierung sowie die Perspektivierung sind ebenfalls zentrale Aspekte der Diskurskonstituierung: Die Konzeptualisierung lässt sich mit Schwarz (³2008: 208) als die „kognitive Repräsentation eines intendierten Äußerungsinhalts“ definieren. Dabei richtet sich das zentrale Augenmerk darauf, in welcher Weise Sachverhalte bzw. komplexe Zusammenhänge auf die Begriffe der Kognition, also die Konzepte, gebracht werden. Ideologische Aspekte bzw. spezifische kollektive Repräsentationen manifestieren sich im Diskurs als systematische und rekurrente Konzeptualisierungen (vgl. auch Schwarz ³2008: 233 und Schwarz-Friesel/Braune 2007: 125ff.).

Eng verwandt mit dem Phänomen der Konzeptualisierung ist der Aspekt der Perspektivierung: Darunter versteht man die Tatsache, dass bestimmte Aspekte eines Sachverhaltes mittels lexikalischer, aber auch informationsstruktureller Verfahren besonders herausgestellt bzw. fokussiert werden (Schwarz ³2008: 234). Wiederum relevant für die Ausprägung von Diskursen sind perspektivierende Verfahren: Sie fokussieren relevante Zusammenhänge des Referenzbereichs in einer spezifischen, ihrem Interesse entsprechenden Weise, was seinen Niederschlag insbesondere in der Wahl der Lexeme und/oder in besonderen Arrangements der sprachlichen Information findet.

Ein weiteres für die Diskursanalyse relevantes kognitionslinguistisches Konzept ist das der Lexikalisierung – verstanden als „Auswahl und Aktivierung der lexikalischen Einheiten“ (Schwarz ³2008: 208). Besonders mit Blick auf die Konstituierung von Diskursen spielt die systematische und kohärente Auswahl bestimmter zentraler diskurskonstituierender sowie diskursstrukturierender lexikalischer Elemente eine Schlüsselrolle.

Während Foucault vor allem gesellschaftliche und institutionelle Konstituierungsbedingungen von Diskursen herausgearbeitet hat, lässt die Diskussion des Diskursbegriffs im Prisma der Ideologie vor allem die inhaltlich-konzeptuellen Charakteristika von Diskursen hervortreten und macht zudem die Relevanz aktueller kognitionslinguistischer Überlegungen zur Konzeptualisierung, Perspektivierung und Lexikalisierung von Sachverhalten deutlich. Die konkreten Versprachlichungen in Diskursen, d. h. Fragen der Referentialisierung³ und der Lexikalisierung, lassen sich allerdings nur im Rahmen unterschiedlicher Dis-

³ Schwarz-Friesel/Braune 2007: 4 bestimmen Referentialisierung als „die spezifische Darstellung von Sachverhalten mittels Sprache“.

kurse sinnvoll untersuchen. Besonders der sogenannte politische Diskurs stellt eine Diskursdomäne dar, für die der Diskursbegriff immer eine besondere Relevanz besaß. Diskursanalysen fanden hier ihre wohl fruchtbarsten Anwendungen. Im nächsten Kapitel soll der Diskursbegriff weiter konkretisiert und seine linguistische ‚Fassbarkeit‘ am Beispiel des politischen Diskurses verdeutlicht werden.

4. Ein besonders prominenter Diskurstyp: Der politische Diskurs

Der Diskursbegriff gehört heute ganz selbstverständlich zum Inventar des politischen Jargons, hat aber auch in den politischen Wissenschaften seinen festen Platz. Auch Nichtexperten haben eine intuitive Vorstellung davon, was gemeint sein könnte, wenn von dem sozialistischen Diskurs, dem Klassenkampfdiskurs oder dem rassistischen Diskurs der extremen Rechten die Rede ist. Allerdings wird das zugrunde liegende, letztlich vorgängige Diskursverständnis meist auch in politikwissenschaftlichen Arbeiten vielfach nicht explizit gemacht.⁴ Aufgewiesen wird der Diskurscharakter umfassenderer politischer Äußerungskomplexe vor allem anhand einer bestimmten, ideologisch geprägten Lexik, die rekurrent in den untersuchten politischen Einzeldiskursen auftritt. Strauß/Zifonun (1986) und Klein (1989) haben – zum einen – auf die Existenz typischer Fahnen- und Stigmawörter einer politischen Gemeinschaft, die allgemein geteilten *Miranda* und *Antimiranda*, hingewiesen. Zum anderen haben sie auch das charakteristische Abgrenzungsvokabular der unterschiedlichen politischen Gruppierungen untersucht. Sie haben herausgestellt, dass Bedeutungszuschreibungen zu umstrittenen Kernlexemen des politischen Diskurses oftmals gruppenspezifisch abweichen (deskriptive Varianz) bzw. dass zumindest die Bewertungen solcher zentralen lexikalischen Einheiten divergieren (evaluative Varianz). Schließlich rekurren politische Gruppierungen auch auf einen Bestand an exklusiven, gewissermaßen als Identitätsmarken dienenden Wortschatzelementen und konkurrieren im Bezug auf die Bezeichnung ein und desselben Phänomens im Referenzbereich. Auf diese Weise bilden sich lexikalisch-semantische Variantenpaare im politischen Diskurs aus (etwa „*fraude/ defraudación fiscal*“ versus „*elusión fiscal*“).

Nun sind diese typischen lexikalischen Charakteristika zwar besonders wichtige Anhaltspunkte für einen bestimmten politischen Diskurs (sie fungieren gewissermaßen als sichtbare Verweiselemente) – der eigentlich dahinterstehen-

⁴ Vgl. die durchaus gelungene Diskursanalyse zum politischen Diskurs der *Transición Democrática* von Águila/Montoro 1984.

de Diskurs (verstanden in dem hier immer wieder betonten abstrakten, überindividuellen und systemhaft-rekurrenten Sinne) muss jedoch erst im Rahmen einer Diskursanalyse freigelegt bzw. rekonstruiert werden. Erst die Vielzahl der konkreten, einem abstrakten Diskurs als seine mehr oder weniger prototypischen Realisierungen zugeordneten Einzelmanifestationen mit ihren charakteristischen rekurrenten Elementen sowie die Rekonstruktion der zugrunde liegenden Diskursbedingungen erlauben eine asymptotische Annäherung an den abstrakten Typ des politischen Diskurses.

Christian Le Bart hat erstmals in einer systematischen Bestandsaufnahme (*Le discours politique*, 1998) versucht, den politischen Diskurs in seinen verschiedenen Komponenten zu rekonstruieren. Er unterscheidet in diesem Zusammenhang sowohl gesellschaftlich-institutionelle Konstituierungsbedingungen, die sogenannten „Produktionsbedingungen“, als auch inhaltlich-konzeptuelle Aspekte und Merkmale des untersuchten Diskurstyps.

Die „Produktionsbedingungen“ politischer Diskurse lassen sich unterteilen in die makrosoziologischen Determinanten, zu denen einmal die politischen und sozialen Systembezüge („systèmes politiques“, „systèmes sociaux“), zudem aber auch die Kommunikationsformen („modes de communication“) gehören, welche sich in Form von charakteristischen Textsorten, etwa TV-Genres wie der „talk-show“ oder dem Rededuell, manifestieren.

Unter die mikrosoziologischen Determinanten fallen Aspekte wie das soziologische Profil der politischen Akteure, die ideologischen „Klüftungen“ („clivages politiques“) innerhalb einer politischen Gemeinschaft, die in dem jeweiligen politischen System vorgesehenen Rollen, der Status und die Funktion der politischen Akteure (verfassungsmäßig vorgesehene institutionelle bzw. strukturelle Rollen, zum Beispiel: Präsident, Regierungschef, Oppositionsführer, Abgeordneter, außerparlamentarische Opposition, NGO usw.) und schließlich auch die jeweils konkrete politische Situation („la conjoncture politique“).

Werden unter dem Oberbegriff der „Produktionsbedingungen“ die soziologischen und institutionellen Rahmen- und Ermöglichungsbedingungen subsumiert, so spielt nun der konstituierte Sinnraum des politischen Diskurses die eigentlich zentrale Rolle für seine Charakterisierung. Le Bart versucht konzeptuelle Grunddimensionen des politischen Diskurses zu bestimmen und unterscheidet dabei eine Reihe von Konstituierungsprinzipien sowie diskurs-spezifischen Topoi, und zwar:

- die „Arbeit“ der Klassifizierung und Axiologisierung („travail de classification“), also den grundlegenden Prozess der Schaffung der sozialen Wirklichkeit durch deren sprachliche Konstituierung. Dieser Prozess umfasst – unter Rückgriff auf die oben genannten kognitiven Aspekte der Diskurs-schaffung – die Kategorisierung und Klassifikation von Sachverhalten der Wirklichkeit,

die Konzeptualisierung komplexer Zusammenhänge, die Bewertung und Einordnung („Axiologisierung“) von konzeptuell erfassten Phänomenen, die Bestimmung von Definitionen und Abgrenzungen, die Schaffung von Konnotationen sowie die Zuschreibung symbolischer Bedeutungen. Alle diese verschiedenen konzeptuellen Prozesse gehen mithin in den Konstituierungsprozess des sprachlich geschaffenen Konstrukts der „sozialen Wirklichkeit“ ein;

- die Legitimierung der Rolle der politischen Akteure und ihres politischen Handelns: hierbei handelt es sich ebenfalls um ein Konstrukt, das Rollen und Handlungen der politischen Akteure in einem legitimatorischen Zusammenhang erscheinen lässt;
- die Regierbarkeit der sozialen „Wirklichkeit“ („discours de puissance“, „discours de maîtrise du social“): Schaffung der Fiktion, dass politisches Handeln relevant und wirksam ist;
- die Schaffung von Identitäten: Differenzierung in Eigen- und Fremdgruppe(n) im Hinblick auf die anvisierten Hörer als Mitglieder tatsächlicher oder potentieller Gruppen; die Schaffung von Identitäten ist – wie auch van Dijk betont hat – ein wesentliches Moment ideologischer Diskurse.

Le Bart gibt keine Handreichung für eine konkrete Analyse der konzeptuell-semanticen Charakteristika bzw. der spezifischen Versprachlichungsverfahren im Rahmen des politischen Diskurses. Es lassen sich aber auf der Grundlage der in den Einzelabschnitten entwickelten Überlegungen eine Reihe konkreter Aspekte für eine konzeptuelle und linguistische Analyse des politischen Diskurses zusammenstellen. Dies sind im Einzelnen:

a) auf der konzeptuellen Ebene:

- rekurrente Frames/Schemata
- Konzeptualisierungsmuster und Perspektivierungsverfahren
- mentale Modelle und ihr propositionaler Gehalt
- präsupponiertes und inferierbares Wissen
- Argumentationsmuster: Topoi, Stereotype, Schlussverfahren, Paralogien etc.;

b) auf der sprachlichen Ebene:

- Referentialisierungen: Wie wird auf die politische Realität referiert?
- Profilierung von Schlüssellexemen und ihre semantische Fixierung durch die Schaffung semantischer Relationen und Bedeutungsnetze (Quasi-Synonyme, Oppositions- und Kontiguitätsrelationen, Paraphrasen)
- Die Rolle von Modalität (reale und alternative Welten) und Evidenz (die Quellen des Wissens: Wahrnehmung, Wissen aufgrund von Inferenz, Wissen aus erster, zweiter oder dritter Hand)

- syntaktische Versprachlichungsmuster (unmarkierte und markierte Konstruktionen im Dienste der informationsstrukturellen Gestaltung, Nominalisierungen)
- stilistische Merkmale (Metaphern, Vergleiche, Ironie, Euphemismus etc.) zur „Authentifizierung“ von Diskursen
- weitere Verfahren ...

Bevor wir unseren Beitrag mit einer exemplarischen Analyse schließen, wollen wir kurz den Begriff des Diskurses gegenüber dem der Diskurstradition abgrenzen bzw. situieren.

5. Exkurs: Zum Verhältnis von Diskurs und Diskurstradition

Den Begriff der Diskurstradition haben vor allem Peter Koch und Andreas Blank entwickelt und in der Romanistik heimisch gemacht. Unter Diskurstraditionen versteht man konventionalisierte Text- und Diskursproduktionsregeln, also Diskursnormen, wie sie für die Realisierung typischer, kulturell und historisch tradierter Vertextungsformen kennzeichnend sind (Koch 1997: 45ff.; Blank 1997: 117f.). Diskurstraditionen sind immer an soziale und kulturelle Trägergruppen (Berufsgruppen, literarische Strömungen, politische Bewegungen etc.) gebunden und über- oder unterschreiten deshalb hinsichtlich ihres Geltungsbereiches den Radius einer Sprachgemeinschaft (also z. B. einer bestimmten historischen Einzelsprache).

Die Konventionalität von Diskurstraditionen, ihr historischer, kultureller und sozialer Charakter machen sie zu einem Phänomen der Norm. Während sprachliche Regeln („Sprachregeln“) zum jeweiligen einzelsprachlichen System, seiner grammatischen oder lexikalischen Komponente, gehören, stellen die Diskurstraditionen sozio-historisch bzw. sozio-kulturell geprägte Regeln für die Produktion charakteristischer Diskurse bzw. Texte dar. Diskursproduktionsregeln können aber die lautliche, syntaktische und lexikalische Ebene der Sprache betreffen. Es ist ein wesentliches Charakteristikum des Diskursbegriffs, dass er sich auf Versprachlichungsweisen bzw. -formen unterschiedlichen Komplexitätsgrads beziehen kann. Unter den Begriff der Diskurstradition werden so unterschiedliche Norm-Phänomene der Versprachlichung bzw. Vertextung gefasst wie (vgl. Wilhelm 2001: 470f.):

- Konventionalisierte bzw. stereotype Formeln der kommunikativen Praxis, etwa der Gesprächseröffnung (*¿Cómo te van las cosas?*), Briefformeln, typische Formeln von Textsorten wie etwa dem Märchen (*érase una vez*), einzelne Regeln wie die des Metaphern-Gebrauchs in bestimmten literarischen Gattungen bzw. Epochen;

- komplexere konventionalisierte Formen der Vertextung, die unter Bezeichnungen wie Textsorten (Telefongespräch, Predigt etc.), Gattungen, rhetorische Genera, Gesprächsformen und auch literarische Stile (Manierismus) figurieren.

Der Begriff der Diskurstradition ist nach diesem Verständnis mithin in zweifacher Hinsicht besonders ausgezeichnet:

- Er betrifft zum einen – und im Gegensatz zum Diskursbegriff – die diachrone Dimension, also konventionalisierte Vertextungsformen in ihrer historischen Gewordenheit und Tradiertheit sowie in ihren Entwicklungen und „textgenetischen“ Beziehungen.
- Er ist – zum anderen – im wesentlichen textlinguistisch verankert, weil er weniger nach soziolinguistischen (oder gar soziokulturellen) Voraussetzungen oder pragmalinguistischen Rahmenbedingungen fragt, als vielmehr nach konkreten textkonstitutiven Verfahren auf den verschiedenen Ebenen der (Einzel-)Sprache sowie des Sprachlichen überhaupt (vgl. Koch/Oesterreicher 1990). Hier sind etwa zu nennen: typische, Diskurstraditionen kennzeichnende, lexikalische Elemente (Lexeme, Lexemverbindungen, formelhafte Ausdrücke etc.), syntaktische Verfahren oder Formen des uneigentlichen Sprechens.

Diese Charakteristika unterscheiden den Begriff der Diskurstradition von dem des Diskurses, der – wie wir sahen – synchron orientiert ist und soziolinguistische und institutionelle Ermöglichungsbedingungen, konzeptuelle und ideologische Aspekte sowie größere Funktionsbereiche diskursiver Praxis in den Blick nimmt.

Dennoch lässt sich auch der Begriff der Diskurstradition in den umfassenden Diskursbegriff aufnehmen: So erfasst ersterer die spezifischen textlichen Formen bzw. textkonstitutiven Realisierungsverfahren von Diskursen (im abstrakten Sinne als *type*) und leistet daher einen Beitrag zur Beschreibung systematischer Diskursrealisierungen (*tokens*) im Rahmen konventioneller Vertextungsnormen. Damit gewinnt der Diskursbegriff – neben der institutionellen und gesellschaftlichen, der konzeptuell-ideologischen und der funktional-domänenbezogenen noch eine weitere, textlinguistische, Dimension hinzu. Beispielsweise müssten im Rahmen des politischen Diskurses systematisch charakteristische, konventionelle Vertextungsformen (politische Textsorten) wie etwa das Wahlplakat, das Grundsatzprogramm, das Kandidatenduell im Fernsehen oder die Regierungsansprache untersucht und mithilfe textlinguistischer Konzepte und Kriterien beschrieben werden.

6. Ein exemplarisches Analysebeispiel: Der *Discurso de investidura* Mariano Rajoys vom 19.12.2011

Die in diesem Beitrag herausgearbeiteten Aspekte sollen am Ende des Beitrages exemplarisch und in der gebotenen Kürze an einem konkreten Textexemplar, der Kandidatenrede Mariano Rajoys für das Amt des Ministerpräsidenten Spaniens (der sog. „discurso de investidura“) vom 19.12.2011, aufgezeigt werden.

Es handelt sich bei dem Text um ein Diskursexemplar (*token*), in dem sich mehrere Diskurse (*types*) überlagern: So finden sich a) Identitätsmerkmale des Diskurses der spanischen Konservativen, b) Diskurselemente, die dem konsensualen politischen Diskurs aller demokratischen Kräfte Spaniens, wie er sich in den Jahren der Konsolidierung der Demokratie herausgebildet hat, entstammen, und c) schließlich diskursive Charakteristika eines überparteilichen, staatstragenden Diskurses, welcher der Textsorte (bzw. Diskurstradition des „discurso de investidura“) geschuldet ist. Der Kandidat wirbt – vor dem Hintergrund der bei den Wahlen errungenen absoluten Mehrheit seiner Partei – um die Zustimmung der Parlamentarier, lässt die Fähigkeit zur überparteilichen Konsensbildung erkennen und trägt damit den institutionellen Anforderungen (Wahl des Chefs der Exekutiven durch die legitimierte legislative Gewalt) sowie der mit dem Amt verbundenen Fiktion, Ministerpräsident aller spanischen Bürger und Bürgerinnen zu sein, Rechnung.

Ein ‚hybrides‘ diskursives Element ist der schon zu Beginn der Rede („en el prólogo de esta intervención“, Rajoy 2011: 2) gemachte Verweis auf den Terrorismus und seine Opfer („las víctimas del terrorismo“). Zwar gehört dieser Verweis in der Rede Rajoys zu den konsensualen Elementen des Diskurses der beiden großen demokratischen Parteien Spaniens (PSOE und PP) und ist dadurch fast zu einem Topos des offiziellen Diskurses der politischen Gemeinschaft geworden (vgl. PSOE 2011: 129 und PP 2011: 185). Im Diskurs der spanischen Konservativen wird er aber (angesichts prominenter parteipolitischer Opfer) zu einem Grundmotiv stilisiert, das den Gegensatz von freiheitlich-demokratisch geprägter Zivilisation einerseits und Barbarei andererseits dramatisiert. Rajoy preist – ganz staatstragend – die Tugend des Dialogs und der Kooperation („diálogo y cooperación“, 2011: 2) sowie des demokratischen Zusammenlebens („convivencia democrática“, 2011: 21, 30) und greift damit zentrale Leitbegriffe des Versöhnungsdiskurses der *Transición Democrática* auf (siehe dazu Águila/Montoro 1984) auf. Zugleich wird das Ideal einer zivilisierten demokratischen Gesellschaft („sostener una sociedad civilizada“, 2011: 4) beschworen und in eine ökologische Metaphorik gekleidet („los valores que proclama nuestra Constitución – la libertad, la igualdad, la justicia y la solidaridad – [...], sino que definan la prosperidad que pretendemos, porque forman parte natural de ese paisaje civilizado en el que queremos habitar los españoles“

(2011: 5). Auf diese Weise werden die Werte des französischen Revolutionsmottos (Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, letzteres durch das Mirandum „solidaridad“ ersetzt) ihres revolutionären Impetus beraubt und zu Ingredienzen einer politisch-sozialen Ökologie rekonzeptualisiert.

Mit den Termini *gobernanza* und *buen Gobierno* greift Rajoy zwei Konzepte des aktuellen internationalen angelsächsischen politischen Diskurses auf, die sich in Abgrenzung zum traditionellen Begriff des *gobierno* auf neue Formen und Dimensionen der politischen Machtausübung in einer zunehmend globalisierten Welt beziehen. Das Lexem *gobernanza* stellt die Übernahme des englischen *governance* (mit französischem Pendant *gouvernance*) dar, die Lehnübersetzung *buen Gobierno* (nicht *buena gobernanza!*) entspricht dem englischen Terminus *good governance*. Das Lexem *gobernanza* bezog sich zunächst auf die internationale bzw. europäische Ebene, wie auch die Definition des Weißbuchs der europäischen Union (*Comisión de las Comunidades Europeas. La Gobernanza Europea. Un libro blanco*, 2001: 8) zeigt:

El concepto de „gobernanza“ designa las normas, procesos y comportamientos que influyen en el ejercicio de los poderes a nivel europeo, especialmente desde el punto de vista de la apertura, la participación, la responsabilidad, la eficacia y la coherencia. (http://euro-lex.europa.eu/LexUriServ/site/es/com/2001/com2001_0428es01.pdf)

Allerdings verzeichnet das DRAE in seiner 22. Auflage von 2001 die Bedeutung des Lexems in einer modifizierten Weise:

1. f. Arte o manera de gobernar que se propone como objetivo el logro de un desarrollo económico, social e institucional duradero, promoviendo un sano equilibrio entre el Estado, la sociedad civil y el mercado de la economía (DRAE²²2001).

Die im DRAE niedergelegte Definition des Terminus rückt vor allem die Akteure des politischen Prozesses („el Estado, la sociedad civil y el mercado de la economía“) sowie deren Ziele („logro de un desarrollo económico, social e institucional duradero“, „equilibrio entre“) in den Fokus, blendet aber den internationalen Geltungsrahmen aus. Damit ist sie zugleich spezifischer (konzeptuelle Präzision) als auch hinsichtlich ihres Referenzradius allgemeiner. Obwohl der Terminus in den politischen Diskursen der beiden großen Parteien Eingang gefunden hat, verwenden sie ihn nur teilweise überlappend: Im Diskurs beider Parteien behält der Terminus seine ursprüngliche Referenz auf die supranationale politische Ebene („gobernanza internacional y europea“, PSOE 2011: 6 und „gobernanza en la zona euro“, PP 2011: 198) und gewinnt in dem Syntagma „gobernanza de las/en la universidad“ (PSOE 2011: 83 und PP 2011: 92) einen neuen Referenzbereich. Der Gebrauchsradius divergiert allerdings insofern als der Terminus im Diskurs der Sozialisten ausschließlich mit Bezug auf die politisch-institutionellen Ebenen verwendet wird (vgl. „gobernanza de las comunidades autónomas“, PSOE 2011: 25), wohingegen er bei der

Volkspartei auf den Bereich der wirtschaftlichen Verwaltung referiert („gobernanza de las cajas de ahorros“, PP 2011: 34, „gobernanza fiscal y gestión pública“, PP 2011: 149).

Eine weitere Besonderheit hinsichtlich der diskurspezifischen Verwendung gemeinsamer Lexeme der politischen Sprache manifestiert sich in Rajoys Rede: Wird dort (wie überhaupt im Diskurs der Konservativen) das Lexem *cambio* als politischer Leit- und Zielbegriff (als *Mirandum*) verwendet, so fungiert er bei den Sozialisten nur noch als neutraler diagnostischer Terminus („analizar los cambios“, PSOE 2011: 8; „estos cambios estructurales“, PSOE 2011: 9; „el cambio climático“, PSOE 2011: 12). Anfang der 80er Jahre hatte der PSOE das Lexem noch zum exklusiven parteieigenen Hochwertwort auserkoren und damit einen umfassenden Wandlungs- und Modernisierungsprozess („por el cambio“, PSOE 1982) bezeichnet, den die Partei anführen und gestalten wollte. Nun ist es die Volkspartei, die sich dieses populären Slogans bedient – Rajoy greift das Lexem in seinem Hinweis auf die „voluntad de cambio en la conducción del Gobierno“ wieder auf, nachdem er schon in seinem Vorwort zum Parteiprogramm des PP verheißungsvoll angekündigt hatte: „Empieza ya el cambio“ (PP 2011: 5). Schließlich ist *cambio* auch der zentrale Leitbegriff des appellativen Slogans, mit dem das Parteiprogramm unterlegt ist: „Súmate al cambio – PP“.

Auch der Demokratiebegriff (*democracia*) wird in parteipolitischen Diskursen unterschiedlich akzentuiert: Rajoy und seine Partei schränken den Referenzradius durch das feste Syntagma „democracia parlamentaria“ (Rajoy 2011: 5) auf den politisch-institutionellen Rahmen ein, wohingegen die Sozialisten ihn ihrer Tradition gemäß auf die gesellschaftliche Dimension hin ausweiten. So verwenden sie toposartig ihre altbekannte⁵ Dimensions- und Stärkungsmetaphorik („profundización de la democracia“, PSOE 2011: 8, „fortalecimiento de la democracia“ PSOE 2011: 20), sie prägen aber auch syntagmatische Komposita, die bestimmte Teilaspekte des Demokratiebegriffs fokussieren – so im Falle von „democracia paritaria“ (PSOE 2011: 98), das etwa auf die Geschlechterparität abhebt. Zudem spezifizieren ihre syntagmatischen Prägungen den Realisierungsgrad ihres quantitativen (und dementsprechend quantifizierenden) Demokratiebegriffs mithilfe einer charakteristischen Wegmetaphorik (*democracias avanzadas*, PSOE 2011: 123). Es stehen sich also diskursiv ein institutionell und ein stärker gesellschaftspolitisch akzentuierter, graduell verstandener („konzeptualisierter“) Demokratiebegriff gegenüber.

⁵ Vgl. Becker 2004: 179-181.

Zwei exklusive Schlüsselbegriffe des konservativen Diskurses, die in Rajoys Rede auftreten, sollen abschließend noch kurz vorgestellt und kommentiert werden.

Rajoy verwendet mehrfach den Terminus des „diagnóstico“. Die Volkspartei und ihre Vorgängerin, die *Alianza Popular*, hatten stets ein technokratisches Selbst- und Politikverständnis, das sich von Anfang an in Form einer konsequent durchgehaltenen Medizinalmetaphorik niederschlug. Dabei spielte die richtige und „objektive“ Diagnose eine Schlüsselrolle für die Legitimation des politischen Handelns, das die notwendige Medizin bzw. Therapie lieferte (vgl. Becker 2004: 374-380). Das Wahlprogramm der Volkspartei von 2011 spiegelt in seiner systematisch durchgehaltenen Grundstruktur genau dieses Grundverständnis von Politik wider: Zu allen Politikfeldern, die in dem Wahlprogramm abgehandelt werden, wird in einem ersten Abschnitt ein „diagnóstico“ erstellt, aus dem sich in einem zweiten Abschnitt die Ziele („objetivos“) und in einem dritten schließlich die Maßnahmen („medidas“) ergeben (vgl. etwa PP 2011: 27-29). Auch Rajoy leitet von dem Grundsatzteil seiner Rede zu einer politischen Bestandsaufnahme über, in dem er ein „diagnóstico“ – der Terminus wird in der Rede alleine viermal verwendet – erstellt:

En el diagnóstico que expondré a continuación no hay ninguna voluntad de mirar atrás ni de pedir a nadie responsabilidades [...]. (Rajoy 2011: 6)

Die Konzeptualisierung von politischem Handeln im Dreischritt von Diagnose, Zielsetzung und Ergreifung (objektiver) Maßnahmen macht den technokratisch-funktionalistischen Charakter des Politikverständnisses der Volkspartei und ihres Sprechers deutlich und verleiht dem Diskurs der Partei einen durchaus apodiktischen Duktus.

Die sehr punktuelle Analyse eines Diskursexemplars macht deutlich, wie unterschiedliche (abstrakte) Diskurse (als *types*) bei der Konstituierung eines spezifischen Einzeldiskurses (dem *token*) zusammenwirken. Das Beispiel der Kandidatenrede Mariano Rajoys („discurso de investidura“) zeigt, dass mindestens ein parteipolitisch geprägter Diskurs (Diskurs der Konservativen), ein institutioneller (der Textsorte oder Diskurstradition des „discurso de investidura“ geschuldeter) Diskurs sowie Elemente eines übergreifenden (teilweise an der *Transición Democrática* orientierten) politischen Diskurses des Landes (überparteilicher demokratischer Konsensdiskurs) zusammenwirken und sich besonders deutlich in lexikalischer Form in dem untersuchten Diskursexemplar niederschlagen. Zahlreiche Aspekte (etwa die Argumentationsverfahren, Topoi, präsupponierte und inferierbare Informationen, aber auch typische Versprachlichungsmuster) konnten in diesem Rahmen nicht analysiert werden. Ihre Analyse muss einer systematischen Untersuchung des hier exemplarisch behandelten Diskurstyps vorbehalten bleiben.

7. Schluss

Wir haben versucht, den Diskursbegriff anhand dreier Zugriffe in seiner Vielschichtigkeit zu erfassen und zugleich für die Analyse fruchtbar zu machen.

In Foucaults fundamentalem Beitrag *L'ordre du discours* traten die institutionelle und gesellschaftliche Dimension von Diskursen sowie die daraus erwachsenen internen und externen „Kontrollprozeduren“ (Foucault 1971/¹²2012: 42) hervor, die im Sinne einer „Verknappung“ und „Vereinheitlichung“ der Diskurse wirken (Foucault 1971/¹²2012: 41).

In einem zweiten Zugriff haben wir auf der Grundlage von van Dijks Monographie *Ideología y discurso* die ideologische (im weiten und ursprünglichen Sinne) Dimension von Diskursen behandelt und dabei ihre inhaltlich-konzeptuellen Charakteristika herausgestellt. Dabei hat sich gezeigt, dass die aktuelle Kognitionslinguistik eine Reihe von beschreibungsadäquaten Konzepten (wie etwa die des Frames, der Konzeptualisierung, der Perspektivierung etc.) für eine zeitgemäße Diskursanalyse beisteuern kann.

In einem dritten Zugriff haben wir anhand eines Diskurstyps, dem politischen Diskurs, spezifische diskurskonstituierende Determinanten herausgearbeitet, die zum einen die relevanten Konstituierungsbedingungen erkennbar werden lassen, zum anderen aber auch Beschreibungsaspekte im Rahmen der konkreten Diskursanalyse an die Hand geben.

Schließlich haben wir den Begriff des Diskurses im Verhältnis zu dem der Diskurstradition situiert und dabei gesehen, dass letzterer möglicherweise eine vierte – textlinguistische – Analysedimension darstellt, die auf spezifische und konventionalisierte Vertextungsformen sowie -verfahren im Rahmen von Diskursbereichen (bzw. übergeordneten Diskurstypen) fokussiert.

An einem kleinen Textbeispiel, dem *Discurso de investidura* Mariano Rajoys, haben wir einige Momente einer möglichen Diskursanalyse exemplifiziert. Es wurde deutlich, dass teilweise mehrere Diskurse (als *types*) bei der Konstituierung eines einzelnen Diskursexemplars (als *token*) zusammenwirken. Wünschenswert wären zukünftig weitere Untersuchungen, die die verschiedenen Determinanten und Charakteristika (institutionelle und gesellschaftliche „Produktionsbedingungen“, konzeptuelle und argumentative Merkmale sowie Vertextungs- und Versprachlichungsmuster) von klar konturierten Diskurstypen erarbeiten.

Bibliographie

Quellen

- Comisión de las comunidades europeas, La Gobernanza Europea. Un libro blanco*, 2001, (http://eurolex.europa.eu/LexUriServ/site/es/com/2001/com2001_0428es801.pdf).
- Mariano Rajoy: Discurso de Investidura del Presidente del PP*, Mariano Rajoy, hrsg. von der Oficina de información del PP (estaticos.elmundo.es/documentos/2011/12/19/discurso_investidura.pdf).
- PP 2011: Lo que España necesita. Programa del Partido Popular para las Elecciones Generales de 2011* (http://www.pp.es/actualidad-noticia/programa-electoral-pp_5741.html).
- PSOE 1982: Por el cambio. Programa Electoral Partido Socialista Obrero Español de 1982* (<http://www.psoe.es/ambito/ideasyvalores/docs/index.do?action=Print&id=695589>).
- PSOE 2011: Programa Electoral. Elecciones Generales 2011* (<http://www.psoe.es/saladeprensa/docs/608866/page/programa-electoral-para-las-elecciones-generales-2011.html>).

Forschung

- Águila, Rafael del/Montoro, Ricardo (1984): *El discurso político de la transición española*. – Madrid: CIS.
- Becker, Martin (2004): *Zwischen Tradition und Wandel – Zum Wortschatz des politischen Diskurses in Spanien seit 1976*. – Tübingen: Niemeyer.
- Becker, Martin (2011): Argumentation in Wahlwerbung: Charakteristika und Spezifika im deutsch-rumänischen Vergleich. – In: Anne Schlömer, Daniela Vladu (Hg.): *Werbung – die alltägliche Macht der Sprache. Kontrastive linguistische Betrachtungsmöglichkeiten*, 69-96. Klausenburg: Mega 2010.
- Blank, Andreas (1997): *Prinzipien des lexikalischen Bedeutungswandels am Beispiel der romanischen Sprachen*. – Tübingen: Niemeyer.
- Busse, Dietrich/Teubert, Wolfgang (1994): Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. – In: Dietrich Busse, Fritz Hermanns, Wolfgang Teubert (Hg.): *Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte*, 10-28. Opladen: West-deutscher Verlag.
- DRAE = Real Academia Española (²²2001): *Diccionario de la lengua española*. – Madrid: Espasa Calpe.
- Euchner, Walter (1995): Ideologie. – In: Dieter Nohlen, Rainer-Olaf Schultze (Hg.): *Lexikon der Politik*. München: Beck, Bd. I, 192-194.
- Fillmore, Charles (1985): Frames and the Semantics of Understanding. – In: *Quaderni di semantica* 6, 222-254.
- Foucault, Michel (1971/¹²2012): *Die Ordnung des Diskurses*. Aus dem Französischen von Walter Seitter. Mit einem Essay von Ralf Konersmann. – Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag.

- Klein, Josef (Hg.) (1989): *Politische Semantik. Bedeutungsanalytische und sprachkritische Beiträge zur politischen Sprachverwendung*. – Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (1990): *Gesprochene Sprache in der Romania*. – Tübingen: Niemeyer.
- Koch, Peter (1997): Diskurstraditionen: zu ihrem sprachtheoretischen Status und ihrer Dynamik. – In: Barbara Frank, Thomas Haye, Doris Tophinke (Hg.): *Gattungen mittelalterlicher Schriftlichkeit*, 43-79. Tübingen: Narr.
- Le Bart, Christian (1998): *Le discours politique*. – Paris: Presses Universitaires de France.
- Maingueneau, Dominique (1976): *Initiation aux méthodes de l'analyse du discours. Problèmes et perspectives*. – Paris: Hachette.
- Schlieben-Lange, Brigitte (1996/2010): Über die Notwendigkeit des Diskurs-Begriffs in der Sprachwissenschaftsgeschichte. – In: Sarah Dessì Schmid, Andrea Fausel, Jochen Hafner (Hg.): Brigitte Schlieben-Lange: *Kleine Schriften. Eine Auswahl zum 10. Todestag*, 209-216. Tübingen: Narr. (erstmalig publiziert in: Herbert Brekle, Edeltraut Dobnig-Jülich, Helmut Weiß [Hg.] [1996]: *A Science in the Making. The Regensburg Symposia on European Linguistic Historiography*, 233-241. Münster: Nodus).
- Schwarz-Friesel, Monika/Braune, Holger (2007): Geschlossene Textwelten. Konzeptualisierungsmuster in aktuellen antisemitischen Texten. – In: *Sprachtheorie und germanistische Linguistik* 1, 1-29.
- Schwarz, Monika (³2008): *Einführung in die Kognitive Linguistik*. – Tübingen/Basel: Francke.
- Stierle, Karlheinz (1978): Historische Semantik und Geschichtlichkeit der Bedeutung. – In: Reinhart Koselleck (Hg.): *Historische Semantik und Begriffsgeschichte*, 154-189. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Strauß, Gerhard/Zifonun, Gisela (1986): Formen der Ideologiegebundenheit. Versuch einer Typologie der gesellschaftspolitischen Lexik. – In: Gerhard Strauß (Hg.): *Der politische Wortschatz. Zur Kommunikations- und Textsortenspezifität*, 67-148. Tübingen: Narr.
- van Dijk, Teun A. (³2011): *Ideología y discurso*. – Barcelona: Planeta.
- Wilhelm, Raymund (2001): Diskurstraditionen. – In: Martin Haspelmath, Ekkehard König, Wulf Oesterreicher, Wolfgang Raible (Hg.): *Sprachtypologie und sprachliche Universalien. Ein internationales Handbuch*. Berlin/New York: De Gruyter, Bd. I, 467-477.

Anhang

Ausschnitte aus dem *Discurso de Investidura* von Mariano Rajoy, 19.12.2011:

S. 2

En el prólogo de esta intervención quiero, antes que nada, recordar a las víctimas del terrorismo y dejar testimonio de una sincera voluntad de diálogo y cooperación con las distintas fuerzas políticas que, por voluntad de los españoles, se encuentran aquí representadas.

Los resultados de las elecciones del pasado 20 de noviembre señalan con claridad una voluntad de cambio en la conducción del Gobierno de la Nación, que nos corresponde administrar de acuerdo con lo que en ellas propusimos a los españoles.

Los españoles han establecido un punto y aparte. Nos reclaman que escribamos una página nueva en la historia de nuestra democracia. A esta gran voluntad de restauración de nuestra vida pública responde el programa de gobierno que pretendo exponerles y que se puede resumir en dos directrices fundamentales. La primera, estimular el crecimiento y potenciar la creación de empleo.

S. 4f.

Quiero decir que no se trata ya de recuperar lo que se fue, ni de regresar al lugar que ocupábamos, porque ese lugar ya no existe, Señorías. La España que hemos dejado atrás no va a volver, y esta vieja Nación tendrá que rejuvenecer su actitud, recuperar flexibilidad y fortalecer sus estructuras para competir por un puesto de primera fila en un mundo nuevo.

Tenemos, pues, una doble tarea ante nosotros. Vamos a demostrar que los españoles somos capaces de crear empleos, pagar nuestras deudas y sostener una sociedad civilizada. Una sociedad en la que los valores que proclama nuestra Constitución —la libertad, la igualdad, la justicia y la solidaridad— no se queden en nobles deseos o hermosos enunciados teóricos, sino que definan realmente la prosperidad que pretendemos, porque forman parte natural de ese paisaje civilizado en el que queremos habitar los españoles.

Pero también deseamos hacernos sitio en el mundo. Queremos un hueco para un país con prestigio, con crédito, con empleo, con bienestar, con oportunidades.

Señorías, los propósitos que estoy señalando exigen un estilo de Gobierno adecuado.

Es cierto que los españoles nos han concedido, en una democracia parlamentaria como la nuestra, un amplio margen de maniobra para facilitar la tarea de gobierno en estas circunstancias especialmente desfavorables. [...]

S. 6f.

En el diagnóstico que expondré a continuación no hay ninguna voluntad de mirar atrás ni de pedir a nadie responsabilidades, que ya han sido sustanciadas por las urnas hace un mes. [...] Y ese diagnóstico tiene que responder a un compromiso del que pretendo

hacer bandera en mi Gobierno, si la Cámara me otorga su confianza: decir siempre la verdad, aunque duela, decir la verdad sin adornos ni excusas, llamar al pan, pan y al vino, vino. Y ese diagnóstico no puede empezar por otro lugar que por la cifra más dramática de las que definen hoy nuestra situación económica y social.

S. 11

Tras este diagnóstico, paso ahora a exponer las políticas que nos proponemos llevar a cabo en esta Legislatura.

S. 13

En el marco de este Real Decreto Ley, además de garantizar las medidas necesarias para asegurar el buen Gobierno y la coherencia de la política económica, el Gobierno dará cumplimiento a uno de sus grandes compromisos electorales: la actualización del poder adquisitivo de las pensiones a partir del 1 de enero de 2012. Este sería, señorías, el único compromiso de aumento del gasto que me van a escuchar en el día de hoy. Insisto, señorías, el único y exclusivo.

S. 21

[...] La primera condición, Señorías, será que España trabaje unida en un gran esfuerzo solidario. Es importante que desaparezca, y desaparecerá, todo aquello que pueda enturbiar las aguas de nuestra convivencia. Para mi gobierno no habrá españoles buenos y malos. Habrá españoles, todos iguales, todos necesarios, todos dignos de respeto, todos capaces de ayudar en la tarea común.

S. 28

Pondremos en marcha una política activa en la Unión Europea, influyendo en sus decisiones, aportando soluciones y liderazgo, y comprometiéndonos con un euro estable, base de crecimiento y de estabilidad económica e institucional. En este sentido, propugnaremos la estricta observancia del Pacto de Estabilidad y Crecimiento e impulsaremos activamente la gobernanza económica europea.

Andreas Musolff

Metaphorische Diskurstraditionen und aktueller Sprachgebrauch: Fallbeispiel *corps politique* – *body politic* – *Staatskörper*

- (1) Mitterrand à Sarkozy, une irrésistible érosion de la fonction présidentielle et *du corps politique*. (*Le Monde*, 05.03.2011)¹
- (2) Il faut donc de toute urgence extirper de l'imaginaire collectif la représentation d'une „communauté musulmane“, qui serait un État dans l'État, ou tout au moins un groupe fermé en décalage avec *le grand corps social*. (*Le Monde*, 07.02.2006)
- (3) So long as there has been a *body politic* to host them, *parasites* have feasted on its *blood*. (*The Independent*, 07.12.2011; zum Skandal um Lobbyisten, die Ministerkontakte zum Verkauf angeboten hatten)
- (4) Boris Johnson (konservativer britischer Politiker): „[...] as a mere Mayor of London, as a *mere toenail in the body politic*, it may be difficult to have a referendum.“ (*BBC Newsnight*, 05.10.2009; zu einer möglichen britischen Volksabstimmung über den Lissabonner EU-Vertrag)
- (5) Rund 70 Prozent der Deutschen finden, Christian Wulff solle im Amt bleiben – aber nur 43 Prozent finden, dass er „in moralischen Fragen den richtigen Kompass hat“. Wenn diese Zahlen stimmen, dann haben die Deutschen es aufgegeben, an ihren Präsidenten einen höheren Maßstab anzulegen als an sich selbst. Das ist beunruhigend. [...] Die Empörungsfähigkeit ist die Immunabwehr des politischen Systems. Wenn sie verlorengeht, verfällt der *politische Körper*. (*Der Spiegel*, 22.12.2011)
- (6) Im *kranken Volkskörper* steckt eine verletzte Seele. Katharina Rutschky sieht in der Debatte um die Biopolitik das Symptom einer Hysterie, die ihre tiefste Ursache in den deutschen Traumata des 20. Jahrhunderts hat. (*Die Welt*, 26.03.2006)

¹ Kursive Hervorhebungen in Originalzitate und Übersetzungen: A. Musolff.

1. Historische und kognitive Motivierung von Metaphern

Den eingangs zitierten Passagen aus französischen, englischen und deutschen Medientexten ist der Gebrauch des Konzepts KÖRPER als „Bildspender“ (Weinrich 1967) gemeinsam, der dazu dient, das politisch-soziale Gemeinwesen (STAAT, NATION, GESELLSCHAFT) zu erfassen. In der europäischen Kulturtradition lassen sich Verwendungen dieser Metapher in politischer Theorie und Philosophie mindestens bis zum *Policraticus* des John of Salisbury (ca. 1115-1180) zurückverfolgen, auf dem viele Fürstenspiegel des Spätmittelalters und der Renaissance aufbauten.² In der Folge wurde die Körperanalogie des Staates, die spätestens seit dem frühen 16. Jahrhundert auf der Basis des im Mittelalter entwickelten Terminus des *corpus politicum* in die europäischen Volkssprachen übertragen wurde,³ immer neu definiert und konzipiert: z. B. in der frühmodernen Unterscheidung des unvergänglichen, transzendentalen *body politic* vom verwundbaren und vergänglichen *body natural* des Monarchen,⁴ später in Hobbes' und Rousseaus Neudeutungen der Körperanalogie,⁵ bis hin zur systematischen Terminologisierung in den ‚Körperschafts‘-Theorien des 19. und 20. Jahrhunderts.⁶

In begriffsgeschichtlicher Perspektive – wenn auch mit geringerer intertextueller Belegdichte – lässt sich diese beinahe tausendjährige Tradition noch verlängern: zum einen (via christlichen und platonischen Überlieferungen) um mehr als ein weiteres Jahrtausend bis hin zu äsopischen und vorsokratischen Texten des fünften Jahrhunderts v. Chr.,⁷ zum anderen bis in die Gegenwart im Hinblick auf das öffentlich formulierte Selbstverständnis und wissenschaftliche Interpretationen heutiger Politiker.⁸ Es bestünde somit im Prinzip die Möglichkeit, aktuelle Verwendungen von KÖRPER-bezogenen Metaphern in der Politik wie in den Beispielen (1) – (6) auf eine mehr als zweitausendjährige Tradition

² Zu Überblicken über diese Metaphern-(Begriffs-)geschichte vgl. Peil 1983; Guldin 2000; Koschorke u. a. 2007, Lüdemann 2007; Charbonnel 2010, 2011; speziell zu John of Salisbury und seiner Rezeption vgl. John of Salisbury 1965, 1990; Struve 1978; Wilks 1984; Bass 1997; Musolff 2009.

³ Vgl. z. B. Italienisch: *corpo politico*, Spanisch: *cuervo político*, Niederländisch: *politiek lichaam*; Russisch: государственное тело.

⁴ Vgl. Kantorowicz 1997, Bertelli 2001, Banks 2009.

⁵ Zu Hobbes, vgl. Hobbes 1996; dazu: Johnston 1986, Mintz 1989, Bertman 1991, Baumgold 1988, Harris 1998, Skinner 2002, Musolff 2011a; zu Rousseau vgl. Rousseau 1990; dazu: Carter 1980, Blum 1986, Kelly 1986, Cooper 1999.

⁶ Vgl. Coker 1910, Dhorn-van-Rossum/Böckenförde 1978, Mouton 2009.

⁷ Vgl. Hale 1971, Guldin 2000, Koschorke u. a. 2007, Peil 1985, Zavadiil 2009, Charbonnel 2010.

⁸ So präsentiert US-Präsident Barack Obama seine eigene Politik als motiviert durch die Sorge um den Zustand des amerikanischen *body politic* (Obama 2007: 210); zugleich informiert die Körpermetapher politologische Analysen seiner Politik (vgl. Haltern 2009).

zu beziehen, die für den westlichen Kulturkreis als charakteristisch aufzufassen ist, als Sedimentierung philosophischer Konzepte in populären Wissensbeständen und Formulierungsmustern im Sinne der Begriffsgeschichte Koselleck'scher Prägung.⁹ Allerdings ist zu fragen, wie eine solche kontinuierliche Diskurstradition sich außerhalb der soziolinguistisch und stilistisch relativ eng umschriebenen Gruppe von philosophischen und wissenschaftlichen Texten rekonstruieren lässt, die sich durch explizite intertextuelle Bezugnahmen auszeichnen. Denn das bloße Vorliegen ähnlicher Formulierungen belegt ja nicht Begriffsidentität, geschweige denn Rezeptionskontinuität. Im Übrigen ist die Annahme unwahrscheinlich, dass Textproduzenten und -rezipienten der Massenmedien des 20. und 21. Jahrhunderts über ein so spezifisches kultur- und geistesgeschichtliches Wissen verfügen, dass sie in ihrem Sprachgebrauch eine über zweieinhalb Jahrtausende zurückreichende Begriffstradition reflektieren.

Die kognitive Semantik der Lakoff-Johnson-Schule, wie sie sich seit den 1980er Jahren etabliert hat,¹⁰ präsentiert eine Alternative zum oben skizzierten Erklärungsmodell: Sie führt Metaphern auf kognitive Übertragungsprozesse zwischen Begriffsdomänen zurück, in denen typischerweise konkrete, auf körperlichen Erfahrungen aufbauende Wissensbestände auf abstrakte, unbekannte oder nicht vertraute Erlebnisse und Erfahrungen abgebildet werden.¹¹ Für Körpermetaphorik im Bereich der Politik scheint eine solche Erklärung besonders nahe zu liegen: Der abstrakte Begriff des Staates oder der Gesellschaft wird durch Bezugnahme auf die für jeden menschlichen Sprachbenutzer zugängliche Körpererfahrung konkretisiert, ‚verkörpert‘; spezielles historisches Wissen ist hierzu nicht weiter nötig. Allerdings lässt sich gegen diese Erklärung anführen, dass auch scheinbar konkrete Körpererfahrungen nicht unmittelbar ‚gegeben‘, sondern soziokulturell vermittelt und historisch variabel sind. Dies gilt insbesondere für populärwissenschaftliche Körperkonzepte, die im alltäglichen Sprachgebrauch als Bildspender-Bereich oder „source domain“ (Lakoff) für Metaphern gebraucht werden. So haben z. B. Geeraerts/Grondelaers (1995) darauf hingewiesen, dass die Körpermetaphorik von Emotionsausdrücken, die in der kognitiven Linguistik oft auf universale Körpererfahrungen zurückgeführt wird, sich in Bezug auf europäische Sprachen mit größerer Spezifität als

⁹ Vgl. Koselleck 1979.

¹⁰ Hierzu lassen sich nicht nur George Lakoff und Mark Johnson mit ihrem Klassiker *Metaphors We Live by* von 1980 und ihre direkten Schüler rechnen, sondern auch weitere Theoriebildungen, die sich mit dem grundsätzlichen kognitivistischen Ansatz – der Charakterisierung von Metaphern als primär konzeptuellem Phänomen – kompatibel erklären, wie die *Blending*-Theorie, die Unterscheidung von einfachen/primären und komplexen Metaphernbildungen sowie die „neurale“ Metapherntheorie (zu Überblicken vgl. Lakoff/Turner 1989, Lakoff/Johnson 1999, Grady/Oakley/Coulson 1999, Fauconnier/Turner 2002, Kövecses 2002).

¹¹ Vgl. Johnson 1987, Niemeier 2000, Gibbs 2005.

Ausläufer der in der Antike formulierten und bis in die Neuzeit wirksamen Vier-Säfte- oder Temperamenten-Lehre motivieren lässt, von der auch noch terminologische Reste, wie z. B. die Bezeichnungen *melancholisch*, *cholertisch*, *sanguinisch*, *phlegmatisch*, bis heute weiter verwendet werden (während die ihnen zugrunde liegenden hippokratischen und galenischen Medizinmodelle ihre wissenschaftliche Anerkennung längst verloren haben).

Damit wird aber die Charakterisierung der Bildspender- und Bildempfänger-Konzeptbereiche als *konkret/bekannt* und *abstrakt/unbekannt* relativiert: Die sprachlichen Konzeptualisierungen von Körpererfahrungen mögen zwar von ihren Benutzern als Bezeichnungen *konkreter* Erlebnisse aufgefasst werden, aber ihre historische Analyse zeigt, dass sie ihrerseits Bildempfänger eines vorgängigen konzeptuellen Input sind. So ging z. B. die Verwendung des aus dem klassischen Griechisch und Latein in viele moderne europäische Sprachen übernommenen Terminus *Parasit* als pejorative Bezeichnung für eine soziale Kategorie („Schnorrer, der auf Kosten anderer lebt“) der Übertragung des biologisch-medizinischen Konzepts PARASIT auf soziale und ethnische Gruppen voraus. Es fanden zwei Metaphorisierungsprozesse statt: Zunächst wurde ein seit der Antike bekanntes Konzept SOZIO-PARASIT in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf biologische Referenten bezogen; später (nachweisbar seit der französischen Revolution) wurde dieses neue, naturwissenschaftlich formulierte Konzept BIO-PARASIT seinerseits als Bildspender zu einer neuartigen Stigmatisierung von sozialen und ethnischen Gruppen in einer Weise benutzt, die deren Vernichtung legitimieren sollte (im Gegensatz zur weiter gebrauchten, vergleichsweise harmlosen Kritik an Schnorrern).¹² Diese doppelte, metaphorische Bedeutungsdifferenzierung von *Parasit* musste von den historischen Sprechern bewusst vollzogen und gelernt werden, doch sagt dies noch nichts über das diskursgeschichtliche Wissen heutiger Benutzer des Wortes *Parasit* (das vielleicht von vielen gar nicht mehr als Metapher wahrgenommen wird) aus. Damit wird deutlich, dass auch eine detaillierte bedeutungsgeschichtliche Analyse von Metaphern nicht ohne Weiteres ihre semantische Motiviertheit für heutige Sprecher erklärt. Daraus folgt, dass kognitive, historische, korpusbasierte und idealerweise auch psycholinguistische Methoden kombiniert werden müssen, um ein einigermaßen vollständiges Erklärungsmodell zu bieten. Die folgenden Ausführungen liefern einen partiellen Beitrag zu dieser Diskussion, indem sie die Verwendung politischer Körpermetaphorik auf der Grundlage eines mehr-

¹² Vgl. dazu Bein 1965, Inda 2000, Musolff 2011b.

sprachigen Korpus untersuchen, das es ermöglicht, die Einbettung dieser Metapher in nationale Politikulturen darzustellen.¹³

2. Politische Körpermetaphern im Sprachenvergleich

Schon ein erster Vergleich der metaphorischen Übertragung des Körperkonzepts auf STAAT-GESELLSCHAFT in aktuellen deutschen, englischen und französischen Medientexten zeigt, dass in den drei Sprachen keine lexikalischen 1:1-Entsprechungen vorliegen. Während im Englischen der (morphologisch als archaisch markierte) Ausdruck *body politic* als etabliertes Idiom fungiert und die der modernen Grammatik entsprechende Phrase *political body* kaum gebräuchlich ist und im Wesentlichen auf untergeordnete politische Gremien bezogen wird,¹⁴ treten im Französischen *corps politique* und *corps social* gleichberechtigt auf, d. h. sie sind ähnlich frequent, kollokieren miteinander und werden explizit aufeinander bezogen, wie etwa in den folgenden Beispielen.

- (7) Le discours politique a donc découvert *un nouveau squelette, celui du corps politique*. [...] Aussi bien le vocabulaire politique d'aujourd'hui est-il passé, sans pour autant oublier *le corps social, à l'image du squelette*. L'image semble suggérer autant, et même mieux. (*Libération*, 21.03.1995)
- (8) La classe politique, droite libérale et gauche socialiste confondues, a malmené depuis plus de vingt-cinq ans *le vieux corps social français*. (*Le Figaro*, 07.05.2007)
- (9) Le clip de campagne [de Président Nicolas Sarkozy] est entièrement consacré à l'immigration et à la restauration des frontières françaises. Par ce choix tactique [...] il [= Sarkozy] entraîne *le corps politique français* dans une consternante régression. (*Le Nouvel Observateur*, 01.02.2012)

Für das Französische ergibt sich somit folgendes Bild: Die Gesellschaft als Ganzes wird als (mehr oder weniger) gesunder Körper vorgestellt; den politischen Institutionen (Präsident, politische Klasse, Parlament) wird eine Steuerungsfunktion (Kopf) zuerkannt, deren Wirkung sich auf die Gesellschaft bezieht und diese als Staatsvolk konstituiert. Der (primäre) *corps social* wird so zum *corps politique* als Ergebnis politischen Handelns. Die beiden Ausdrücke sind also nicht nur eng miteinander verknüpft, sondern stehen in einem argumentierten Zusammenhang.

¹³ Grundlage ist ein im Aufbau begriffenes Forschungskorpus, dessen englisch-, französisch- und deutschsprachige Texte insgesamt zur Zeit etwas mehr als 110.000 Worteinheiten umfassen.

¹⁴ Vgl. *Shorter Oxford English Dictionary* 2002, Bd. II: 258, *Brewer's Dictionary of Phrase and Fable* 1999: 149.

Wo das Französische zwei Varianten kennt, konkurrieren im Deutschen vier Ausdrucksvarianten miteinander: *Staatskörper* (beziehungsweise *Körper des Staates*), *politischer Körper*, *nationaler Körper* und *Volkskörper*.¹⁵ Die ersteren zwei Varianten sind bewertungsneutral und werden auf den Staat bezogen; *nationaler Körper* ist nur ein einziges Mal belegt (mit Bezug auf Gesellschaft, nicht auf Politik, siehe *Die Zeit*, 19.05.2005), ebenfalls in neutralem Sinn. *Volkskörper* wird hingegen in 90% aller Gebrauchsbelege mit rassistischen und fremdenfeindlichen Einstellungen assoziiert, insbesondere historisch mit der nationalsozialistischen Ideologie, der zufolge der *deutsch-arische Volkskörper schmatzende, rassistische Fremdkörper und Parasiten ausrotten musste, um selber zu überleben*.¹⁶ Die historische Beziehung zur Nazi-Propaganda im Kontext des Holocaust macht *Volkskörper* zu einem Ausdruck mit ‚brauner‘ Vergangenheit, der zumeist kritische und ironische Reaktionen auslöst, wie in den Beispielen (6), (10) und (11):

- (10) Wer die Homogenität eines deutschen „Volkskörpers“ ins Feld führt, der gießt Öl ins Feuer der Ghettos. (*Die Zeit*, 18.06.1998)
- (11) Kein Atom im *Volkskörper*. Die Anti-AKW-Bewegung in Österreich streitet derzeit heftig. Denn einige Gruppen und die Landesregierung pflegen einen unkritischen Umgang mit rechtsextremen Umweltschützern. (*Jungle World. Die linke Wochenzeitung*, 25.08.2011)

Für die Ausdrucksvariante *Volkskörper* lässt sich somit anhand der Korpusdaten belegen, dass sie zumeist mit einem historisch-evaluativen Index [+rassistisch, + Nähe zu Nazijargon] gebraucht wird, die in einer Art von kollektivem Diskursgedächtnis begründet ist.¹⁷ Ist dies aber vielleicht nur als ein diskursgeschichtlicher deutscher Sonderfall anzusehen, der für andere Sprachen nicht gilt und als Ausnahme vernachlässigt werden kann?

3. Englische und französische Diskurstraditionen

Die englische und französische Körpermetaphorik zu politischen Themen, wie sie in den bereits zitierten Beispielen aufscheint, wäre unter Verwendung des

¹⁵ Vgl. Musolff 2008, 2010: 121-128.

¹⁶ Vgl. hierzu: Bein 1965, Hawkins 2001, Rash 2006, Musolff 2010.

¹⁷ Die einzigen nicht NS-/Rassismus-bezüglichen Verwendungen in modernen Texten sind ein Novalis-Zitat in *Die Zeit* (22.12.2011) und eine vom *Spiegel* kolportierte Äußerung eines scheidenden Ostberliner Museumsdirektors über das „Sozialistische Vaterland DDR“ (von Januar 1990). Statistisch stellen sie 10% der Befunde dar. Zur historischen Stigmatisierung von Ausdrücken des modernen Deutsch durch den Nazi-Komplex vgl. Schmitz-Berning 1998 und Eitz/Stötzel 2007.

Terminus *Volkskörper* irreführend beziehungsweise missverständlich übersetzt, da auch bei starker Kritik am ‚Verfall‘ des *corps politique* oder am ‚Parasitenbefall‘ des *body politic* (Beispiele 1 und 3) keine rassistischen oder NS-bezüglichen Assoziationen mitschwingen; in Beispiel (2) geht es um Fremdenfeindlichkeit gegenüber islamischen Minderheiten als ‚Fremdkörper‘, aber diese wird eben direkt kritisiert und abgelehnt, nicht aber historisch zitiert. Dies bedeutet jedoch nicht, dass die englischen und französischen körpermetaphorischen Ausdrücke geschichtslos wären. Die Phrase *body politic* ist eine von allen Sprechern des Englischen zu erlernende ‚unregelmäßige‘ Konstruktion, da die Nachstellung des attributiven Adjektivs im heutigen Englisch nicht gebräuchlich ist. Somit muss die Form als ein Idiom erworben werden; die ‚regelmäßige‘ Konstruktion *political body* ist zwar möglich, aber wird mit wesentlich geringerer Häufigkeit und in anderer Bedeutungsnuance verwendet. Der historische Ursprung von *body politic* (als Lehnbildung aus spätlateinisch *corpus politicum* beziehungsweise dem frühmodern-französischen *corps politique*)¹⁸ dürfte heutigen Englischsprechern kaum bekannt sein, aber durch die ‚altmodische‘ Form ist der Ausdruck stilistisch markiert. Im Rahmen des britischen Bildungskanons ist außerdem eine Art Stereotyp der ‚Sprache Shakespeares‘ weiteren Bevölkerungskreisen durch Schule, Medien und Theaterkultur bekannt, wenn auch vielleicht nicht immer *en détail* präsent: Somit ist eine vage Zuordnung von *body politic* zu Shakespeares Vokabular denkbar, da in seinen Dramen der Ausdruck und seine Kollokationen mit anderen Termini des Bildspenderbereichs KÖRPER-ANATOMIE-KRANKHEIT-THERAPIE häufig zu finden sind und für die Interpretation zum Teil zentral wichtig sind.¹⁹ In *Coriolanus* findet sich sogar eine Gebrauchsvariante, die vielleicht der ironischen Selbstcharakterisierung des Eton-/Oxford-Graduierten Boris Johnson als „toenail of the body politic“ (Beispiel 4) zugrunde liegen könnte: In Shakespeares Tragödie macht der Senator Menenius Agrippa nach Erzählung der (selbst auf der Körpermetapher beruhenden antiken „Fabel vom Magen und den Gliedern“) den Anführer der Plebejer-Rebellion lächerlich als „big toe“, da er als gesellschaftlich ‚tief‘ stehender Teilnehmer der Bürgerversammlung ihr doch vorwützig ‚voranschreitet‘.²⁰ Solch ironische Verwendungen von Körpermetaphorik sind im britischen politischen Diskurs noch heute gang und gäbe: Die Sonntagszeitung *Observer* verglich z. B. die körperliche und politische Verfassung des damaligen Labour-Premiers Gordon Brown mit der seines russischen Gegenübers Wladimir Putin und kam zu dem Schluss, der letztere sei eindrucksvoller: „Sorry, Gordon, but

¹⁸ Vgl. Hale 1971: 43-50, Dhorn-van-Rossum/Böckenförde 1978: 548, Kantorowicz 1997: 7-23.

¹⁹ Vgl. Jagendorf 1990, Diede 2008, Spicci 2007, Peltonen 2009.

²⁰ Shakespeare, *Coriolanus*, I, 1: 162-164. Zur Fabeltradition vgl. Peil 1985, Patterson 1991, Schoenfeldt 1997.

your body politic doesn't match Putin's" (*The Observer*, 01.11.2009), und über Boris Johnson schrieb der *Independent*: „[he] landed another bruising punch on Blair's solar plexus, a part of the body politic that Johnson's party boss, Iain Duncan Smith, has notably failed to reach“ (*The Independent*, 07.07.2002). Die beiden letztgenannten Fälle lassen sich eventuell auch als Anspielungen auf die Unterscheidung des (virtuellen) *body politic* vom (physischen) *body natural* deuten, die Kantorowicz in *The King's Two Bodies* untersucht hat (ohne dass deswegen anzunehmen ist, dass jeder Leser der zwei Zeitungen die Anspielung oder ihre historischen Quellen verstehen muss, um den Witz der metaphorischen Formulierungen zu verstehen).

Für den aktuellen Sprachgebrauch in den französischen Medien haben wir oben auf eine enge konzeptuelle Verbindung von *corps politique* und *corps social* hingewiesen, die in deutschen und englischen Belegen nicht vergleichbar prominent zu sein scheint. Laut dem Schriftsteller Philippe Boissard lässt sie sich in der französischen Geistesgeschichte vor allem auf Rousseaus Theorie des Gesellschaftsvertrages zurückführen:

- (12) [...] *de penser la dimension politique à l'image d'un corps, il n'y aurait qu'à relire Rousseau, [...] Cette métaphore n'est pas anodine, elle suppose que ce corps soit dirigé par une seule unité intentionnelle (l'État en tant que pouvoir exécutif et pouvoir législatif) et que tous les membres de la société ne soient plus considérés que comme organes de celui-ci. (multitudes, 08.05.2005)*

Boissard stellt den Gedanken der einheitlichen Kontrolle des Staatskörpers durch den Willen der exekutiven und legislativen Gewalten als den Bedeutungsaspekt heraus, der speziell auf Rousseau zurückgeht: In ihr erscheinen die Bürger als an sich selber willenlose Glieder eines „souveränen“ *Körper-Ganzen*. Tatsächlich lassen sich entsprechende Formulierungen Rousseaus finden, z. B. die Definitionen des „sozialen Paktes“ in *Du Contrat Social*:

- (13) Si donc on écarte du pacte social ce qui n'est pas de son essence, on trouvera qu'il se réduit aux termes suivants: Chacun de nous met en commun sa personne et toute sa puissance sous la suprême direction de la volonté générale; et nous recevons en corps chaque membre comme partie indivisible du tout.²¹
- (14) Comme la nature donne à chaque homme un pouvoir absolu sur tous ses membres, le pacte social donne au corps politique un pouvoir absolu sur tous les siens, et c'est ce même pouvoir qui, dirigé par la volonté générale, porte, comme j'ai dit, le nom de souveraineté.²²

²¹ Rousseau 1990: 82 (Livre I, Chapitre IV: *Du pacte social*).

²² Rousseau 1990: 120 (Livre II, Chapitre IV: *Des bornes du pouvoir souverain*).

Während in *Du Contrat Social* die Körpermetaphorik von Rousseau vor allem eingesetzt wird, um die Kontrolle des gesamten Staats-Körpers durch den allgemeinen Volkswillen zu verdeutlichen und nur die legislativen und exekutiven Gewalten spezifisch dem *Herz* und *Gehirn* des Staates zugeordnet werden,²³ findet sich im *Discours sur l'économie politique*, der zuerst als Artikel der *Encyclopédie* 1755 publiziert wurde, eine *Organ*-Systematik, die zusätzlich zu den erstgenannten Körperteilen auch *Kopf*, *Mund*, *Magen*, *Nerven* und den *Blutumlauf* einschließt.²⁴ Natürlich ist das bloße Vorliegen entsprechender Textstellen mitnichten ein ausreichender Beweis für einen Einfluss Rousseaus auf den heutigen Sprachgebrauch, zumal sich in der französischen Geschichte berühmte politische Anwendungen der Metapher bis ins Mittelalter zurückverfolgen lassen, mit u. a. Jean Bodin, Christine de Pizan, Jean de La Fontaine, Pascal und Montesquieu als weiteren Autoren, die sich ausführlich dieser Metapher bedienten.²⁵ Zur Untermauerung von Boisnards Vermutung wäre der Nachweis nötig, dass Rousseaus Auffassung vom gesellschaftlichen Ganzen als ‚politischer Körper‘ sich – z. B. via Philosophieunterricht in Schule, akademischer Ausbildung und in den Medien – als Tradition etabliert hat, die für die politische Kultur Frankreichs bis heute maßgeblich ist und als Referenzrahmen für den aktuellen Gebrauch der Phrasen *corps social* und *corps politique* dient.

4. Schlussfolgerungen

Die Diskussion der hier angeführten Korpusdaten diene dazu, exemplarisch einige Hauptlinien und -probleme der diskursgeschichtlichen Analyse von Metaphern aufzuzeigen. Zunächst ist festzuhalten, dass erst eine vergleichende Analyse, die mehrere Diskurstraditionen berücksichtigt, den Blick auf charakteristische Merkmale öffnet. Anderenfalls ist überhaupt nicht zu bestimmen, ob (Be-)Deutungsaspekte der in Frage stehenden Metaphern universal oder sprachspezifisch sind und inwieweit sie von historischen Faktoren beeinflusst werden. Die herausragende Stellung von bestimmten Autoren in der Geistesgeschichte einer Nation (Shakespeare, Rousseau) oder auch die negative Indexierung/Stigmatisierung von Text- und Diskurstraditionen aufgrund der Erinnerung an historische Katastrophen hat ja ‚an sich‘ nichts mit aktuellem Sprecherwissen zu tun, wirkt sich aber dennoch auf die Bekanntheit von Schlüsseltexten in einer Kultur aus und kann darüber sehr wohl das Sprecherwissen beeinflussen. Die oben vorgetragenen Hypothesen zur Motivierung bestimmter Präfe-

²³ Rousseau 1990: 250 (Livre III, Chapitre XI: *De la mort du corps politique*).

²⁴ Rousseau 2002: 8.

²⁵ Derathé 1995, Christine de Pizan 1998, Nederman 2004, Green/Mews 2005, Charbonnel 2010.

renzmuster im Gebrauch von prominenten Metaphern in nationalsprachlichen Diskursen – Wortspiele mit *body politic/body natural* im Englischen, Nazi-Bezug des Ausdrucks *Volkskörper* im Deutschen, die ‚rousseauistische‘ enge Verknüpfung von Staat und Gesellschaft in französischer Körpermetaphorik – sind als Hinweise auf weitere Perspektiven der Forschung in diesem Bereich zu verstehen. Selbstverständlich müssten sie auf eine breitere empirische Basis gestellt und in Hinsicht auf text- und stil-/,register“-spezifische Verwendungsmuster differenziert werden, bevor sie als valide eingeschätzt werden können. In methodologischer Hinsicht lassen sich aus der Beispieldiskussion drei Schlussfolgerungen ziehen:

1. Kognitive und diskurshistorische Analysen von Metaphern schließen einander mitnichten aus, sondern können sich ergänzen. Universale oder sprach- und kulturübergreifende, konzeptuelle Übertragungs-Relationen lassen sich mit relativ großer Plausibilität für die konkretisierende Verkörperung abstrakter Erfahrungen auf die Ebene allgemeiner Orientierungs- und Ontologie-Metaphern (Lakoff/Johnson 1980) beziehen, während ein solches Erklärungsmodell auf der Ebene spezieller Begriffsprägungen, die in historisch entwickelten Lexemen, Phrasen und Kollokationen einzelsprachlich fixiert sind, ungenau und übersimplifizierend ist. Auf der letzteren Ebene sind vielmehr diskursgeschichtliche Erklärungen trennschärfer und empirisch belegbar (wohingegen sie bei der Motivierung sehr allgemeiner Konzeptstrukturen ihrerseits spekulativ bleiben).
2. Die Berücksichtigung pragmatischer Aspekte ist bei jeder empirischen Metaphernanalyse unverzichtbar, nicht nur im Hinblick auf die Erfassung ihrer diskursiven und situativen Kontexte, sondern insbesondere auch in Hinsicht auf Intertextualität und Dialogizität. Metaphern im öffentlichen Diskurs werden typischerweise *nicht* völlig neu erfunden, sondern beziehen sich zu meist auf vorgängige Formulierungen, die rekontextualisiert, abgewandelt, uminterpretiert und kritisch thematisiert werden. Die Einbeziehung von Zitat- und Metarepräsentationstheorien in die Metaphertheorie ist daher ein dringendes Forschungsdesiderat.
3. Ebenso wie andere sprachliche Bedeutungseinheiten außerhalb formal definierter und aufgebafter Symbolsysteme sind auch metaphorische Bedeutungen nicht vollständig definierbar und klassifizierbar, sondern eher im Sinne von „Familienähnlichkeiten“ um prototypische (aber eben nicht ‚allgemeingültige‘) Verwendungsfälle gruppiert. Daher macht es wenig Sinn, nach einer einzigen Hauptbedeutung der Metapher X zu suchen; vielmehr ist das Phänomen extensiver semantischer Variation, das sich in den meisten kor-

pusbasierten Metaphernanalysen gezeigt hat, als zentrales Ergebnis der empirischen Forschung anzuerkennen und theoretisch zu verarbeiten.²⁶ Diese Variation manifestiert sich auf der (mikro-)diskursiven Ebene in der kontinuierlichen Abwandlung der bereits bekannten Metaphern-Topoi. In diachronischer (makro-diskursiver) Perspektive zeigt sie sich in der Ausprägung von lexikalisierten Einzelausdrücken und Phraseologismen, in denen Mentalitätsgeschichte aufscheint.

Bibliographie

- Banks, Kathryn (2009): Interpretations of the Body Politic and of Natural Bodies in Late Sixteenth Century France. – In: Andreas Musolff, Jörg Zinken (Hg.): *Metaphor and Discourse*, 205-218. Basingstoke: Palgrave-Macmillan.
- Bass, Allen M. (1997): The Metaphor of the Human Body in the Political Theory of John of Salisbury: Context and Innovation. – In: Bernhard Debatin, Timothy R. Jackson, Daniel Steuer (Hg.): *Metaphor and Rational Discourse*, 201-213. Tübingen: Niemeyer.
- Baumgold, Deborah (1988): *Hobbes's Political Theory*. – Cambridge: Cambridge University Press.
- Bein, Alexander (1965): Der jüdische Parasit. Bemerkungen zur Semantik der Judenfrage. – In: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte* 13, 121-149.
- Bertelli, Sergio (2001): *The King's Body. Sacred Rituals of Power in Medieval and Early Modern Europe*. – University Park, Pennsylvania: Pennsylvania State University Press.
- Bertman, Martin A. (1991): *Body and Cause in Hobbes: Natural and Political*. – Wakefield, New Hampshire: Longwood Academic.
- Bertram, Christopher (2003): *Rousseau and The Social Contract*. – London: Routledge.
- Blum, Carol (1986): *Rousseau and the Republic of Virtue: The Language of Politics in the French Revolution*. – Ithaca: Cornell University Press.
- Brewer's Dictionary of Phrase and Fable* (1999): Hg. Adrian Room. – London: Cassell.
- Carter, Richard B. (1980): Rousseau's Newtonian Body Politic. – In: *Philosophy and Social Criticism* 7, 144-167.
- Charbonnel, Nanine (2010): *Comme un seul home. Corps politique et corps mystique*. – Lons Le Saunier: Aréopage. 2 Bde.
- Charbonnel, Nanine (2011): *Chronologie. Corps politique et corps mystique*.
<<http://www.editions-areopage.com/html/chronologie.pdf>>
- Charteris-Black, Jonathan (2004): *Corpus Approaches to Critical Metaphor Analysis*. – Basingstoke: Palgrave-Macmillan.
- Christine de Pizan (1998): *Le livre du corps de policie*. Hg. von Angus J. Kennedy. – Paris: Champion.
- Coker, Francis W. (1910): *Organismic Theories of the State. Nineteenth-Century Interpretations of the State as Organism or Person*. – New York: Columbia University.

²⁶ Vgl. z. B. Charteris-Black 2004, Deignan 2005, Kövecses 2009.

- Cooper, Laurence (1999): *Rousseau, Nature and the Problem of the Good Life*. – University Park, Pennsylvania: Pennsylvania State University Press.
- Deignan, Alice (2005): *Metaphor and Corpus Linguistics*. – Amsterdam/Philadelphia: Benjamins.
- Derathé, Robert (2000): *Jean-Jacques Rousseau et la science politique de son temps*. – Paris: Vrin.
- Dhorn-van-Rossum, Gerhard/Böckenförde, Ernst-Wolfgang (1978): Organ, Organismus, Organisation, politischer Körper. – In: Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. IV, 519-622. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Diede, Martha Kalnin (2008): *Shakespeare's Knowledgeable Body*. – Bern/New York: Peter Lang.
- Eitz, Thorsten/Stötzel, Georg (2007): *Wörterbuch der „Vergangenheitsbewältigung“: Die NS-Vergangenheit im öffentlichen Sprachgebrauch*. – Hildesheim: Olms.
- Fauconnier, Gilles/Turner, Mark (2002): *The Way We Think: Conceptual Blending and the Mind's Hidden Complexities*. – New York: Basic Books.
- Geeraerts, Dirk/Grondelaers, Stefan (1995): Looking Back at Anger: Cultural Traditions and Metaphorical Patterns. – In: John R. Taylor, Robert E. MacLaury (Hg.): *Language and the Cognitive Construal of the World*, 153-179. Berlin: De Gruyter.
- Gibbs, Raymond W. Jr. (2005): *Embodiment and Cognitive Science*. – Cambridge: Cambridge University Press.
- Grady, Joseph/Oakley, Todd/Coulson, Seana (1999): Blending and Metaphor. – In: Raymond W. Gibbs, Gerard Steen (Hg.): *Metaphor in Cognitive Linguistics*, 101-124. Amsterdam: Benjamins.
- Green, Karen/Mews, Constant J. (Hg.) (2005): *Healing the Body Politic: The Political Thought of Christine de Pizan*. – Turnhout: Brepols Publishers.
- Guldin, Rainer (2000): *Körpermetaphern: Zum Verhältnis von Politik und Medizin*. – Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Hale, David George (1971): *The Body Politic. A Political Metaphor in Renaissance English Literature*. – Den Haag/Paris: Mouton.
- Haltern, Ulrich (2009): *Obamas politischer Körper*. – Berlin: Berlin University Press.
- Harris, Jonathan Gil (1998): *Foreign Bodies and the Body Politic. Discourses of Social Pathology in Early Modern England*. – Cambridge: Cambridge University Press.
- Hawkins, Bruce (2001): Ideology, Metaphor and Iconographic Reference. – In: René Dirven, Roslyn Frank, Cornelia Ilie (Hg.): *Language and Ideology*, Bd. II *Descriptive Cognitive Approaches*, 27-50. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins.
- Hobbes, Thomas (1996): *Leviathan*. Hg. Richard Tuck. – Cambridge: Cambridge University Press.
- Horten, Oliver (2009): *Kantorowicz, Rousseau, Büchner: Die Übertragung des ‚body politic‘ vom König auf das Volk*. – München: GRIN.
- Inda, Jonathan Xavier (2000): Foreign Bodies: Migrants, Parasites and the Pathological Nation. – In: *Discourse* 22, 46-62.
- Jagendorf, Zvi (1990): Coriolanus: Body Politic and Private Parts. – In: *Shakespeare Quarterly* 41, 455-469.
- John of Salisbury (1965): *Policraticus sive De nugis Curialium et vestigiis philosophorum*. Hg. Clemens C. I. Webb, 2 Bde. – Frankfurt a. M.: Minerva.

- John of Salisbury (1990): *Policraticus. Of the Frivolities of Courtiers and the Footprints of Philosophers*. Hg. Carl J. Nederman. – Cambridge: Cambridge University Press.
- Johnson, Mark (1987): *The Body in the Mind. The Bodily Basis of Meaning, Imagination, and Reason*. – Chicago: University of Chicago Press.
- Johnston, David (1986): *The Rhetoric of Leviathan. Thomas Hobbes and the Politics of Cultural Transformation*. – Princeton, New Jersey: Princeton University Press.
- Kantorowicz, Ernst H. (1997): *The King's Two Bodies: A Study in Mediaeval Political Theology*. Vorwort von William Chester Jordan. – Princeton, New Jersey: Princeton University Press.
- Kelly, George Armstrong (1986): Mortal Man, Immortal Society? Political Metaphors in Eighteenth Century France. – In: *Political Theory* 14, 5-29.
- Koschorke, Albrecht/Lüdemann, Susanne/Frank, Thomas/Matala de Mazza, Ethel (2007): *Der fiktive Staat. Konstruktionen des politischen Körpers in der Geschichte Europas*. – Frankfurt a. M.: Fischer.
- Koselleck, Reinhart (1979): *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. – Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kövecses, Zoltán (2002): *Metaphor: A Practical Introduction*. – Oxford: Oxford University Press.
- Kövecses, Zoltán (2009): Metaphor, Culture and Discourse: The Pressure of Coherence. – In: Andreas Musolff, Jörg Zinken (Hg.): *Metaphor and Discourse*, 11-24. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Lakoff, George/Johnson, Mark (1980): *Metaphors We Live by*. – Chicago: University of Chicago Press.
- Lakoff, George/Johnson, Mark (1999): *Philosophy in the Flesh: The Embodied Mind and its Challenge to Western Thought*. – New York: Basic Books.
- Lakoff, George/Turner, Mark (1989). *More than Cool Reason. A Field Guide to Poetic Metaphor*. – Chicago and London: University of Chicago Press.
- Lüdemann, Susanne (2007): Körper, Organismus. – In: Ralf Konersmann (Hg.): *Wörterbuch der philosophischen Metaphern*, 168-182. – Darmstadt. Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Mintz, Samuel I. (1989): Leviathan as Metaphor. – In: *Hobbes Studies* 2, 3-9.
- Mouton, Nicolaas T.O. (2009): *On the Evolution of Social Scientific Metaphors. A Cognitive-Historical Inquiry into the Divergent Trajectories of the Idea that Collective Entities – States and Societies, Cities and Corporations – are Biological Organisms*. Diss.: Copenhagen Business School.
- Musolff, Andreas (2008): Are Shared Metaphors the Same? English and German Body Imagery in Comparison and Contrast. – In: Falco Pfalzgraf, Felicity Rash (Hg.): *Anglo-German Linguistic Relations*, 33-52. New York: Peter Lang.
- Musolff, Andreas (2009): Metaphor in the History of Ideas and Discourses: How Can We Interpret a Medieval Version of the Body-State Analogy? – In: Andreas Musolff, Jörg Zinken (Hg.): *Metaphor and Discourse*, 233-247. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Musolff, Andreas (2010): *Metaphor, Nation and the Holocaust. The Concept of the Body Politic*. – London/New York: Routledge.
- Musolff, Andreas (2011a): Health and Illness of the *Leviathan*. Hobbes's Use of the Commonplace Metaphor of the Body Politic. – In: Kathryn Banks, Philip G. Bossier (Hg.): *Commonplace Culture in Western Europe in the Early Modern Period*, Bd. II *Consolidation of God-given Power*, 175-191. Leuven: Peeters.

- Musolff, Andreas (2011b): *Metaphorische Parasiten und „parasitäre“ Metaphern: Semantische Wechselwirkungen zwischen politischem und naturwissenschaftlichem Vokabular*. – In: Matthias Junge (Hg.): *Metaphern und Gesellschaft. Die Bedeutung der Orientierung durch Metaphern*, 105-119. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Nederman, Cary J. (2004): *Body Politics: The Diversification of Organic Metaphors in the Later Middle Ages*. – In: *Pensiero politico medievale* 2, 59-87.
- Niemeier, Susanne (2000): *Straight from the Heart – Metonymic and Metaphorical Explorations*. – In: Antonio Barcelona (Hg.): *Metaphor and Metonymy at the Crossroads. A Cognitive Perspective*, 195-213. Berlin/New York: De Gruyter.
- Obama, Barack (2007): *The Audacity of Hope. Thoughts on Reclaiming the American Dream*. – Edinburgh: Canongate.
- Patterson, Annabel M. (1991): *Fables of Power: Aesopian Writing and Political History*. – Durham, North Carolina: Duke University Press.
- Peil, Dietmar (1983): *Untersuchungen zur Staats- und Herrschaftsmetaphorik in literarischen Zeugnissen von der Antike bis zur Gegenwart*. – München: Fink.
- Peil, Dietmar (1985): *Der Streit der Glieder mit dem Magen. Studien zur Überlieferung und Deutungsgeschichte der Fabel des Menenius Agrippa von der Antike bis ins 20. Jahrhundert*. – Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Peltonen, Markku (2009): *Political Rhetoric and Citizenship in Coriolanus*. – In: David Armitage, Conal Condren, Andrew Fitzmaurice (Hg.): *Shakespeare and Early Modern Political Thought*, 234-252. Cambridge: Cambridge University Press.
- Rash, Felicity (2006): *The Language of Violence. Adolf Hitler's „Mein Kampf“*. – New York: Peter Lang.
- Rousseau, Jean-Jacques (1990): *Du Contrat Social. Texte et Contextes*. Hg. von José Médina, André Senik, Claude Morali und Gerard Chomiene. – Paris: Magnard.
- Rousseau, Jean-Jacques (2002): *Discours sur l'économie politique. Texte et Commentaire*. – Paris: Vrin.
- Schmitz-Berning, Cornelia (1998): *Vokabular des Nationalsozialismus*. – Berlin/New York: De Gruyter.
- Schoenfeldt Michael (1997): *Fables of the Belly in Early Modern Europe*. – In: David Hillmann, Carla Mazzio (Hg.): *The Body in Parts: Fantasies of Corporeality in Early Modern Europe*, 243-262. – New York/London: Routledge.
- Shakespeare, William (1976). *Coriolanus*. Hg. von Philip Brockbank. – London: Methuen & Co.
- Shorter Oxford Dictionary on Historic Principles* (2002). – Oxford: Oxford University Press.
- Skinner, Quentin (2002): *Vision of Politics, Bd. III Hobbes and Civil Science*. – Cambridge: Cambridge University Press.
- Spicci, Mauro (2007): *The Body as Metaphor: Digestive Bodies and Political Surgery in Shakespeare's Macbeth*. In: *Medical Humanities* 33, 67-69.
- Struve, Tilman (1978): *Die Entwicklung der organologischen Staatsauffassung im Mittelalter*. – Stuttgart: Anton Hiersemann.
- Weinrich, Harald (1967): *Semantik der Metapher*. – In: *Folia Linguistica* 1, 3-17.
- Wilks, Michael (Hg.) (1984): *The World of John of Salisbury*. – Oxford: Basil Blackwell.
- Zavadil, Jeffery (2009): *Bodies Politic and Bodies Cosmic: the Roman Stoic Theory of the Two Cities*. – In: Andreas Musolff, Jörg Zinken (Hg.): *Metaphor and Discourse*, 219-232. Basingstoke: Palgrave Macmillan.

„Gailards fait les doux yeux a la mere saint louis“. Historische Phraseologie in Jacques-Louis Ménétras *Journal de ma vie* (1764-1803) aus texttraditioneller Sicht

1. Phraseologie, Textsorten und Diskursanalyse

Diskurstraditionen leiten die Gestaltung von Texten nach bestimmten Gattungsmustern an. Dies wurde bislang makrostrukturell anhand unterschiedlicher Gattungen aufgezeigt. Untersucht wurden z. B. literarische Texte (Koch 1997), Flugschriften (Wilhelm 1996) und hagiographische Texte (Schrott 2011a). Auf mikrostruktureller Ebene wurde der Einfluss von Diskurstraditionen am Beispiel von Deiktika (Schrott/Maaß 2010) und Tempusverwendung in narrativen Kontexten (Schrott 2011b) nachgewiesen. Das Augenmerk lag bisher – abgesehen von wenigen Arbeiten, insbesondere von Raymund Wilhelm (1996, 2001, 2011) – allerdings nur selten auf der Ebene der Phraseologie. Doch dieses Phänomen bietet wichtige Anknüpfungspunkte, da Diskurstraditionen auch die Auswahl bestimmter Typen von Phraseologismen sowie ihr Arrangement in bestimmten Textpartien anleiten. Wie phraseologische Studien zeigen, sind Textsorten häufig durch Präferenzen für bestimmte Typen von Phraseologismen charakterisiert. Diese Funktion wird seit den späten 1970er Jahren für gegenwartssprachliche Textsorten unterschiedlicher Diskursdomänen nachgewiesen, vor allem aus dem Bereich Presse und Werbung. Die bis heute wichtigsten Forschungsergebnisse, die durch text- und korpuslinguistische Analysen gewonnen wurden, sind folgende:

1. Phraseologismen haben eine grundlegende Bedeutung für die Textbildung. Sie signalisieren zum Teil bestimmte Textsorten (wie z. B. die Märcheneröffnung „il était une fois“) und wirken rahmensetzend.
2. Präferenzen gelten nicht für alle Phraseologismen(typen) und Textsorten im gleichen Maße. Man sollte nicht von einer textsortenabhängigen, sondern von einer textsortenspezifischen Verwendung von Phraseologismen ausgehen (vgl. Kühn 1988). So zeigt beispielsweise Elspaß (2007), dass in poli-

tischen Texten Nominationsstereotype wesentlich rekurrenter auftreten als z. B. Idiome, da letztere ein breites funktionales Spektrum haben und ihr Gebrauch nicht auf politische Texte und Diskurse beschränkt ist.

In historischer Perspektive stehen bislang allerdings Untersuchungen an der Schnittstelle zwischen Phraseologie und Textlinguistik aus (vgl. Filatkina 2007: 233). Mit dem vorliegenden Beitrag soll diese Lücke verringert werden. Als Arbeitsbegriff liegt dabei das Konzept der sog. *formelhaften Sprache* zugrunde, welches in enger Beziehung zum (gegenwartssprachlichen) Phraseologiekonzept steht:

Unter Formelhaftigkeit beziehungsweise formelhafter Sprache werden syntaktisch, semantisch und pragmatisch mehr oder weniger feste Ausdrucksweisen verstanden, die auf Gebrauchskonventionen der Sprecherinnen und Sprecher einer Sprache beruhen und in kognitiv einprägsamer ‚fester Form‘ sprachgemeinschaftlich etablierte kulturelle Erfahrungen tradieren. Diese konventionalisierten Ausdrucksweisen erstrecken sich Stefan Stein zufolge von „Ein-Wort-Äußerungen (*danke*) und Syntagmen (*Sehr geehrte Damen und Herren*) über feste Satzstrukturen (*Ich fasse zusammen*) bis zu Textteilen und ganzen Texten“. Einen Typ solcher konventionalisierten Ausdrucksweisen bilden Phraseologismen. (Filatkina 2007: 219)

Damit weisen formelhafte Wendungen – als übergeordnetes Konzept – und Phraseologie – als Teilgebiet der Formelhaftigkeit – eine starke Verbindung auf. Doch nicht nur zwischen Phraseologie respektive Formelhaftigkeit und Texttraditionen zeichnen sich Schnittpunkte ab, auch zwischen Diskursanalyse und Phraseologie besteht eine Verflechtung. So sind Phraseologismen Bestandteil eines Diskurses und geben an, wie etwas ausgedrückt wird (vgl. Bubenhofer 2008: 410). Sie können diskursorganisierend und -strukturierend wirken (Levin/Lindquist 2009: 169f.), d. h. sie zählen zur funktional-formalen Seite eines Diskurses.

2. Korpus und methodisches Vorgehen

2.1. Das *journal de ma vie* von Jacques-Louis Ménétra

Als Korpus dient das von dem Pariser Glasermeister Jacques-Louis Ménétra zwischen 1763 und 1802/03 verfasste *Journal de ma vie*. In diese Zeit des Übergangs vom Ancien Régime in die Moderne fällt auch eine massive Veränderung der kulturellen Praktiken der Kommunikation. So treten durch einen Anstieg der Alphabetisierung sowie ein zunehmendes Aufkommen von Druckerzeugnissen auch neue Schreiber auf (vgl. Schlieben-Lange 1983: 64ff.). Einer von ihnen ist der Handwerker Ménétra. Bei seinem Tagebuch handelt es sich um

einen nächsprachlichen Privattext, in dem er seine beiden Gesellenreisen durch Frankreich, seine zahlreichen Liebesaffären und die Ereignisse der Französischen Revolution schildert. Auch wenn der Verfasser in vielerlei Hinsicht ein ungeübter Schreiber ist, so ist er doch zugleich ein eifriger Leser, dessen Textrezeption das *journal* prägt. Auf diese Weise sind Einflüsse unterschiedlicher – und nicht nur alltagssprachlicher – Textgattungen mit in sein Tagebuch eingewoben.

In Anlehnung an Roche (1998: 300f.) nennt Ménétra selbst, jedoch ohne weiteren Kommentar, sechs Titel: die Bibel, das Messbuch, ein Zauberbuch der weißen Magie, den sog. *Petit Albert*, außerdem Rousseaus *Contrat social* sowie zwei Romane von Rousseau, *La nouvelle Héloïse* und *Émile*. Darüber hinaus hatte er Zugang zu den Büchern der Pfarrbibliothek und zu Zeitungen, wie z. B. dem *journal des dames* (Roche 1988: 385). Diese Lektüre wirkte zurück auf die Gestaltung des Tagebuchs auf makro- und mikrostruktureller Ebene. Ein Beispiel für Texttraditionen auf der Makroebene liefern Vor- und Nachwort des Tagebuchs. Diese den Haupttext einrahmenden Texte sind in einer dem Briefgedicht verwandten Dichtungsform, der sog. *Epistel*, gestaltet. Weitere in das Tagebuch eingehende Texttraditionen liegen auf der mikrostrukturellen Ebene der formelhaften Sprache. Gerhard Ernst, der Herausgeber des Ménétra'schen Tagebuchs, weist bereits darauf hin, dass das Tagebuch geradezu prädestiniert für eine Analyse der formelhaften Wendungen ist, da es ein breites phraseologisches Inventar enthält (vgl. Ernst 2010: 548). Die formelhafte Sprache in Ménétras Tagebuch ist geprägt durch die Einflüsse verschiedener Textgattungen aus unterschiedlichen Diskursdomänen. Auch wenn das Korpus mit insgesamt 81.432 *tokens* nur einen geringen Umfang aufweist, qualifizieren es das umfangreiche formelhafte Inventar und die eingehenden Texttraditionen für eine texttraditionelle und diskursanalytische Analyse.

Aus diskursanalytischer Perspektive ist die Textsorte *Tagebuch* in hohem Maße geeignet, Fragmente kultureller Wissensbestände aufzuspüren und herauszuarbeiten, da Tagebücher als Textgattung Erfahrungen und Wissen ihres Verfassers dokumentieren und daher eine erkenntnisversprechende Quelle für eine kulturbezogene linguistische Analyse darstellen. Darüber hinaus erlaubt ein Tagebuch einen Zugriff ‚von unten‘ auf gesellschaftlich relevantes Wissen aus subjektiv-privater Perspektive und macht deutlich, dass an einem Ereignis nicht nur kanonisierte, sondern viele unterschiedliche Akteure mitwirken und gestalten. Weiterhin ist im Hinblick auf die Textsorte des *journal* keine Begrenzung auf bestimmte Themen vorgegeben, sodass eine große lexikalische und damit auch formelhafte Bandbreite erwartbar ist. Daher soll es in diesem Beitrag auch nicht um eine vollständig quantitative Ermittlung des formelhaften Inventars gehen, sondern um diskursprägende formelhafte Wendungen und deren (vor allem semantisch-pragmatischen) Funktionen.

2.2. Methodische Prämissen

Folgende Fragestellungen sind leitend für die Auswahl der Methoden dieses Beitrages:

1. Wie lassen sich formelhafte Wendungen systematisch in einem Korpus ermitteln – insbesondere dann, wenn die Schwierigkeit einer idiosynkratischen, non-standardsprachlichen Schreibung hinzutritt?
2. Wie lassen sich relevante Themen und Diskurse systematisch in einem Korpus ermitteln?

Die Frage nach Verfahren zur Identifizierung und Extraktion formelhafter Sprache wird bereits seit den 1960er Jahren von Korpus- und Computerlinguisten diskutiert (vgl. Filatkina 2009). Doch nach wie vor bleiben auch maschinelle Verfahren mit Schwierigkeiten behaftet. Die von der zeitgenössischen Norm abweichende Schreibung Ménétrás kommt erschwerend hinzu. Sie führt u. a. dazu, dass gängige Verfahren der Extraktion – wie etwa ein getaggttes Korpus nach festgelegten *patterns* von Wortartenabfolgen zu durchsuchen und mit Assoziationsmaßen auf Signifikanz zu testen – schnell an ihre Grenzen stoßen. Aus diesem Grund erfolgt die Identifizierung der formelhaften Sprache in drei Schritten. Ausgehend von einer *corpus-driven*-Perspektive sollen zunächst im ersten Schritt mit Hilfe der Software *Wordmapper* relevante, inhaltliche Strukturen ermittelt werden. *Wordmapper* basiert auf der Technik des *text mining*. Ziel dieser Methode ist es, Kerninformationen eines Textes zu ermitteln und semantische Relationen zwischen einzelnen Ausdrücken zu berechnen und damit inhaltliche Strukturen in Texten offenzulegen (Heyer u. a. 2008: 6). *Text mining* arbeitet in erster Linie mit statistischen und musterbasierten Ansätzen. Diese Technik kann auch die Schlüsselwörter¹ eines Korpus ermitteln. Wie in Abbildung 1 ersichtlich, gibt *Wordmapper* die Ergebnisse in sog. Clustern aus.

Das Schlüsselwort ist grundsätzlich im Zentrum angeordnet, in Abbildung 1 handelt es sich um *comitee*. Diejenigen *token*, die rekurrent in seiner Umgebung auftreten, werden je nach Grad der Signifikanz um das Schlüsselwort herum platziert und zusätzlich durch eine abgestufte farbige Markierung hervorgehoben. Für das Untersuchungskorpus konnten insgesamt 761 *mots clés* von *Wordmapper* identifiziert werden. An dieser Stelle setzt nun der zweite Schritt ein, die Interpretation des Linguisten, bei der die *mots clés* manuell auf semantische Felder hin untersucht werden. Durch die Interpretation kristalli-

¹ Der Begriff *Schlüsselwort* wird hier im statistischen Sinne in Anlehnung an Stubbs (2010: 25) verwendet: „keywords are words which are significantly more frequent in a sample of text than would be expected, given their frequency in a large general reference corpus.“

sieren sich drei Bereiche besonders heraus: KÖRPER, LIEBE und POLITIK. Basierend auf der Ordnung in semantische Felder konnten somit zentrale Diskurse des Korpus ermittelt werden.

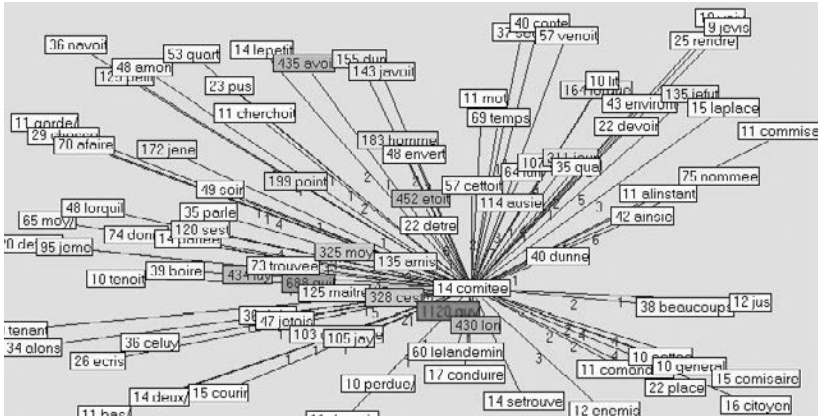


Abbildung 1: Wordmapper

Der dritte und letzte Schritt ist ein Perspektivwechsel – von einem *corpus-driven* Zugang zu einem *corpus-based* Zugang: Jedes der Schlüsselwörter aus den oben genannten Bereichen wird mit dem Konkordanzprogramm *AntConc* daraufhin überprüft, ob es formelhaft gebunden ist. Insgesamt liegt der Vorteil dieses dreischrittigen Vorgehens darin, dass von vornherein keine Schemata und keine Voreinstellungen für die Interpretation vorgegeben sind und damit die Charakteristika des Korpus herausgearbeitet werden können. Auf diesem Weg kann eine rein quantitative Wiedergabe von Kombinationen und Affinitäten des Korpus ermittelt werden. Im hier gewählten korpuslinguistischen Ansatz wird die quantitative Herangehensweise durch eine qualitative ergänzt. Um zu ermitteln, welche Rolle die formelhaften Wendungen im Korpus spielen, ist eine genaue Sichtung der Kontexte wichtig. Somit lassen sich neue Erkenntnisse gewinnen, die nicht mehr durch quantitative Verfahren erzielt werden können.

3. Analyse

Bei der qualitativen Analyse steht die Frage nach dem Arrangement der formelhaften Wendungen im Text sowie nach ihrem semantisch-pragmatischen Profil im Mittelpunkt. Außerdem soll der Frage nachgegangen werden, welche Bildbereiche innerhalb eines Diskurses dominieren und welche Metaphern

respektive Metonymien vorherrschend sind und damit zur Konstitution eines Diskurses beitragen.

3.1. Der politische Diskurs

Ein zentraler Diskurs des Korpus betrifft die Politik; hauptsächlich tritt er mit dem Beginn der Französischen Revolution in Erscheinung. Der tiefgreifende organisatorisch-administrative Umbruch, der sich mit ihr vollzieht, wird durch die Gründung zahlreicher neuer Organisationen und Ämter begleitet und schlägt sich auch sprachlich in Neologismen nieder, wie z. B. *assemblees de section, comite civil, comitte de surte generale* oder *comite revolutionaire*. Daher erweisen sich im politischen Diskurs des Tagebuchs Nominationsstereotype als wichtig. Entsprechend zu den Institutionen der Revolution, die nach und nach ins Leben gerufen wurden, entstand auch eine Reihe neuer Ämter, deren Titel nach dem Muster *Bezeichnung der Position + Bezeichnung der Organisation/Funktion* gebildet wurden: *juge depaix, aseseurs depaix, inspecteur general, president des asemblee primaire, comisaire du comitee civil, comisaire debien faisance* und *citoyen atachee audirectoire*. Solche Nominationsstereotype leisten einen kohäsions- und kohärenzstiftenden Beitrag und sind typisch für politische Sprache (vgl. Elspaß 2007: 287). Hinzu kommt, dass Ménétra mit diesem Mittel gezielt den aktuellen politischen Diskurs aufgreift und sich als politisch versierter und aktiver *citoyen* in Szene setzt. Dieser Aspekt spielt auch bei Funktionsverbgefügen eine wichtige Rolle. Funktionsverbgefüge, bestehend aus der Konstruktion *être nommé + Bezeichnung der Position* – dazu zählen z. B. *jefut renommee president, jefut nommee comisaire desurettee general, quy aettee nommee president, jefut nomme ala comune vice president, fut comisaire debienfaisance, jefut nomme aseseurs depaix* –, lassen auf eine relativ breite gesellschaftliche Beteiligung an unterschiedlichen politischen und administrativen Organisationen schließen. So wurde Ménétra – nach eigenen Angaben – wiederholt in administrative Ämter unterschiedlicher Organisationen innerhalb seines Stadtteils gewählt.

Gewohnheiten, Aufgaben und Rituale werden in präpositionalen Phraseologismen gespiegelt: Ein Beispiel dafür ist *à l'ordre du jour*, mit dem Ménétra auf eine feste Struktur im Ablauf in einer Versammlung referenziert. Diese Wendung tritt im Korpus zusammen mit dem metasprachlichen *comme lont lasouvent dit* auf. Damit wird zusätzlich verdeutlicht, dass es sich bei einer bestimmten Replik um eine feste, gebräuchliche Formel, um wiederholte Rede, handelt. Insgesamt sind auch präpositionale Phraseologismen ein in politischer Sprache häufig anzutreffendes Phänomen (Elspaß 2007: 287), denn sie leisten einen Beitrag zur Kohärenz des Textes und spiegeln Handlungsabläufe wider.

Abschließend soll noch ein Blick darauf geworfen werden, wie sich der politische Diskurs im Korpus wandelt. Zu Beginn der Revolution benennt Ménétra diese konkret und bezeichnet sie metaphorisch als Ereignis, welches plötzlich eingetreten ist und den Geist aufwecken soll: „larevolution fransaise vint tout a coups reveiller tous les esprits“ (Ménétra: *Journal de ma vie*, Hg. Ernst/Wolf 2001-2005: 302). Doch schon bald ändert sich diese Wahrnehmung, mit den Schrecken der *terreur*. Die Diktatur der Jakobiner ab 1793 ist unter der Bezeichnung *terreur* auch in den Sprachgebrauch eingegangen. Diese Zeit bezeichnet er als „jour dhorreur“ (ebd. 305) oder als „cest tems detereur“ (ebd. 313).

3.2. Der Liebesdiskurs

Ein weiterer zentraler Diskurs des Korpus ist die Liebe. Wie werden die unmittelbar am Diskurs Beteiligten, also Männer und Frauen, vom Autor porträtiert? Eine erste Auskunft darüber gibt eine Kollokationsanalyse zu den Schlüsselwörtern *homme* und *femme*. Männer werden mit folgenden signifikanten² Attributen beschrieben: Einerseits erscheinen sie als *brave*, *honnête*, *galant*, *robuste*, *fort*, aber auch als *sensible* und sogar als *imoral*. Frauen hingegen sind *aimable*, *belle*, *bonne*, *charmante* und *jolie*. Besonders die Attraktivität wird also bei Frauen betont, ohne jedoch expliziter Auskunft über das physische Erscheinungsbild zu geben (dazu ausführlich Ernst/Weber 1997: 210).

Um weitere Schlüsse ziehen zu können, müssen die quantitativen Verfahren wiederum durch qualitative ergänzt werden. So zeigt die quantitative Ermittlung der Schlüsselwörter, dass der Körper ein wichtiger Diskurs ist. Durch qualitative Analysen kann weiter präzisiert werden, dass der Körperdiskurs Bestandteil des Liebesdiskurses ist.

Der Liebesdiskurs wird häufig mithilfe von Somatismen versprachlicht. Das erste Beispiel, welches bereits im Titel des Beitrags begegnet, geht zurück auf eine Situation, in der Ménétra mit Hilfe seines Freundes Gailard flirtet:

lasoire sepassse atable / chaque femme vas chacunne lorque lon les appelle aleur ouvrage/ moy et gaillards nous feignon delignoree / il vends encore aune desest femme une montre / *gailards fait les doux yeux a la mere saint louis*³/ une jeunne personne quy napas quittee latable etant a cotee demoy jagis avec elle comme gaillards agis avec la sainlouis. (Ménétra: *Journal de ma vie*, Hg. Ernst/Wolf 2001-2005: 278)

² Gemessen wurden die signifikanten Attribute mittels des Assoziationsmaßes *Log-Likelihood*. Der Abstand der Kollokate liegt bei einer Spanne von jeweils 1 links und rechts des Ausgangslexems *homme* bzw. *femme*; der Schwellenwert des Signifikanzniveaus liegt bei $p < 0.05$.

³ Hervorhebung der Verfasserin.

Ménétra nimmt an einem Abendessen teil. Nachdem die Bediensteten vom Tisch zurück zur Arbeit gerufen werden, bleibt Ménétra mit seinem Freund Gailard und zwei Frauen zurück. Es entsteht in diesem kleinen Kreis Privatheit, die zur Kontaktaufnahme genutzt wird. Gailard versucht, mit der Frau des Meisters (*la mere saint louis*) zu flirten. Der Flirt wird über das Blickverhalten gesteuert, *faire doux yeux à la mere saint louis* ‚jemandem schöne Augen machen‘. Es handelt sich um ein auch für Dritte offen sichtbares Signal zwischen Sender und Empfänger. Ménétra beobachtet diese nonverbale Geste und imitiert sie mit dem Ziel, selbst eine Frau zu erobern. Diese Symmetrie des gleichzeitigen Flirtens zweier Paare kann sich zwar in der Realität auch so zugetragen haben, dennoch wirkt die geschilderte Situation arrangiert und erinnert an die Personenkonstellation einer Komödie. Auf Ebene der Semantik lässt sich feststellen, dass dieser Somatismus an der Grenze zwischen Metapher und Metonymie angesiedelt ist. Es besteht einerseits eine Kontiguitätsrelation des Typus *Pars-pro-toto*, das Organ *Auge* steht stellvertretend als Ganzes für die beim Flirt involvierten Körperteile. Andererseits tritt durch *doux* eine Similaritätsrelation hinzu. Der Somatismus im zweiten Beispiel ist um das gleiche Organ wie im ersten Beispiel zentriert:

jentra dans le cabinet et jeprevint maveuve / mais elle etoit obsedee par cette pretraile
quy ne faisait que venir / donc je fefaisoit semblant dene rien voir et dene rien entendre
/ jesavois debonne part quil luy proposoit lefils dun maitre darle mais quel leur repon-
dit quel avoit jettee ses vue sur moy. (Ménétra: *Journal de ma vie*, Hg. Ernst/Wolf 2001-
2005: 121)

Eine der Frauen, bei der Ménétra während seiner Gesellenreise lebt, hat sich in ihn verliebt, doch der Glaser erwidert diese Gefühle nicht. Er täuscht vor, die Ambitionen seiner Verehrerin weder gesehen noch gehört zu haben. Auf Ebene des Bildbereichs wird damit die körperliche Sphäre im unmittelbaren Kontext des Somatismus bereits aktiviert, denn die Verliebtheit der Frau wird ausgedrückt mit dem metaphorischen *jeter ses vues sur qn* ‚die Blicke auf jmd. werfen‘ im Sinne von ‚jemanden begehren‘. Die Einseitigkeit dieser Verliebtheit wird syntaktisch intensiviert: Einerseits markiert die Präposition *sur* dies und andererseits verstärkt auch der Gebrauch des Possessivartikels *ses* diese Einseitigkeit. Beachtenswert ist auch die lexikalische Substitution des konkreten Organs *Auge* durch dessen Fähigkeit als Sehsinn, *vue*. Die Metapher, die dem Somatismus zugrunde liegt, nämlich die durch das Prädikat *jeter* hervorgerufene Verbildlichung der Beförderung des Blickes durch den Raum, ist heute verblasst. Darüber hinaus zitiert Ménétra hier das Motiv der Liebeskette (vgl. Weinrich 1971: 48ff.): A liebt B, B liebt C und C wiederum D. Diese Konstellation löst sich in der Komödie glücklich auf – B verliebt sich doch noch in A, D verliebt sich in C – in der Tragödie dagegen endet dies immer unglücklich.

Das folgende Beispiel bezieht sich auf eine Situation, in der Ménétra um die Gunst einer Frau wirbt:

depuis quelque temp *jelorgnois depres une jolie repasseuse* quy demeroit dans notre maison et que je desiroit bien repasseea chaque fois que jelaencontreis jeluy disoit que je ladoroit et ce que dit un jeune homme en pareil rencontre (Ménétra: *Journal de ma vie*, Hg. Ernst/Wolf 2001-2005: 112).

Der Glaser hat eine Büglerin kennengelernt. Er begehrt die junge Frau und drückt die Intensität seiner Gefühle mithilfe des metonymischen *lorgner une femme* aus. Dieser Phraseologismus kann sowohl in der wörtlichen wie in der übertragenen Lesart aufgefasst werden. Wörtlich genommen wirft Ménétra der Büglerin tatsächlich Blicke zu, um sie auf diesem Weg zu erobern. Der seit 1682 belegte übertragene Sinn bedeutet ‚jemanden ins Visier nehmen, den man begehrt‘.

Hier werden jedoch Grenzen einer rein quantitativen Methodik deutlich. Es konnten mittels *Wordmapper* nur *vue* und *yeux* ermittelt werden, nicht jedoch weitere Abstufungen des Blickverhaltens wie *lorgner*. Auch dies spricht dafür, quantitative Methoden grundsätzlich mit qualitativen Verfahren zu ergänzen. Bemerkenswert ist außerdem im Kontext des Liebesdiskurses das Wortspiel des Beispiels. Ménétra greift den Beruf (*repasseuse* ‚Büglerin‘) der von ihm begehrten Frau auf und leitet von ihm das Prädikat *repasseea* (‚bügeln‘) ab, um seine sexuell konnotierten Wünsche kreativ-spielerisch auszudrücken. Solche metaphorisch-kreativen Verwendungen können durch quantitative Techniken – etwa die Suche nach Schlüsselwörtern des Liebesdiskurses – kaum aufgespürt werden, sondern fallen erst bei qualitativen Analysen der entsprechenden Textpassagen auf.

Ein anderer Ausschnitt ist einem weiteren Bildfeld zuzuordnen, das im Liebesdiskurs eine wichtige Rolle einnimmt:

cette maison etoit ocupee par un loueur de carosse quy avoit une jolie cuisiniere quy avoit *vue comme lon dit leloups* et quy nefaisoit pas labegeulejelatrouve surlaporte jebadinous echofont des parolecelavient au efet nous ne nous trouvont pas anotre aise tous le monde est rentreeje laprend trouve un ecurie ouverte nous voila dedans nous somme au moment que nos ame vont seperdre dans les cieux. (Ménétra: *Journal de ma vie*, Hg. Ernst/Wolf 2001-2005: 217f.)

Ménétra verbringt eine Nacht mit einer attraktiven Köchin. Zuvor klärt er darüber auf, dass die Frau sexuell nicht unerfahren ist: *[elle] avait vue le loups*. Auch hier weist er wiederum metasprachlich daraufhin (*comme lon dit*), dass es einen festen, gebräuchlichen Ausdruck gibt, um auszudrücken, dass ein junges Mädchen nicht mehr Jungfrau ist. Der Rückgriff auf die Tierwelt dient dazu, einen tabuisierten Bereich euphemistisch zu umschreiben. Dabei steht *loups* metaphorisch für das männliche Geschlechtsteil und ist durch symbolisches

Wissen motiviert: Der Wolf steht für das animalische, nicht-domestizierte Element und kann als Chiffre für Sexualität und Männlichkeit gelesen werden (vgl. Colin 2006: 474), die traditionell als Bedrohung weiblicher Tugend gesehen werden. Das Bild des Wolfes steht damit im Gegensatz zu den zuvor diskutierten Beispielen, bei denen es um galante Eroberungen der Frauen ging. Hier tritt eine weitere Nuance hinzu; hervorgehoben wird die animalische Komponente. Ohne weitere formelhafte Sprache wird die Tiersymbolik im Korpus fortgesetzt: Beispielsweise werden Prostituierte als *poulette* bezeichnet. Durch den Gebrauch der Diminutivform, die zur Bezeichnung junger Mädchen und Frauen lexikalisiert ist, tritt eine übertragene Komponente hinzu: Die Frau erscheint als wehrlos, sie wird zusätzlich ‚verkleinert‘ und erscheint als ‚Beute‘. Frauen, die Ménétra begehrt, bezeichnet er wiederholt mit dem Lexem *gibier* als ‚jagbares Wild‘ (dazu ausführlich Ernst/Weber 1997: 212f.). Beim abschließenden Beispiel handelt es sich um eine verpasste Gelegenheit aus der Sicht Ménétras:

jefit la connaissance dunne jeune fille [...] jeme propose deluy *tenir compagnie* la nuit [...] jvais dans sa chambre nous etions dans une conversation laplus serieuse que chaque mortel prend et croix etre oules dieux sont et nous nous croions dans ses moment leur egauxjettoit donc dans cette *douce ivresse* lorque tous acoups jentends par lepetit escalier derobee lavoix dun domestique direpour lesur mr nous navont pas vue sortir levitrie [...] je passe et me voila sur le tois/ quel triste nuit / malgre ma mauvaise nuit jefut travailier. (Ménétra: *Journal de ma vie*, Hg. Ernst/Wolf 2001-2005: 174-176)

Ménétra lernt ein junges Kindermädchen kennen, das auf dem gleichen Hof arbeitet wie er. Er schlägt ihr vor, sie nachts zu besuchen. *Tenir compagnie* ‚jmd. Gesellschaft leisten‘ ist seit dem 13. Jahrhundert als formelhaft belegt (Chantreau/Rey 2007: 226). Es weist hier keine spezifisch erotische Konnotation auf, knüpft aber an eine verhüllend-spielerische Haltung des Liebesdiskurses an.

Auch die Schilderung des weiteren Verlaufs ist aufschlussreich, was eingehende Diskurstraditionen betrifft. In eine Unterhaltung mit ihr vertieft, fühlt sich Ménétra in einen göttergleichen Zustand versetzt. Dabei gebraucht er Formulierungen, die beispielsweise auch in Rousseaus Roman *La nouvelle Héloïse* auftreten: „[...] Une longue et douce ivresse nous laisserait ignorer le cours des ans [...]“ (Rousseau (1761/2005: 49). Hier fließen also Versatzstücke seiner Lektüre mit in die Schilderungen seines Tagebuchs ein. Das vorangestellte *cette* wird hier nicht deiktisch gebraucht, sondern gewissermaßen als Trick, um so zu tun, als sei *douce ivresse* bereits vorerwähnt. Dieser stilistische Effekt kann mit Lavric (1999: 44f.) als *emphatische Verwendung* eingeordnet werden, bei der auf das von Sender und Empfänger „geteilte Diskursuniversum“ referenziert wird.

Die Szene zwischen Ménétra und dem Kindermädchen wird jedoch jäh durch Geräusche im Treppenhaus unterbrochen. Aus Angst, entdeckt zu werden, flüchtet Ménétra über das Dach ins Freie. Er trauert seiner verpassten Gelegenheit nach und muss nichtsdestotrotz am folgenden Tag wieder arbeiten.

4. Zusammenfassung

Durch das Zusammenspiel quantitativer und qualitativer Methoden konnten zentrale Diskurse und prägende formelhafte Wendungen des Korpus ermittelt werden. Durch die Analysen mit *Wordmapper* und *AntConc* ließ sich das Lexikon der Politik nuanciert erfassen, sodass ein Profil der politischen Sprachverwendung durch quantitative Methoden erstellt werden konnte. Im Gegensatz zum politischen Diskurs ist der Liebesdiskurs jedoch weniger gut über das Lexikon zu erfassen. Wie die qualitativen Analysen zeigen, geht es hier mehr um Personenkonstellationen als um Neuerungen im Lexikon. Zusammenfassend kann festgehalten werden: Vorherrschende Bildbereiche im Liebesdiskurs des Tagebuchs stammen aus den Bereichen *Tierwelt* und *Körper*. Bei den Somatismen treten das Auge und der Sehsinn hervor. Durch dieses Organ werden symbolisch Handlungsabläufe beim Flirt und der weiteren Kontaktaufnahme gespiegelt. Darüber hinaus werden im Liebesdiskurs auch Rollen deutlich: Zwar wird den Männern häufig die Rolle der treibenden Kraft zugeschrieben, d. h. sie haben den aktiven Part inne, flirten und erobern die Frauen. Doch auch Frauen verfolgen ihre Interessen im Liebesdiskurs gezielt. Sie sind nicht ausschließlich naiv und unerfahren. Die Ergebnisse der quantitativen Kollokationsanalyse können bei der qualitativen Analyse der Beispiele fruchtbar gemacht werden, da so deren Aussagekraft am Einzelbeispiel nachvollzogen werden kann.

Abschließend wird deutlich: Ménétra ist zwar ein ungeübter Schreiber, durch die Diskurstraditionen und formelhaften Wendungen, die in den politischen und in den Liebesdiskurs eingehen, wirkt er allerdings in seiner Ausdrucksweise und Sprachverwendung nicht unbeholfen. Das Gegenteil ist der Fall: Ménétra agiert und arrangiert durchaus geschickt und gewandt im Umgang mit Diskursen und Diskurstraditionen.

Bibliographie

- Bubenhof, Noah (2008): Diskurse berechnen? Wege zu einer korpuslinguistischen Diskursanalyse. – In: Ingo Warnke, Jürgen Spitzmüller (Hg.): *Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene*, 407-434. Berlin/New York: De Gruyter.
- Chantreau, Sophie/Rey, Alain (2007): *Dictionnaire d'expressions et locutions*. – Paris: Le Robert.
- Colin, Jean-Paul (2006): *Grand Dictionnaire argot et français populaire*. – Paris: Larousse.
- Elspaß, Stefan (2007): Phrasemes in Political Speech. – In: Harald Burger, Dimitrij Dobrovol'skij, Peter Kühn, Neal R. Norrick (Hg.): *Phraseologie. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*, 284-292. Berlin/New York: De Gruyter.

- Ernst, Gerhard (2010): „qu'il n'y a orthographe ny virgule encorre moins devoielle deconsol et pleinne delacunne“: la norme des personnes peu lettrées (XVII^e et XVIII^e siècles). – In: Maria Iliescu, Heidi Siller-Runggaldier, Paul Danler (Hg.): *Actes du XXV^e Congrès International de Linguistique et de Philologie Romanes*, Innsbruck 2007, 543-551. Berlin/New York: De Gruyter.
- Ernst, Gerhard/Weber, Barbara (1997): Jacques-Louis Ménétra (1738-1803 [?]) und sein „gibier féminin“. Ein Mann über Frauen, Liebe, Sexualität. – In: Wolfgang Dahmen, Günter Holtus u. a. (Hg.): *Sprache und Geschlecht in der Romania*. Romanistisches Kolloquium X, 205-221. Tübingen: Narr.
- Filatkina, Natalia (2007): Formelhafte Sprache und Traditionen des Formulierens (HiFoS): Vorstellung eines Projekts zur historischen formelhaften Sprache. – In: *Sprachwissenschaft* 32, 217-242.
- Filatkina, Natalia (2009): Historische formelhafte Sprache als ‚harte Nuss‘ der Korpus- und Computerlinguistik. Ihre Annotation und Analyse im HiFoS-Projekt. – In: *Linguistik online* 39 (<https://bop.unibe.ch/linguistik-online/article/view/478/786>).
- Heyer, Gerhard/Quasthoff, Uwe/Wittig, Thomas (2008): *Text Mining: Wissensrohstoff Text. Konzepte, Algorithmen, Ergebnisse*. – Herdecke/Witten: W3L-Verlag.
- Koch, Peter (1997): Diskurstraditionen: zu ihrem sprachtheoretischen Status und ihrer Dynamik. – In: Barbara Frank, Thomas Haye, Doris Tophinke (Hg.): *Gattungen mittelalterlicher Schriftlichkeit*, 43-79. Tübingen: Narr.
- Kühn, Peter (1988): Routine-Joker in politischen Fernseh-Diskussionen. Plädoyer für eine textsortenabhängige Beschreibung von Phraseologismen. – In: Regina Hessky (Hg.): *Beiträge zur Phraseologie des Ungarischen und des Deutschen*, 155-176. Budapest: Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur der Lost und Eötvös Universität.
- Lavric, Eva (1999): Special effects. Stereotype Stileffekte mit Demonstrativpronomina. – In: *Romanistisches Jahrbuch* 50, 29-51.
- Levin, Magnus/Lindquist, Hans (2009): On the Face of it: How Recurrent Phrases Organize Text. – In: Andreas H. Jucker, Daniel Schreier, Marianne Hundt (Hg.): *Corpora: Pragmatics and Discourse*, 169-188. Amsterdam/New York: Rodopi.
- Ménétra, Jacques-Louis (1764-1803/2001-2005): *Journal de ma vie*. – In: Gerhard Ernst, Barbara Wolf (Hg.): *Textes français privés des XVII^e et XVIII^e siècles*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Roche, Daniel (1988): Bruch und Kontinuität im Zeitalter der Französischen Revolution: Der Beitrag der Autobiographien zur Präzisierung der politischen Visionen. – In: Reinhart Koselleck, Rolf Reichardt (Hg.): *Die Französische Revolution als Bruch des gesellschaftlichen Bewußtseins*, 379-297. München: Oldenbourg.
- Roche, Daniel (1998): *Journal de ma vie. Jacques-Louis Ménétra. Compagnon vitrier au 18^e siècle*. – Paris: Albin Michel.
- Rousseau, Jean-Jaques (1761/2005): *Julie ou La nouvelle Héloïse*. – Paris: Flammarion.
- Schlieben-Lange, Brigitte (1983): *Traditionen des Sprechens. Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung*. – Stuttgart: Kohlhammer.
- Schrott, Angela (2011a): Von der Lebendigkeit der Heiligenleben. Traditionen der Dialoggestaltung bei Gonzalo de Berceo. – In: Nine Miedema, Monika Unzeitig, Franz Hundsnurscher (Hg.): *Redeszenen in der mittelalterlichen Großepik: Komparatistische Perspektiven*, 193-212. – Berlin: Akademie Verlag.

- Schrott, Angela (2011b): Die Zeiten ändern sich. Zur Verwendung des *imparfait* in narrativen Kontexten. – In: *Romanistisches Jahrbuch* 62, 137-164.
- Schrott, Angela/Maaß, Christiane (2010): Grammatikalisierung und Polyfunktionalität deiktischer Formen in den romanischen Sprachen. – In: Christiane Maaß, Angela Schrott (Hg.): *Wenn Deiktika nicht zeigen: zeigende und nichtzeigende Funktionen deiktischer Formen in den romanischen Sprachen*, 5-29. – Münster/Hamburg: LIT Verlag.
- Stubbs, Michael (2010): Three Concepts of Keywords. – In: Marina Bondi, Mike Scott (Hg.): *Keyness in Texts*, 21-42. Amsterdam: Benjamins.
- Weinrich, Harald (1971): *Literatur für Leser. Essays und Aufsätze zur Literaturwissenschaft*. – Stuttgart: Kohlhammer.
- Wilhelm, Raymund (2011): Die *Scientific Community* – Sprachgemeinschaft oder Diskursgemeinschaft? Zur Konzeption der Wissenschaftssprache bei Brunetto Latini und Jean d'Antioche. – In: Wolfgang Dahmen u. a. (Hg.): *Die romanischen Sprachen als Wissenschaftssprachen*. Romanistisches Kolloquium XXIV, 121-153. Tübingen: Narr.
- Wilhelm, Raymund (2001): Diskurstraditionen. – In: Martin Haspelmath, Ekkehard König, Wulf Oesterreicher, Wolfgang Raible (Hg.): *Sprachtypologie und sprachliche Universalien. Ein internationales Handbuch*, Berlin/New York: De Gruyter, Bd. I, 467-477.
- Wilhelm, Raymund (1996): *Italienische Flugschriften des Cinquecento (1500-1550). Gattungsgeschichte und Sprachgeschichte*. – Tübingen: Niemeyer.

Anke Grutschus, Ludwig Fesenmeier

***Ni fleurs ni couronnes*: Todesanzeigen im historischen Wandel**

1. Einleitung

Todesanzeigen in Tageszeitungen können grundsätzlich als bereits sehr gut untersuchter Forschungsgegenstand gelten, ebenso hinsichtlich der Perspektiven wie der – gerade auch romanischen – Sprach- beziehungsweise Kulturräume.¹

Während für den deutschen und für den anglophonen Raum auch die historische Dimension Beachtung gefunden hat, existieren im Bereich der Romania – sieht man ab von Boutinet/Croix (1992) und Makarova (2006), die aber vor allem religionshistorisches Erkenntnisinteresse haben, – bislang kaum diachron ausgerichtete Untersuchungen.² Gegenstand dieses Beitrags sind insoweit erste Sondierungen in dieser Perspektive, wobei wir uns vorrangig mit überregionalen, teilweise aber auch regionalen Tageszeitungen aus Frankreich, Spanien und Italien befassen. Unsere Analyse ist dabei wesentlich qualitativ ausgerichtet, d. h. wir streben keine zahlenmäßige Auswertung unseres (noch etwas heterogenen) Korpus an.

Der Beitrag gliedert sich in drei Abschnitte: Nach einigen methodischen Vorüberlegungen stellen wir, nach Sprach- beziehungsweise Kulturräumen gegliedert, erste Ergebnisse unserer Korpusanalyse vor und ziehen abschließend eine kurze Bilanz.

¹ Vgl. Zeck 2001: 181f. für einen Überblick und entsprechende bibliographische Angaben.

² Diese Forschungslücke beklagt etwa Petrucci 1995: 162: „Purtroppo la scarsazza di ricerche su questo particolare ‚genere‘ epigrafico [...] non permette di ricostruire le caratteristiche formali e testuali e i cambiamenti nel tempo con l’auspicabile completezza.“

2. Methodik

2.1. Terminologisch-Begriffliches

In vielen, auch neueren Arbeiten zu Todesanzeigen ist diesbezüglich von einer „Textsorte“ die Rede; Stein (2010: 373) etwa verweist auf die Bestimmung bei Brinker:

Textsorten [...] sollen [...] ganz allgemein als komplexe Muster sprachlicher Kommunikation verstanden werden, die innerhalb einer Sprachgemeinschaft im Laufe der historisch-gesellschaftlichen Entwicklung aufgrund kommunikativer Bedürfnisse entstanden sind. (Brinker 2005: 138)

Insbesondere seit den Arbeiten von Koch (1997) und Oesterreicher (1997) ist neben den Begriff der „Textsorte“ derjenige der „Diskurs-“ bzw. „Texttradition“ getreten.³ Kommt hier bereits terminologisch zum Ausdruck, dass es um „historisch konventionalisierte Techniken, ‚Regeln‘ [...] oder ‚Muster‘ [...] der Textproduktion“ (Aschenberg 2003: 5; Hervorhebung A. G./L. F.) geht, hat diese Begrifflichkeit gegenüber der eher klassifikatorisch orientierten ‚Textsorte‘ zunächst auch den Vorteil einer sprachtheoretischen Fundierung.⁴

Wenngleich sicher noch weiterer Klärungsbedarf in Bezug auf die Details dieser Fundierung besteht,⁵ liegt im Rahmen einer diachronen Untersuchung die Rede von Diskurs- beziehungsweise *Texttraditionen* nahe, denn die damit verbundene Perspektivierung erlaubt wichtige Präzisierungen: Zum einen verweisen Diskurs-traditionen als „normative, die Diskursproduktion und Diskursrezeption steuernde, konventionalisierte Muster der sprachlichen Sinnvermittlung“ (Oesterreicher 1997: 20) unmittelbar auf das expressive bzw. textbezogene Wissen von Sprechern, das sowohl mediale wie konzeptionelle Aspekte umfasst; zum anderen trägt der Begriff der Diskurs- bzw. Texttradition gerade dem Aspekt „der Herausbildung und des Wandels [...] auf der Grundlage zunächst der in den Texten selbst sich manifestierenden Phänomene“ (Aschenberg 2003: 8) Rechnung.

³ Vgl. dazu etwa Aschenberg 2003: 4 mit weiteren Hinweisen. Für ‚Texttradition‘ plädiert Lebsanft 2005: 26, Anm. 3, und 30.

⁴ Vgl. dazu Koch 1997, Oesterreicher 1997 sowie die Überlegungen in Aschenberg 2003: 4-9.

⁵ Vgl. dazu etwa Lebsanft 2005: 30-32.

2.2. Korpus

Das der Untersuchung zugrunde liegende Korpus umfasst Anzeigen aus spanischen, französischen und italienischen überregionalen und regionalen Tageszeitungen, die im Zeitraum zwischen den Jahren 1861 und 2011 erschienen sind (vgl. Abbildung 1). Dem Ziel eines chronologisch wie – gerade im Hinblick auf regionale Zeitungen – geographisch homogenen Korpusdesigns stehen allerdings deutliche Unterschiede in der Verfügbarkeit des Materials in Bibliotheken und Online-Archiven entgegen.⁶

Spanien			
überreg. (ab 1880)	-1945 reg. (ab 1897)	1946- überreg.	reg.
<i>El Globo, La Iberia, El Liberal, El País*, ABC</i>	<i>El Heraldo de Madrid, El Noroeste, La Prensa, Voluntad</i>	<i>El País, ABC</i>	<i>El Correo Gallego, El Ideal Gallego, La Voz de Galicia, Voluntad, Atlántico</i>
Frankreich			
überreg. (ab 1861)	-1945 reg. (ab 1849)	1946- überreg.	reg.
<i>L'Humanité, Le Temps, Le Figaro</i>	<i>Journal de Toulouse, Écho de Lyon, Journal de Lyon, Express du Midi, L'Ouest-Éclair</i>	<i>Le Figaro, Le Monde</i>	<i>Ouest-France, Le Dauphiné libéré, L'Est Républicain, Journal de la Haute Marne, Le Parisien aujourd'hui, Le Progrès</i>
Italien (überreg.)			
1914 -			
<i>Corriere della Sera, La Stampa</i>			

* Hierbei handelt es sich um eine mit der aktuellen lediglich namensgleiche Tageszeitung.

Abbildung 1: Korpusüberblick

⁶ Diese Einschränkung gilt insbesondere für historische italienische Regionalzeitungen (bei den in Adamoli 2008 zusammengestellten Texten handelt es sich z. B. nur um Nachrufe). Für Italien beschränken wir uns daher auf die überregionale Presse.

Berücksichtigt wurden ausschließlich Anzeigen, in denen Privatpersonen den Tod von Angehörigen oder Freunden mitteilen,⁷ nicht hingegen von Firmen geschaltete Anzeigen für verstorbene Mitarbeiter, Danksagungen oder Gedenkanzeigen zum Jahrestag des Todes verstorbener Angehöriger.

3. Analyse

Die Korpusauswertung ist nach Sprachräumen gegliedert: An erster Stelle steht die Betrachtung französischer Todesanzeigen (3.1.), hierauf folgen spanische (3.2.) und italienische (3.3.). Innerhalb der einzelnen Abschnitte wird nach überregionalen und regionalen Zeitungen differenziert,⁸ wobei zunächst jeweils, als aktueller ‚Endpunkt‘ der Entwicklung, in knapper Form zeitgenössische Beispiele vorgestellt werden.⁹

3.1. Frankreich

3.1.1. Aktuelle Todesanzeigen¹⁰

In französischen überregionalen Tageszeitungen erscheinen Todesanzeigen in der Regel im sogenannten *Carnet du Jour*, das auch Hinweise auf öffentliche Vorträge sowie Geburts- und Heiratsanzeigen enthält. Alle Anzeigen sind ein-spaltig und durch schmale Querstriche voneinander getrennt. Der Name des Verstorbenen ist durch Fettdruck hervorgehoben und steht im Zentrum der Anzeige. In Abbildung 2 ist die prototypische Abfolge der Textelemente in

⁷ Inwieweit diese Anzeigen tatsächlich von den Auftraggebern selbst formuliert wurden, ist nicht ohne Weiteres zu entscheiden. Mehrheitlich wird in den Anzeigen ein Beerdigungsinstitut genannt, das sicherlich zumindest Formulierungsvorschläge vorgegeben hat (vgl. etwa Bascetta 1974: 119 zu Italien), jedoch wären spezifischere Analysen notwendig, um Einblick in die Einzelheiten des Textproduktionsprozesses zu erhalten. In älteren Jahrgängen bestimmter Zeitungen (siehe unten) deutet die namentliche Nennung eines Redakteurs darauf hin, dass die Anzeigen aus der Feder eines Journalisten stammen.

⁸ Mit Ausnahme von Italien, vgl. oben, Anm. 5.

⁹ Zu den ‚Vorläufern‘ der Texttradition ‚Todesanzeige in der Zeitung‘ am Beispiel des französischen Kulturraums vgl. etwa Esquieu 1904, Feyel 2000, Gaude-Ferragu 2003 und Vovelle 1979; zum deutschsprachigen Raum vgl. u. a. Stein 2010: 376f. und Zeck 2001: 183f., zu England und Mexiko bzw. bestimmten hispanophonen Gebieten in den USA Williams 2003: 694f.

¹⁰ Zu generellen Tendenzen vgl. Drescher 2002, Eckkrammer 1996, Reiß 1977/1978 und Schiffko 1997, zu Unterschieden zwischen regionaler und überregionaler Presse Hammer 2008a und 2008b.

schematisierter Form¹¹ dargestellt (obligatorische Elemente sind grau unterlegt) und durch ein authentisches Beispiel illustriert. In den seltensten Fällen werden alle der genannten Elemente realisiert, das Schema zeigt vielmehr eine ‚Maximallösung‘, wobei auch der Umfang der einzelnen Textelemente selbst variiert.

Ortsangabe	
Hinterbliebene	Mme Robert Déséricourt, née Françoise Bellezanne, son épouse,
Todesnachricht	ses enfants, ses beaux-enfants, ses petits-enfants, ses arrière-petits-enfants
Name	M. Robert DÉSERICOURT
persönliche Angaben	croix de guerre 1939-1945, survenu dans sa 94 ^e année.
Todestag, Alter	La cérémonie religieuse aura lieu en l'église Notre-Dame-du Perpétuel-Secours, Paris (11 ^e), le lundi 20 juin 2011, à 14 h 30.
Dank an Betreuer	Cet avis tient lieu de faire-part.
Angaben zur Bestattung	
praktische Hinweise	
Kondolenzadresse	
Textfunktion	

Abbildung 2: Prototypische Abfolge von Textelementen in aktuellen französischen Todesanzeigen und Beispiel aus *Le Figaro* (Juni 2011)

Auf sprachlicher Ebene lässt sich zunächst festhalten, dass die Anzeige selbst aus mindestens zwei bis maximal fünf vollständigen Sätzen besteht, deren erster mit der Altersangabe endet. Die praktischen Hinweise hingegen sind in der Regel averbal gehalten, besonders häufig finden sich hier Wendungen wie *Ni fleurs ni couronnes*,¹² *Pas de plaques*, *Condoléances sur registres* oder *Fleurs naturelles uniquement*.¹³

Insbesondere der erste Satz ist außerordentlich stereotyp, er enthält in fast allen Fällen das Verbalsyntagma *faire part* (sehr selten *annoncer* oder *informer*) im Infinitiv und variiert lediglich in Bezug auf die regierende Konstruktion: „[Namen der Hinterbliebenen] ont la (grande/triste/immense) douleur/tristesse

¹¹ Das Schema orientiert sich an der Darstellung in Stoeva-Holm 2005: 173.

¹² Zur Verwendung speziell dieses Hinweises in *Le Temps* und *Le Monde* vgl. Rivet 1989 und Rivet 1994.

¹³ Reiß 1977/1978: 65 kennzeichnet die genannten Formeln als „sehr lakonisch“ und führt die Kürze darauf zurück, dass französische Todesanzeigen noch deutlich den Charakter von Kleinanzeigen haben.

[oder] le chagrin/le regret de vous faire part du décès de [Name des Verstorbenen].“ Sehr selten hingegen sind *cleft*-Konstruktionen der Form „C’est dans la / avec tristesse [oder] avec une grande émotion¹⁴ que nous vous annonçons le décès de [Name des Verstorbenen]“. Ebenfalls nur in Einzelfällen belegt sind einleitende Sätze mit religiösen Verweisen wie „Il s’en est allé vers d’autres lieux“ oder „Le Seigneur a appelé près de Lui [Name des Verstorbenen]“.¹⁵

Immerhin etwa 25% der untersuchten Anzeigen weichen in der Reihenfolge der Elemente vom skizzierten Prototyp ab.¹⁶ Die Todesnachricht ist hier unpersönlich formuliert, wobei sich das Subjekt des Satzes auf den Auftraggeber der Anzeige, d. h. auf die Familie beziehungsweise auf das Bestattungsunternehmen bezieht:¹⁷ „On nous prie d’annoncer le décès de [Name des Verstorbenen] de la part de [Name der Hinterbliebenen]“.

Insgesamt lassen die aktuellen französischen Todesanzeigen drei Textfunktionen¹⁸ erkennen: Das meiste Gewicht scheint der informierenden Funktion zuzukommen – dies macht bereits die Benennung als *avis de faire-part* sowie die prominente Position des Verbalsyntagmas *faire part* deutlich. Eine emotionale Funktion ist gleichwohl an der Verwendung der Gefühlsnomina *douleur*, *tristesse* usw. erkennbar: Die Todesanzeige dient den Angehörigen (natürlich auch) dazu, ihre Trauer öffentlich zu bekunden.¹⁹ Schließlich kommt den französischen Anzeigen durch die praktischen Hinweise Steuerungsfunktion²⁰ zu, die allerdings aufgrund der averbalen Formulierungen als indirekt einzustufen ist.

¹⁴ Der Verweis auf die Trauer der Hinterbliebenen ist ein solch fester Bestandteil der einleitenden Formel, dass sein Fehlen als markiert angesehen werden muss (vgl. auch Hammer 2008a: 255).

¹⁵ Wie die Korpusanalyse zeigt, stellen in aktuellen französischen Anzeigen weniger stereotype Formulierungen nur eine marginale Erscheinung dar (zu Beispielen vgl. etwa Rivet/Rivet 2009: 82–87, die von einem Phänomen „à la marge“ 2009: 81 sprechen); mit Makarova 2003: 116 generell von einer „nouvelle tendance“ auszugehen erscheint – zumindest quantitativ – noch etwas verfrüht. Roux 2010: 187 verweist diesbezüglich auf Unterschiede zwischen einzelnen Tageszeitungen.

¹⁶ Wie die historische Analyse zeigen wird, handelt es sich hierbei eigentlich um die ältere Form.

¹⁷ Vgl. auch Reiß 1977/1978: 48. Für die Analyse der historischen Entwicklung wird zu beachten sein, dass – je nach Zeitung – die Anzeigen zunächst von Journalisten verfasst wurden. Nach Makarova 2003: 115 wurden die in *Le Figaro* erscheinenden Anzeigen erst seit den 1920er Jahren von den Hinterbliebenen in Auftrag gegeben. Auf eine vergleichbare Entwicklung im anglophonen Raum verweist Fries 1990: 69: „Death notices originated as normal news items, for which a newspaper reporter was responsible.“

¹⁸ Zu den verschiedenen Funktionen der Todesanzeige vgl. etwa Delteil 2005: 19, Jürgens 1996: 228–233, Stein 2010: 375f.

¹⁹ Die Relevanz der emotionalen Funktion dürfte allerdings deutlich begrenzt sein, vgl. das in Anm. 14 Gesagte. Hier unterscheiden sich französische Todesanzeigen offensichtlich von aktuellen deutschen Anzeigen, für die Linke 2001 eine Entwicklung weg von der *Todesanzeige* hin zur *Traueranzeige* konstatiert (vgl. dazu auch weiter unten, 3.1.2.).

²⁰ Vgl. hierzu ausführlich Hammer 2010.

Auch in französischen Regionalzeitungen erscheinen die Todesanzeigen zum Teil in einem mit *Carnet du Jour* betitelten Abschnitt gemeinsam mit Geburts- und Heiratsanzeigen, einige Zeitungen jedoch (beispielsweise *L'Est Républicain*) führen eine eigene Rubrik *Avis de décès*. Insgesamt weisen die Anzeigen hier im Vergleich zu den überregionalen Zeitungen eine größere Variationsbreite auf, die jedoch hauptsächlich im formalen Bereich liegt: Die Anzeigen sind häufig mit einem (mehr oder weniger schmalen) schwarzen Rand eingefasst (z. B. in *L'Est Républicain*) und enthalten zum Teil auch Fotos²¹ der Verstorbenen (z. B. im *Journal de la Haute Marne*) und Symbole²² wie z. B. Tauben (z. B. in *Ouest-France*). Vermutlich der schnelleren Orientierung für die Adressaten dient die Hervorhebung von Ort und Uhrzeit der Bestattung durch Fettdruck;²³ ebenfalls durch Fettdruck hervorgehoben ist die oberhalb des Anzeigentextes platzierte und systematische Angabe des Wohnorts des Inserenten. In den meisten Zeitungen aufgeführt wird der Name des Bestattungsunternehmens, mit dem die Anzeige nach unten hin abschließt. Natur und Abfolge der Inhaltselemente entsprechen ansonsten weitgehend der oben skizzierten Struktur der überregionalen Zeitungen.²⁴

Hammer (2008a) stellt bei einigen französischen Regionalzeitungen einen im Vergleich zu Todesanzeigen in überregionalen Zeitungen größeren Grad an Emotionalität fest, der sich sprachlich im untersuchten Korpus hauptsächlich über die Kennzeichnung der emotionalen Nähe zwischen Verstorbenem und Hinterbliebenen manifestiert, wie sie aus der appositiven Nennung von Kosenamen und -wörtern sowohl für die Verstorbenen (z. B. „Georges O. dit ‚Jojo‘“) als auch für die Inserenten (z. B. „Madame Jacqueline U., sa *maman*“) resultiert.

3.1.2. Historische Entwicklung

Insbesondere Linke (2001) und Rivet (1994) haben herausgearbeitet, dass sich – zum Teil allerdings erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts – die funktionale Ausrichtung von Todesanzeigen dahingehend verändert, dass der emotionalen Komponente stärkeres Gewicht zukommt, worauf die Formulierung „Traueranzeige“ (vgl. Linke 2001) bzw. der seit den 1970er Jahren zunehmende Gebrauch intensivierender Epitheta (*immense, très grand, pro-*

²¹ Zur Rolle von Fotografien in Todesanzeigen vgl. Lage-Müller 1995: 166, Anm. 1.

²² Zur Illokution häufig gebrauchter Symbole in Todesanzeigen vgl. Zeck 2001: 190-193.

²³ Hammer 2008a: 259 interpretiert diese typographische Hervorhebung als Indiz dafür, dass der „Appell-Charakter stärker im Vordergrund [steht]“.

²⁴ Dies bestätigt u. a. auch Rist 2002: 357.

fond, extrême etc.) bei Nomina wie *peine, regret, chagrin* oder *tristesse* als Ausdruck einer „montée en puissance de l'affect“ (Rivet 1994: 25) hindeuten.

Andererseits könnten die romanischen Todesanzeigen einen Standardisierungsprozess durchlaufen haben, an dessen Ende eine mehr oder weniger stark stereotypisierte Texttradition steht – wenn „Konventionen im Einzeltext sich nach Maßgabe der jeweiligen Standardisierung zeigen“ (Aschenberg 2003: 6), liegt beispielsweise in den französischen überregionalen Zeitungen diesbezüglich ein sehr hoher Grad vor. Die Entwicklung wäre dann analog zu derjenigen britischer Todesanzeigen verlaufen, für die Fries (1990: 63) vom 18. Jahrhundert bis heute eine „tendency towards greater precision and less individuality“ feststellt. Hierbei sind jedoch gegebenenfalls unterschiedliche Etappen in der Entwicklung²⁵ zu differenzieren, da etwa Rivet (1994) seit den 1970er Jahren eine verstärkte Tendenz zur Individualisierung feststellt, die mit einer „dérégulation du langage annonçant le décès“ (Rivet 1994: 24) verbunden sei.

Bereits an dieser Stelle sei vorweggenommen, dass sich diachron betrachtet der Unterschied zwischen regionalen und überregionalen Zeitungen genau umgekehrt darstellt: Die Variationsbreite ist in den überregionalen Zeitungen zunächst wesentlich größer als in den Regionalzeitungen, allerdings ist in beiden Zeitungstypen eine außerordentliche formale wie funktionale Vielfalt festzustellen. Wir beschränken uns deshalb lediglich auf einige besonders saliente Veränderungen.

In den überregionalen Zeitungen finden sich zum Teil bereits seit den 1860er Jahren Rubriken mit Todesmitteilungen: Im „journal socialiste quotidien“ *L'Humanité*, das 1904 erstmalig erschien, sind dies mit *Obsèques civiles* oder *Nécrologie* betitelte Kurzmeldungen, in *Le Figaro* hingegen erscheint seit den 1870er Jahren ein mit *Décès* betitelter Abschnitt in der Rubrik *Faits Paris – Avis utiles*; mit Beginn des 20. Jahrhunderts erscheinen die Todesnachrichten dann unter der Überschrift *Deuil* in der ‚mondänen‘ Rubrik *Le Monde et la ville*. In *Le Temps* schließlich ist die Rubrik *Nécrologie* mit Erscheinungsbeginn der Zeitung im Jahre 1861 zunächst neben unterschiedlichen Rubriken mit Kurzmeldungen platziert und findet sich später zwischen dem Theaterprogramm und den Buchbesprechungen wieder. Es ist jedoch aus verschiedenen Gründen fraglich, ob diese frühen *Todesmitteilungen* tatsächlich bereits als *Todesanzeigen* im oben skizzierten Sinne bezeichnet werden können: Zunächst werden in allen drei Zeitungen die Meldungen von zum Teil namentlich ge-

²⁵ Rivet 1994 unternimmt auf der Grundlage seiner Analyse von Todesanzeigen in *Le Temps* und *Le Monde* im Zeitraum von 1889 bis 1989 eine Periodisierung in insgesamt vier Abschnitte („fin du XIX^e-début du XX^e“, „l'entre-deux-guerres“, „les années cinquante et soixante“ sowie „des années soixante-dix à aujourd'hui“), die sich jedoch größtenteils an geschichtlichen Ereignissen bzw. an gesellschaftlichen Entwicklungen orientiert.

nannten Redakteuren verfasst, was sie tendenziell in die Nähe von Kurzmeldungen rückt, von denen sie sich auch in ihrer formalen Gestaltung kaum unterscheiden.

Zudem weisen zumindest die Mitteilungen in *Le Figaro* und *Le Temps* sehr große Ähnlichkeit mit der Texttradition ‚Nachruf‘ auf, worauf bereits die Überschrift *Nécrologie* hindeutet. Die Meldungen enthalten mehr oder weniger ausführliche biographische Elemente in eher narrativem Duktus, verstehen sich jedoch zum Teil auch als *faire-part* mit praktischen Hinweisen zu den Trauerfeierlichkeiten, wie folgende Anzeige aus *Le Figaro* vom 18.09.1906 illustriert:²⁶

- (1) Nous avons le regret d'apprendre la mort de M. Alexandre de Lucenski, décédé à Chatou après une longue et pénible maladie qui, depuis près de quatre ans, l'avait écarté des affaires. A. de Lucenski avait été l'un des collaborateurs les plus actifs des services commerciaux de l'*Agence Havas* et de l'„*Agence Lagrange et Cerf*“ et il avait consacré une grande partie de ses dernières années aux sports, fondant successivement la *Bicyclette* et le *Journal des Sports*. D'une grande droiture en affaires, A. de Lucenski laisse à ses amis le souvenir d'un homme actif, affable et bon.

Ses obsèques seront célébrées demain mercredi à dix heures et demie, à Chatou. On se réunira à la maison mortuaire, 23, rue François Laubeuf.

Il ne sera pas envoyé de faire-part; on est prié de considérer le présent avis comme en tenant lieu.

Bisweilen beinhalten die Rubriken mit sogenannten *récits d'obsèques* auch kleine Reportagen von Beerdigungen berühmter Persönlichkeiten. Daneben finden sich, meist für weniger prominente Verstorbene, listenartige Aufzählungen von Todesfällen und Bestattungen (vgl. z. B. *Le Figaro* vom 17.01.1889: „principaux enterrements du 16 janvier: [...]“).

Die außerordentliche Heterogenität der Todesmitteilungen in den überregionalen Zeitungen setzt sich bis zum Beginn der 1950er Jahre fort, erst dann sind Todesanzeigen und Nachrufe auch formal klar getrennt. Jedoch finden sich seit der Jahrhundertwende vereinzelt Anzeigen, in denen die Hinterbliebenen explizit als Auftraggeber – meist eingeleitet mit „de la part de ...“ – in Erscheinung treten und die damit durchaus der Texttradition ‚Todesanzeige‘ zugerechnet werden dürfen:

- (2) Nous avons le regret d'apprendre la mort de Mme veuve Charles Porgés née Schnapper. [...] De la part de M. et Mme Dreyfus, de Mme Hélène Porgés et de M. et Mme André Chevrillon. (*Le Figaro*, 11.09.1906)

²⁶ Ähnliche Beispiele finden sich in Adamoli 2008, vgl. etwa 2008: 1 (Arcieri Raffaele) oder 2008: 20 (Rozzi Francesco).

In den 1930er Jahren nimmt der Anteil dieser Anzeigen in *Le Figaro* und *Le Temps* deutlich zu, wenn auch ihre sprachliche Gestaltung weiterhin heterogen bleibt: Während einige Anzeigen bereits die aktuelle stereotype Wendung „... ont la douleur de faire part de la mort de ...“ verwenden, finden sich ähnlich häufig die Formulierungen „on nous prie d’annoncer la mort de ... de la part de ...“ und „nous apprenons la mort de ... de la part de ...“. Seit den 1960er Jahren ist im Korpus keinerlei nennenswerte Veränderung der überregionalen Todesanzeigen zu verzeichnen – u. a. die von Rivet (1994) verzeichnete Tendenz zur Individualisierung lässt sich an dieser Stelle zumindest quantitativ nicht bestätigen.

Auch in den untersuchten Regionalzeitungen zeichnen sich die – seit Mitte des 19. Jahrhunderts vorliegenden – Todesmitteilungen zunächst durch große Heterogenität auf formaler, funktionaler wie sprachlicher Ebene aus. Finden sich zunächst Listen mit Bestattungen beziehungsweise Todesfällen unter unterschiedlichen Überschriften (z. B. *Décès et Inhumations* in *La Tribune* oder *Convois mortuaires* in *L’Ouest-Éclair*), sind daneben im Laufe der 1870er Jahre vereinzelt *avis de décès* belegt, die sich jedoch ganz explizit nur als Ergänzung beziehungsweise Ersatz eines persönlich adressierten *lettre de faire-part* verstehen und eine Einladung zur Bestattung enthalten:

- (3) Les amis et connaissances des familles KRONN et TEYNARD qui, par oubli, n’auraient pas reçu de lettre de faire part du décès de Madame Veuve Kronn, sont priés de considérer le présent avis comme une invitation à assister à ses funérailles, qui auront lieu le mercredi 3 courant, à huit heures trois quarts du matin [...].
(*Journal de Lyon*, 03.01.1872)

Unmittelbar nach der Jahrhundertwende finden sich in unterschiedlichen Regionalzeitungen die ersten Belege für Todesanzeigen im engeren Sinne; auffällig ist hier, dass diese – deutlich früher als in den überregionalen Zeitungen – unmittelbar ein einheitliches Formulierungsmuster aufweisen, das zudem nicht im Zusammenhang mit der Texttradition ‚Nachruf‘ steht. Die Todesnachricht lautet beispielsweise in der in Rennes erscheinenden Zeitung *L’Ouest-Éclair* folgendermaßen: „[Name der Angehörigen] ont la douleur de faire part à leurs amis et connaissances de la perte cruelle qu’ils viennent d’éprouver en la personne de [Name des Verstorbenen].“

Auch die graphische Gestaltung der Todesanzeigen ist relativ einheitlich: Die einzelnen Strukturelemente sind abgesetzt, der Name des Verstorbenen, meist in größerer Schrift und zum Teil in Kapitälchen, steht im Zentrum der Anzeige. Die einzelnen Anzeigen sind durch mehr oder weniger breite Balken voneinander abgesetzt, eine Überschrift kennzeichnet deren genaue Funktion: Neben *avis de décès* finden sich auch *avis d’anniversaire*, *avis de neuvaine*, *avis de messe*, *avis de convoi* und *remerciements*.

Die Inhaltselemente entsprechen bereits weitgehend denjenigen der aktuellen Anzeigen, lediglich die funktionale Gewichtung divergiert ein wenig: Darauf, dass in den frühen Anzeigen die emotionale Funktion im Vordergrund steht, deutet u. a. die zentrale Formulierung „... ont la *douleur* de faire part de la *perte cruelle* qu'ils viennent d'*éprouver* ...“ hin. An zweiter Stelle steht eindeutig die Steuerungsfunktion, da sich die Mehrzahl der Anzeigen vorrangig als Einladung zur Bestattung denn als reine Bekanntgabe des Todesfalls versteht. Die weitere Entwicklung hin zur aktuellen Form vollzieht sich in kleinen Schritten, die sich je nach Zeitung unterscheiden, sodass deren detaillierte Darstellung den Rahmen des vorliegenden Beitrags sprengen würde.

3.2. Spanien

3.2.1. Aktuelle Todesanzeigen

In den überregionalen spanischen Tageszeitungen *ABC* und *El País* werden Todesanzeigen in der Rubrik *Agenda* veröffentlicht; in *ABC* finden sich hier auch Geburtstage von Prominenten sowie Lotto-Ergebnisse, in *El País* Todesanzeigen und Nachrufe.

Die Anzeigen sind in der Regel mehrspaltig und gerahmt; hinsichtlich der Inhaltselemente unterscheiden sich *ABC* und *El País* kaum,²⁷ jedoch ist die graphische Gestaltung in *El País* grundsätzlich ‚nüchterner‘ (vgl. Abbildung 3).

Die Todesnachricht wird stereotyp mit *falleció* eingeleitet, Alter, Todestag und -ort werden in Umstandsangaben präzisiert, der Hinweis auf die Sterbesakramente erfolgt in Form einer *gerundio*-Konstruktion. Nach einer eventuellen Fürbitte folgt ein zweiter Satz, in dem die Angehörigen als Subjekt um ein Gebet für das Seelenheil bitten. Die Anzeige schließt mit Angaben zur Bestattung beziehungsweise Messe, praktische Hinweise bleiben eher die Ausnahme.²⁸

²⁷ Vgl. auch Ollaquindia 1998: 39.

²⁸ Dieses Muster ist auch die Regel in *El País*, jedoch ist hier eine wesentlich größere Variationsbreite festzustellen, die den Eindruck individuellerer Gestaltungsmöglichkeiten erweckt.

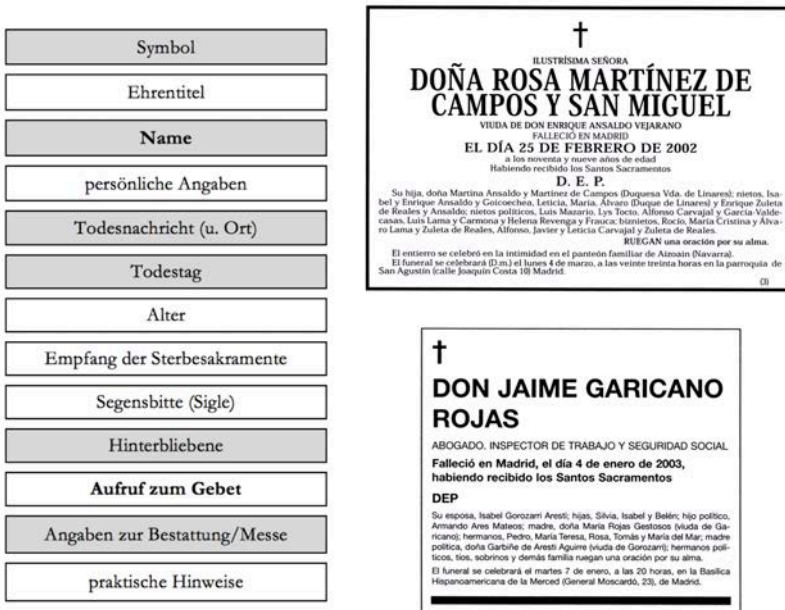


Abbildung 3: Prototypische Abfolge von Textelementen in aktuellen spanischen Todesanzeigen und Beispiele aus *ABC* (oben, Februar 2002) und *El País* (unten, Januar 2003)

Anders als in den französischen Anzeigen wird die informierende Funktion nicht sprachlich expliziert,²⁹ hingegen wird das ‚Seelenheil des Verstorbenen‘³⁰ mit den Siglen, dem Verweis auf die Sterbesakramente und insbesondere mit den zum Teil mehrfachen Bitten um Gebete sehr ausführlich thematisiert.³¹ Ein sprachlicher Ausdruck von Emotionen der Hinterbliebenen fehlt ganz.

In den spanischen Regionalzeitungen finden sich die Todesanzeigen einheitlich in der eigenständigen Rubrik *Esquelas*, die häufig unmittelbar den Kleinanzeigen vorangeht. Die Anzeigen weisen lediglich geringfügige Abweichungen gegenüber dem überregionalen Prototyp auf: In einigen Zeitungen ist die Nennung der Angehörigen durch Fettdruck hervorgehoben. Die Angaben zur Bestattung haben aufzählenden Charakter, systematisch wird das Bestattungsunternehmen genannt. Die praktischen Hinweise sind insgesamt ausführ-

²⁹ So findet sich beispielsweise kein Verb, das frz. *faire part, annoncer* o. ä. entspräche; *esquela* impliziert jedoch eine mitteilende Funktion, vgl. *DUE, ESQUELA* 1.: »[...] carta breve“.

³⁰ Vgl. Reiß 1977/1978.

³¹ Selbst wenn diese Elemente so konventionalisiert sind, dass allenfalls ihr Fehlen als ‚markiert‘ wahrgenommen würde (vgl. oben, Anm. 14), ist zu beachten, dass sie typographisch beträchtlichen Raum einnehmen.

licher und betreffen beispielsweise die Aufbahrung mit Verweis auf die *capilla ardiente* oder auch die Anfahrt zum Friedhof:

- (4) [...] *Nota: Para asistir a dichos actos saldrá un ómnibus a las once de la mañana de Torrente, n° 67 (farmacia), pasando por iglesia de Conxo y tanatorio, con regreso al final de los actos. (Correo Gallego, 13.09.2011, Hervorhebung im Original)*

In einigen Zeitungen ist am unteren Rand der Anzeigen vermerkt, wann und wo sie aufgegeben wurden. Schließlich sprechen die Angehörigen häufig bereits in der eigentlichen Todesanzeige vorzeitigen Dank für die Anteilnahme der Adressaten aus:

- (5) [...] *Sus hijos [...] [r]uegan una oración por el eterno descanso de su alma y agradecen la asistencia al funeral de cuerpo presente [...], por cuyos favores anticipan gracias [...]. (La Voz de Galicia, 13.09.2011)*

3.2.2. Historische Entwicklung

Die frühesten Todesanzeigen finden sich in spanischen Tageszeitungen seit den 1880er Jahren. In regionalen wie überregionalen Zeitungen handelt es sich dabei um zum Teil mehrspaltige gerahmte Anzeigen, die inmitten von Werbe- und Kleinanzeigen auf der letzten Seite der Zeitung platziert sind.³² Andere Formen der Todesmitteilung – wie beispielsweise die in französischen Zeitungen in der Anfangszeit sehr häufigen Listen mit Todesfällen beziehungsweise Beisetzungen – sind im untersuchten Korpus nicht belegt.

Strukturell gesehen lassen die Anzeigen nur im Detail Unterschiede zu den oben dargestellten aktuellen Todesanzeigen erkennen. So steht beispielsweise das Verb der eigentlichen Todesnachricht, meist *fallecer*,³³ offenbar je nach Präferenz der Zeitung wahlweise im *perfecto compuesto* (*ha fallecido*) oder im *perfecto simple* (*falleció*). Insgesamt wirken die Anzeigen in allen Zeitungen typographisch sehr unruhig, da Auszeichnungen wie Fett- und Kursivdruck (und Kombinationen davon), unterschiedliche Schriftgrößen, Kapitälchen und Normalschrift mehr oder weniger bunt gemischt werden (vgl. auch unten, Abbildung 4). Beinahe systematisch wird unterhalb der Anzeige das jeweilige Bestattungsunternehmen genannt.

Was die unterschiedlichen Textfunktionen betrifft, so enthalten bereits die ältesten Todesanzeigen im Unterschied zu den modernen auch eine emotionale Komponente, die in der Regel über Epitheta wie *desconsolado*, *afligido* oder

³² Die schwarze Umrahmung findet sich auch als Gestaltungsmerkmal zahlreicher zeitgenössischer Werbeanzeigen wieder.

³³ Lediglich bei Anzeigen für verstorbene Kinder findet sich häufig *el niño/la niña ... ha subido al cielo*.

inconsolable in Bezug auf die zuerst genannten Hinterbliebenen ausgedrückt wird. Die Steuerungsfunktion ist, insbesondere im Vergleich zu modernen Anzeigen in überregionalen Zeitungen, meist ausführlicher, was sich im Umfang der praktischen Hinweise niederschlägt. Die Mehrzahl der Anzeigen enthält zudem typographisch abgesetzte technische Hinweise wie *El duelo se despide en el cementerio, No se reparten esquelas* und/oder *Se suplica el coche*. Zeitweise und beschränkt auf einzelne Zeitungen wird die Informationsfunktion der Anzeige expliziert mit der Formulierung *participan tan sensible perdida*, die dann unmittelbar verbunden wird mit der mehr oder weniger expliziten Einladung zur Teilnahme an den Trauerfeierlichkeiten (vgl. Abbildung 4).



Abbildung 4: Anzeige aus *Heraldo de Madrid*, 01.03.1901

In den regionalen Zeitungen hat diese Zweigliedrigkeit und die gerade im zweiten Satz heute womöglich etwas zeugmatisch wirkende Koordination sehr unterschiedlicher Appelle mindestens bis in die 1960er Jahre Bestand. In den überregionalen Zeitungen dagegen wird sie bereits ab den 1920er/30er Jahren zugunsten einer stärker gegliederten Form aufgegeben: Die Nennung der Hinterbliebenen endet mit dem Satz *ruegan una oración* o. ä., der im Laufe der Zeit auch um die Nennung der Adressaten gekürzt wird, während die Angaben zu den Trauerfeierlichkeiten typographisch und syntaktisch selbständig werden (vgl. die Beispiele in Abbildung 3).

3.3. Italien

3.3.1. Aktuelle Todesanzeigen

Im Hinblick auf Italien, für das wir uns aufgrund der Korpuslage auf die überregionale Ebene beschränken,³⁴ ergibt sich zunächst hinsichtlich des Layouts ein recht einheitliches Bild: Die Rubrik ist nicht eigens betitelt, sondern lediglich durch schwarze Balken abgesetzt, Gleiches gilt für die einzelnen Anzeigen. Der Name des Verstorbenen erscheint zentriert und im Fettdruck, ebenso, etwas kleiner, gegebenenfalls das Alter; der weitere Text ist im Blocksatz eingrichtet. Unmittelbar auf die eigentliche Todesanzeige – teilweise typographisch integriert, teilweise als selbständige Anzeige – können Kondolenzanzeigen von Freunden, Kollegen usw. folgen (vgl. Abbildung 5).³⁵

Todesnachricht	E' serenamente mancata
Name	Ida Anna Stuardi ved. Marocco anni 88
persönliche Angaben	Lo annunciano i figli Donatella con Giuseppe, Lorenzo e Valentina, Elisabetta; Gianluca con Luisa e Gregorio; Pierluigi con Mariateresa, Francesca e Federico. S. Rosario venerdì 2 ore 17,30 e Funerali sabato 3 ore 11,30 parrocchia S. Agnese, corso Moncalieri 39. Si proseguirà per il Cimitero di Riva presso Chieri.
Hinterbliebene	– Torino, 1 settembre 2011
Angaben zur Messe/Beisetzung	Le famiglie Prato prendono parte al lutto della famiglia Marocco Stuardi per la perdita della cara ANNA.
Ort, Datum	Le famiglie Capello e Gavazzi partecipano commosse al lutto per la dipartita della cara Ida Anna Stuardi –Pecetto Torinese, 2 settembre 2011

Abbildung 5: Prototypische Abfolge von Textelementen in aktuellen italienischen Todesanzeigen und Beispiel aus *La Stampa* (September 2011)

Die Todesnachricht selbst wird meist durch *è mancata* ausgedrückt und je nach den Umständen von Adverbien wie *cristianamente*, *serenamente*, *improvvisamente* begleitet. Die Nennung der Angehörigen erfolgt meist mit der Formel *Lo annunciano con dolore* beziehungsweise in Form eines Funktionsverbgefüges mit *Ne danno il triste annuncio*, die Informationsfunktion der Anzeige wird

³⁴ Zur zeitgenössischen Regionalpresse vgl. etwa Ortu 2002 zu Südtirol, Sironić-Bonefaccié 1995 zu Triest bzw. Istrien, Delitala 1990 zu Sardinien.

³⁵ Vgl. auch die Schemata in Guil 1998: 34 und Ortu 2002: 55-58.

also klar expliziert. Die Angaben zu Rosenkranz, Messe und Bestattung dagegen erfolgen oft averbal.

3.3.2. Historische Entwicklung

Unsere Korpusdaten lassen im Vergleich zur aktuellen Situation eine ganze Reihe von Unterschieden erkennen: Die präzisen, oft ‚bürokratisch‘ formulierten Angaben zu den Todesumständen (Tag, Uhrzeit usw.) lassen auf eine deutliche Relevanz der Informationsfunktion der Anzeige schließen; dieser Funktion entspricht auch die quantitative Dominanz der Formulierung, in der die Angehörigen als Subjekt von *annunciare la morte di* o. ä. auftreten (vgl. die Beispiele in Abbildung 6).



Quest'oggi, alle ore 10,35, dopo repentina malattia, rendeva serena l'anima a Dio

Armida Sighieri n. Palla
d'anni 95

Addoloratissimi, i parenti ne danno il triste annunzio.

I funerali avranno luogo sabato, 23 corr., partendo dall'abitazione in via Giuseppe Pompa, N. 7, alle ore 17.

Non si mandano speciali partecipazioni. Si dispensa dalle visite. Si prega di non inviare fiori. (Pompe fun. Genta).

Il marito Luigi, i figli Vincenzo Ferruccio e Alfredo, il fratello Santo, la zia Rachele, lo zio Carlo, i cognati, nipoti, parenti ed amici tutti annunciano desolati la morte della loro amatissima

Lucia Ruscelli in Rigamonti
d'anni 47, avvenuta il 5 corr., dopo lunghe ed inenarrabili sofferenze sopportate con santa rassegnazione. — I funerali avranno luogo oggi martedì, alle ore 14, partendo dalla casa in corso Roma, 106. — Si ringraziano anticipatamente tutti coloro che parteciperanno alla mesta cerimonia. — **Milano**, 6 ottobre 1925.

Abbildung 6: Anzeigen aus *La Stampa*, 14.08.1914, und *Corriere della Sera*, 6.10.1925

Soweit der Verstorbene als Subjekt kodiert wird, steht dem heute dominierenden, aber zunächst noch seltenen ‚absoluten‘ *manicare* eine große Bandbreite an Formulierungen gegenüber, die von Morandi (1909) einerseits teils dem „Uso comune letterario“ (*manicare ai vivi, spegnersi*), teils dem „Uso vivo fiorentino“ (*spirare, rendere l'anima a Dio*) zugerechnet werden, andererseits als „Nobili“ (*manicare ai vivi, rendere l'anima a Dio*) beziehungsweise „Familiari“ (*spirare*) rubriziert werden. Einer genaueren, auch quantitativen Analyse bedürfen unseres Erachtens noch absolut gebrauchtes *manicare* sowie *spegnersi*: Zu ersterem vermerkt Morandi (1909: 672) „Men comunemente s'usa anche [...] *Manicare* [...], senz'altro“, das letztere kommentiert er ausdrücklich noch mit „Propriamente, cessar di ardere. Ma s'usa anche, metaforicamente, [...] a indicare il

morire“ (1909: 675).³⁶ Hinsichtlich des Tempusgebrauchs bei den *verba moriendi* dominiert bis in die 1930er/40er Jahre hinein das Imperfekt gegenüber dem *passato prossimo*,³⁷ das funktional als *imperfetto narrativo* anzusehen sein dürfte, „col [...] intento di rendere l'evento con maggiore immediatezza“ (Bertinetto 1986: 389). Berücksichtigt man, dass das *imperfetto narrativo* seinen Ursprung wesentlich im „alveo stilistico del romanzo ottocentesco“ (Bertinetto 1986: 381) hat, zeigen diese Veränderungen ebenso wie diejenigen im lexikalischen Bereich deutlich, an welche Traditionen Todesanzeigen hier zunächst anknüpfen.³⁸

4. Ergebnis

Bereits die hier unternommenen ersten Sondierungen haben je nach untersuchtem Sprach- beziehungsweise Kulturraum unterschiedliche, insgesamt aber beachtliche Veränderungen im Bereich der Texttradition ‚Todesanzeige‘ deutlich werden lassen. Ist als übergeordnete Tendenz die Reduktion der anfänglich zu beobachtenden ‚Informationsfülle‘ auf die für die Rezipienten besonders relevanten Elemente festzuhalten, spiegeln sich im Befund für Italien gleichsam auf einer Mikroebene allgemeinere sprachhistorische Entwicklungen.

Die Frage nach dem Wie der Ausformung von sprachlichen und textuellen Merkmalen zu einer Texttradition kann aufgrund der Korpuslage im Augenblick nur vorläufig beantwortet werden: Einiges spricht dafür, dass sich die ‚Todesanzeige‘ als eigenständige Texttradition erst vergleichsweise spät und langsam profiliert, wobei sie – in noch genauer zu untersuchender Weise – an andere Traditionen wie *placard funéraire*, *annuncio mortuario* oder, im journalistischen Bereich, ‚Kurzmeldung‘ beziehungsweise, themenspezifischer, ‚Nachruf‘ anknüpft. In jedem Fall aber ist deutlich geworden, dass der eher klassifi-

³⁶ Zu weiteren Beobachtungen im lexikalischen Bereich vgl. Bascetta 1974, Serianni 1974 und Vanvolsem 1987; zu übergeordneten Entwicklungen im *Corriere della Sera* vgl. Petrucci 1995: 162-164.

³⁷ Interessant ist freilich, dass sich auch in aktuellen *annunci mortuari*, also öffentlich angeschlagenen Todesanzeigen, die Imperfektverwendung antreffen lässt, allerdings in Verbindung mit einer Verbalperiphrase, vgl. etwa „[...] veniva a mancare all'affetto dei suoi cari ...“ (Comacchio [FE], August 2011; Hervorhebung A. G./L. F.). Zum Imperfekt in aktuellen französischen Todesanzeigen vgl. Hausmann 1997: 176f. Aus Umfangsgründen hier lediglich erwähnt seien ferner sporadische Okkurrenzen von *verba moriendi* auch im *passato remoto*, deren Verwendungsbedingungen noch einer genaueren Analyse bedürfen, vgl. etwa „... spirò serenamente alle ore sette di oggi“ (*Corriere della Sera*, 07.09.1914).

³⁸ Bez. der weiteren Entwicklung kommt Petrucci 1995: 163 für den *Corriere della Sera* zu folgendem Schluss: „la struttura formulare, l'estensione, le finalità sono rimaste le stesse fissatesi una volta per tutte dopo la crisi della Grande Guerra“.

katorische Begriff der ‚Textsorte‘ der historischen Dynamik nicht angemessen Rechnung tragen kann.

Im Hinblick auf die Möglichkeit der Rekonstruktion von Texttraditionen aus konkreten Texten und auf entsprechende Kriterien der Korpuserstellung hat sich sehr deutlich gezeigt, dass gerade bei diachroner Betrachtung qualitativ zunächst einmal ‚großzügig‘ vorzugehen ist: Wenngleich unterschiedlichen Texttraditionen zurechenbar, sind zunächst auch Texte mit gegebenenfalls nur mittelbarem thematischen Bezug zu sichten, d. h. eine vorgängige Beschränkung auf ‚Todesanzeigen‘, ohne beispielsweise auch Kondolenzanzeigen oder selbständige Anzeigen lediglich zur Angabe der Bestattungsfeierlichkeiten³⁹ mitzuberoücksichtigen, greift unter Umständen zu kurz.

Die Ergebnisse einer solchen im engeren Sinne sprachwissenschaftlichen Analyse von Todesanzeigen sind freilich immer auch einzubetten in eine umfassendere diskursanalytische Perspektive,⁴⁰ wird doch immer wieder explizit darauf hingewiesen beziehungsweise zumindest implizit davon ausgegangen, dass aus solchen Anzeigen auch das Verhältnis einer Gesellschaft zum Themenbereich ‚Tod/Trauer‘ deutlich werde.⁴¹ Vor diesem Hintergrund wäre es insofern keine *contradictio in adiecto*, in die diachrone Untersuchung von Todesanzeigen bereits auch Online-Plattformen⁴² miteinzubeziehen.

Bibliographie

- Adamoli, Federico (Hg.) (2008): *L'ultima dimora. 25 anni di annunci funebri sul Corriere Abruzzese (1876-1899)*. – Teramo: [Eigenverlag].
- Aschenberg, Heidi (2003): Diskurstraditionen – Orientierungen und Fragestellungen. – In: Heidi Aschenberg, Raymund Wilhelm (Hg.): *Romanische Sprachgeschichte und Diskurstraditionen*, 1-18. Akten der gleichnamigen Sektion des XXVII. Deutschen Romanistentages. Tübingen: Narr.
- Bascetta, Carlo (1974): Ancora sulla tipologia dell'annuncio funebre. – In: *Lingua nostra* 35, 119-123.
- Bertinetto, Pier Marco (1986): *Tempo, aspetto e azione nel verbo italiano*. – Firenze: Accademia della Crusca.
- Boutinet, Jean-Pierre/Croix, Christine (1992): Ritualisation de la mort à travers les faire-part de décès. – In: *Les Dossiers du C[entre de] R[cherche des] É[glises de l'] O[uest]* 26/27, 7-28.
- Brinker, Klaus (2005): *Linguistische Textanalyse*. – Berlin: Schmidt.

³⁹ Vgl. etwa oben den Beleg unter (3).

⁴⁰ Zu den diesbezüglichen Möglichkeiten vgl. Gardt 2007.

⁴¹ Vgl. etwa Linke 2001, Ollaquindia 1998, Petrucci 1995, Rivet 1994.

⁴² Vgl. u. a. <<http://www.avis-de-deces.net>>, <<http://www.defuntioaggi.it>>, <<http://www.quiensehamuerto.com>> (jeweils gesehen am 16.04.2012).

- Delitala, Enrica (1990): Dalla parte dei vivi. Appunti sulle necrologie nei quotidiani sardi. – In: *Quaderni bolotanesi* 16, 291-301.
- Delteil, Gérard (2005): Le faire-part de décès. – In: Raphaël Picon (Hg.): *La mort, le deuil, la promesse. Sens et enjeux du service funèbre*, 19-31. Lyon: Éditions Olivétan.
- Drescher, Martina (2002): Theoretische und methodische Aspekte eines kontrastiven Textsortenvergleichs am Beispiel spanischer und französischer Todesanzeigen. – In: Martina Drescher (Hg.): *Textsorten im romanischen Sprachvergleich*, 41-61. Tübingen: Stauffenburg.
- DUE = Moliner, María (2007): *Diccionario de uso del español*. – Madrid: Gredos.
- Eckkrammer, Eva Martha (1996): *Die Todesanzeige als Spiegel kultureller Konventionen: eine kontrastive Analyse deutscher, englischer, französischer, spanischer, italienischer und portugiesischer Todesanzeigen*. – Bonn: Romanistischer Verlag.
- Esquieu, L[ouis] (1904): Vieux papiers rennais: les placards mortuaires. – In: *Bulletin et Mémoires de la Société archéologique du département d'Ille-et-Vilaine* 33, 269-373.
- Feyel, Gilles (2000): *L'annonce et la nouvelle. La presse d'information en France sous l'Ancien Régime (1630-1788)*. – Oxford: Voltaire Foundation.
- Fries, Udo (1990): Two Hundred Years of English Death Notices. – In: *Swiss Papers in English Language and Literature* 5, 57-71.
- Gardt, Andreas (2007): Diskursanalyse – Theoretischer Ort und methodische Möglichkeiten. – In: Ingo Warnke (Hg.): *Diskurslinguistik nach Foucault*, 27-52. Berlin/New York: De Gruyter.
- Gaude-Ferragu, Murielle (2003): Le cri dans le paysage sonore de la mort à la fin du Moyen Âge. – In: Didier Lett, Nicolas Offenstadt (Hg.): *Harò! Noël! Oyé! Pratiques du cri au Moyen Âge*, 93-102. Paris: Publications de la Sorbonne.
- Guil, Pura (1998): Le necrologie giornalistiche: un approccio pragmatico-testuale. – In: Žarko Muljačić (Hg.): *L'italiano e le sue varietà linguistiche*, 33-43. Aarau: Verlag für Deutsch-Italienische Studien Sauerländer.
- Hammer, Françoise (2008a): Wieviel Liebe darf es sein? Französische Todesanzeigen im Vergleich. – In: Heinz-Helmut Lüger, Hartmut E. H. Lenk (Hg.): *Kontrastive Medienlinguistik*, 251-267. Landau: Verlag Empirische Pädagogik.
- Hammer, Françoise (2008b): Homogenität und Heterogenität im französischen Sprachraum am Beispiel der Textsorte Todesanzeige. – In: Sabine Bastian, Elisabeth Burr (Hg.): *Mehrsprachigkeit in frankophonen Räumen*, 199-218. München: Meidenbauer.
- Hammer, Françoise (2010): Interpellativité et appellativité. Une étude pragmatique de l'avis de décès. – In: CORELA – Numéros thématiques. *L'interpellation*. <<http://corela.edel.univ-poitiers.fr/index.php?id=754>> [gesehen: 16.04.2012].
- Hausmann, Franz Josef (1997): L'imparfait avec et sans mystère. – In: Georges Kleiber, Robert Martin (Hg.): *Les formes du sens*, 175-180. Louvain la Neuve: Duculot.
- Jürgens, Frank (1996): Textsorten- und Textmustervariationen am Beispiel der Todesanzeige. – In: *Muttersprache* 106, 226-242.
- Koch, Peter (1997): Diskurstraditionen: zu ihrem sprachtheoretischen Status und ihrer Dynamik. – In: Barbara Frank, Thomas Haye, Doris Tophinke (Hg.): *Gattungen mittelalterlicher Schriftlichkeit*, 43-79. Tübingen: Narr.
- Lage-Müller, Karin von der (1995): *Text und Tod. Eine handlungstheoretisch orientierte Textsortenbeschreibung am Beispiel der Todesanzeige in der deutschsprachigen Schweiz*. – Tübingen: Niemeyer.

- Lebsanft, Franz (2005): Kommunikationsprinzipien, Texttraditionen, Geschichte. – In: Angela Schrott, Harald Völker (Hg.): *Historische Pragmatik und historische Varietätenlinguistik in den romanischen Sprachen*, 25-43. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen.
- Linke, Angelika (2001): Trauer, Öffentlichkeit und Intimität. Zum Wandel der Textsorte ‚Todesanzeige‘ in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. – In: Ulla Fix, Stefan Habscheid, Josef Klein (Hg.): *Zur Kulturspezifik von Textsorten*, 195-223. Tübingen: Stauffenburg.
- Makarova, Arina (2003): Dits et non-dits des nécrologies de la presse. – In: *Le Temps des Médias* 1, 108-118.
- Makarova, Arina (2006): La fonction sociale de la rubrique nécrologique. L’annonce de décès à travers la presse des XVIII^e-XIX^e siècles. – In: *Hypothèses* 2006, 113-121.
- Morandi, Luigi (1909): I sinonimi del verbo *morire* e la questione della lingua. – In: ders.: *Prose e poesie italiane. Nuova edizione*, 665-698. Città di Castello: Lapi.
- Oesterreicher, Wulf (1997): Zur Fundierung von Diskurstraditionen. – In: Barbara Frank, Thomas Haye, Doris Tophinke (Hg.): *Gattungen mittelalterlicher Schriftlichkeit*, 19-41. Tübingen: Narr.
- Ollaquindia, Ricardo (1998): Las esquelas y los cambios de mentalidad. – In: *Cuadernos de etnología y etnografía de Navarra* 71, 39-52.
- Ortu, Franca (2002): Le necrologie: elaborazione linguistica del lutto ai confini fra italiano e tedesco. – In: Patrizia Cordin, Rita Franceschini, Gudrun Held (Hg.): *Parallela 8. Lingue di confine, confini di fenomeni linguistici – Grenzsprachen. Grenzen von linguistischen Phänomenen*, 53-71. Roma: Bulzoni Editore.
- Petrucci, Armando (1995): *Le scritture ultime. Ideologia della morte e strategie dello scrivere nella tradizione occidentale*. – Torino: Einaudi.
- Reiß, Katharina (1977/1978): Textsortenkonventionen. Vergleichende Untersuchung zur Todesanzeige. – In: *Le langage et l’homme* 35, 46-54, und 36, 60-68.
- Rist, Thomas (2002): Deutsche und französische Textsortenkonventionen in der Regionalpresse: Todesanzeigen in der *Rheinpfalz* und in *Les Dernières Nouvelles d’Alsace*. – In: Hildegard Châtellier, Monique Mombert (Hg.): *La presse en Alsace au XX^e siècle*, 335-361. Strasbourg: Presses Universitaires de Strasbourg.
- Rivet, Daniel (1989): Regard sur le carnet nécrologique du journal „Le Monde“: 1959-1989. – In: *Bulletin de la Société d’Histoire Moderne* 88, 24-31.
- Rivet, Daniel (1994): L’expression du fait religieux dans le carnet mortuaire du *Temps* et du *Monde*: de la fin du XIX^e siècle à aujourd’hui. – In: *Chrétiens et Sociétés XVI^e-XXI^e siècles* 1, 7-33.
- Rivet, Daniel/Rivet, Françoise (2009): „*Tu nous as quittés*“. *Paraître et disparaître dans le carnet du Monde*. – Paris: Colin.
- Roux, Mathias (2010): Carnet. – In: Philippe di Folco (Hg.): *Dictionnaire de la mort*, 186-187. Paris: Larousse.
- Schifko, Peter (1997): Todesanzeigen. Kontrastive Analyse einer Textsortenklasse (D-F-S). – In: Gerd Wotjak (Hg.): *Studien zum romanisch-deutschen und innerromanischen Sprachvergleich. Akten der III. Internationalen Arbeitstagung zum romanisch-deutschen Sprachvergleich*, 129-141. Frankfurt a. M./Berlin/Bern u. a.: Peter Lang.
- Serianni, Luca (1974): Appunti sulla lingua delle necrologie giornalistiche. – In: *Lingua nostra* 35, 20-24.
- Sironić-Bonefačić, Nives (1995): Necrologio: analisi contrastiva, cliché e tabù linguistici. – In: *Studia Romanica et Anglica Zagrabienia* 40, 141-149.

- Stein, Stephan (2010): Versprachlichungsstrategien beim öffentlichen Reden über Tod und Trauer. – In: *Sprachwissenschaft* 35, 369-407.
- Stoeva-Holm, Dessislava (2005): Die Todesanzeigen als Kommunikationsmedium in Deutschland und Schweden. – In: *Moderna språk* 99, 169-181.
- Vanvolsem, Serge (1987): L'uso del linguaggio eufemistico nei giornali: un'analisi semantica del concetto di ‚morte‘. – In: Cesare Giulio Cecioni, Gabriella del Lungo Camiciotti (Hg.): *Lingua letteraria e lingua dei media nell'italiano contemporaneo*, 409-419. Firenze: Felice le Monnier.
- Vovelle, Michel (1979): „Famille je vous ai“: les faire-part de décès dans l'aristocratie française (1820-1920). – In: *Stanford French Review* 3, 261-273.
- Williams, Joyce E. (2003): Obituaries. – In: Clifton D. Bryant (Hg.): *Handbook of Death and Dying*. Thousand Oaks/London/New Delhi: Sage, Bd. II, 694-702.
- Zeck, Mario R. (2001): „Erschüttert geben wir bekannt ...“: Zur Illokution standardisierter Trauersprache in Todesanzeigen. – In: Markwart Herzog (Hg.): *Totengedenken und Trauerkultur. Geschichte und Zukunft des Umgangs mit Verstorbenen*, 181-197. Stuttgart: Kohlhammer.

Daniela Pietrini

Célibataire, cœur solitaire, solibataire: les mille visages de la vie en solo. Pour une sémantique du discours à travers l'exemple de célibataire

1. Introduction

Les recensements les plus récents concernant l'évolution démographique en France mettent en évidence la modification des situations familiales des adultes : à cause de facteurs différents (baisse du nombre de mariages, augmentation des séparations et des divorces, autonomie professionnelle et économique des femmes, etc.), les Français vivent aujourd'hui moins souvent en couple et plus souvent seuls ou en famille monoparentale. La proportion d'hommes et de femmes atteignant la cinquantaine sans avoir jamais été mariés dépasse désormais un tiers dans les générations nées au début des années 1970 (Prioux/Mazuy/Barbieri 2010: 453). On compte ainsi aujourd'hui en France métropolitaine environ 16 millions de célibataires sur une population de 63 millions d'habitants, soit une personne sur 4.

Dans le cadre d'un plus vaste projet de recherche visant à mettre au jour les changements sémantiques en cours dans le domaine lexical de la famille française contemporaine,¹ cet article se propose de reconstruire d'un point de vue linguistique la conceptualisation actuelle du célibat² en tant que phénomène social en pleine explosion. Bien que ce travail se déroule au niveau de l'analyse strictement linguistique, il vise cependant à un élargissement de l'horizon dans une perspective historique des mentalités³ ayant pour but de situer les résultats

¹ Cf. Pietrini (en préparation).

² On se réfère exclusivement aux aspects de la vie civile sans tenir compte du débat relatif au célibat sacerdotal.

³ La notion de *mentalité* est à entendre ici en tant qu' « ensemble des manières habituelles de penser et de croire et des dispositions psychiques et morales caractéristiques d'une collectivité et communes à chacun de ses membres » selon la conceptualisation développée par l'École des Annales avec son *Histoire de mentalités* (cf. Febvre 1938; 1941/1992). Au regard de la possibilité de

de l'analyse linguistique au-delà du système de la langue, à l'intérieur de la construction sociale du réel.⁴

L'analyse sera conduite en contraste avec la lexicologie et la sémantique traditionnelles, en ne partant pas de la considération des mots isolés en tant que structures sémantiques de sémèmes, mais en les examinant dans leur contexte discursif grâce à l'emploi des instruments mis à point par l'analyse du discours (désormais désignée par AD) :

L'AD tient compte uniquement de l'énoncé attesté, et de la mobilisation de référents qui en découle. Dans le plus petit fragment attesté, elle voit un « produit », informé, en première approximation, par un contexte, à la fois linguistique, rhétorique, historique, mondain. [...] L'AD ne sépare l'énoncé ni de sa structure linguistique, ni de ses conditions de production, historiques et politiques, ni des interactions subjectives, ni des préconstruits qui contraignent le sens. (Mazière ²2010: 8, 9)

La fondation en cours d'une nouvelle tradition discursive en rupture avec le discours traditionnel sur le célibat sera décrite au niveau onomasiologique par l'analyse de la concurrence – dans le discours public de nos jours – entre plusieurs désignations et dénominations du même référent « personne vivant hors couple ».

2. Discours, texte et sémantique du discours

Il est compréhensible que la notion d'« analyse du discours » devienne une sorte de « joker » pour un ensemble indéterminé de cadres théoriques. (Maingueneau 1987: 8)

Même si le recours à la notion de « discours » est désormais presque obligé dans certains secteurs de la recherche contemporaine, les concepts qui se cachent derrière lui peuvent varier considérablement. Sans entrer ici dans le détail des diverses conceptions de « discours » s'affrontant aujourd'hui, il importe de préciser la notion de « discours » à la base de cet exposé. Dans le cadre d'une « AD à la française »,⁵ on différencie *discours* de la notion de *parole* saussurienne : « Le discours, lui, n'est pas individuel. Il est la manifestation attestée d'une surdé-

lier l'histoire de la langue avec celle des mentalités cf. Hermanns 1995 et son concept d'une *histoire linguistique des mentalités* (« linguistische Mentalitätsgeschichte »).

⁴ En ce qui concerne soit le rôle de la langue dans la construction de la réalité sociale soit l'intérêt d'une perspective d'histoire de la culture, des mentalités, du discours en complément à l'histoire de la langue cf. Wengeler 2002. On remarque en outre l'immanence de la pluridisciplinarité à toute approche d'analyse du discours, évident dès le début de la discipline. Cf. Mazière ²2010: 37.

⁵ On pense à l'*école française d'analyse du discours* des années 60 et surtout à sa version moderne, connue comme « nouvelles tendances [en AD] » ou « AD de seconde génération » (cf. Maingueneau 1987 et Paveau/Rosier 2005).

termination collective de la parole individuelle » (Mazière ²2010: 9). Il est à entendre non plus en tant qu'acte de langage concret (« konkreter, ‹ situierter › Sprechakt », Oesterreicher 1988: 379) de façon équivalente à peu près à *texte*, mais plutôt comme entité « transtextuelle », supérieure à celui-ci. Selon Foucault (1969: 141), *discours* désigne un ensemble d'énoncés qui « relèvent d'un même système de formation » : il ne s'agit donc pas d'« ensembles de signes (d'éléments signifiants renvoyant à des contenus ou à des représentations), mais [...] de pratiques qui forment systématiquement les objets dont ils parlent » (1969: 67). Le terme *discours* sera donc utilisé ici dans le sens de système de formation du savoir où l'on négocie un thème au niveau collectif de la société (cf. Fraas 1996: 165). Le savoir collectif d'un groupe social donné à une certaine époque se condensant dans les textes, le discours ne peut être analysé qu'au niveau de textes concrets pris dans leur entrelacement mutuel. Une « sémantique du discours »⁶ du célibat ne se limitera donc pas à l'analyse des mots considérés dans leur cotexte, les textes qui les contiennent déployant complètement leur signification seulement dans leur contexte discursif réciproque.

3. Corpus et méthode de l'analyse

Le corpus à la base de l'analyse est constitué par un « échantillon » du *discours* général sur le célibat, construit en raison de la nécessité de réduire l'immense quantité de textes qui forment le *discours* général à un ensemble représentatif d'énoncés, concrètement analysable.⁷ Comme l'analyse se concentre sur les transformations les plus récentes de la notion de famille et de célibat dans la société française, une approche micro-diachronique limitée aux 20 dernières années (1990-2010) a été choisie. L'accent étant mis sur le discours public, le corpus se compose essentiellement d'un vaste choix de textes journalistiques de divers genres obtenus par un dépouillement systématique des principaux quotidiens et magazines,⁸ auxquels on a intégré d'autres matériaux d'origine variée (chansons, livres de vulgarisation scientifique, manuels, BD, publicités, etc.).

⁶ Cf. aussi le programme d'une *Historische Diskurssemantik* développé par Busse (1987; 1997) et Teubert (Busse/Teubert 1994).

⁷ « [La mise en corpus] est la construction d'un dispositif d'observation propre à révéler, à faire appréhender, l'objet discours qu'elle se donne pour tâche d'interpréter » (Mazière ²2010: 10). L'AD distingue entre le « discours » général en tant que corpus virtuel et le « discours concrètement analysé », c'est-à-dire le corpus construit pour l'analyse scientifique, constitué de façon apte à reproduire le premier (cf. Busse/Teubert 1994: 14). En ce qui concerne la représentativité du corpus en AD cf. Busch 2007.

⁸ Il s'agit des quotidiens à diffusion nationale *Le Monde* (LM), *Libération* (LIB) et *Le Figaro* (LF), du quotidien d'inspiration catholique *La Croix* (LC), de plusieurs quotidiens régionaux, de

Ce travail ne met pas au centre de l'analyse les textes considérés dans leur intégralité, mais des ensembles d'énoncés thématiquement et sémantiquement liés entre eux au niveau du discours. L'unité élémentaire du discours n'étant pas le texte, mais l'énoncé (cf. Foucault 1969 : 107), le *discours* peut se définir comme l'ensemble des liens entre des complexes d'énoncés thématiquement associés, ce qui justifie d'un point de vue méthodologique la fragmentation des textes qui constituent le discours sur le célibat en unités plus petites liées entre elles du point de vue sémantique et du contenu, les textes représentant seulement le cadre interprétatif des complexes d'énoncés qui y sont intégrés. Les méthodes traditionnelles de la sémantique du mot, de la phrase et du texte sont donc appliquées dans une perspective discursive, c'est-à-dire au niveau « transtextuel », car c'est seulement en dépassant le niveau du simple texte qu'il devient possible de repérer et de fixer la relevance discursive d'un mot ou d'une expression pour en dégager des structures sémantiques de profondeur. C'est ainsi que l'on peut saisir la signification des mots qui s'avèrent pertinents pour la structuration du discours.

4. Le discours sur le célibat

4.1. Bref excursus historique

Dans le Code civil de 1804 on trouve 278 occurrences du mot « mariage », [...] tandis que] le mot « célibat » n'est pas attesté une seule fois ; il ne l'est pas plus dans la Bible. Dans les textes fondateurs, le célibat n'existe pas, parce qu'il ne se définit qu'*en creux*, par rapport au modèle dominant du mariage. [...] Il ne véhicule que des images négatives. Est célibataire celui qui ne veut pas, ou ne peut pas se marier. Un incivique ou un impuissant. Qu'il suffise d'évoquer les connotations méprisantes qui s'attachent au vieux garçon (un maniaque) ou à la vieille fille (un pruneau desséché). (Bologne 2004: 9)

Au moment de son entrée dans la langue française (au XVI^e siècle), le mot *célibat* ne désigne que le célibat ecclésiastique, le célibat prolongé se justifiant exclusivement à l'intérieur d'un groupe social bien déterminé ou d'un métier (marins, soldats, institutrices).⁹ Si un siècle plus tard le modèle dominant du courtisan galant s'accompagne d'une image plus positive du célibat, la chute démographique du XVIII^e siècle est à la base d'une nouvelle stigmatisation

l'hebdomadaire d'information *L'Express* (LE), des magazines féminins *Marie Claire* et *Elle*, de la revue d'information pseudoscientifique *Psychologies*.

⁹ Cf. id.: 10.

sociale de cet état, dès lors perçu comme un vrai fléau social à combattre. Pour assister à un changement de mentalité, il faudra attendre la révolution industrielle : le passage de la campagne au milieu urbain offre de meilleures conditions d'existence matérielle et entraîne un affaiblissement de la pression sociale, ce qui amène à une acceptation progressive de la vie en solitaire. Même si les clichés (libertinage et égoïsme du *vieux garçon*, aigreur et stérilité de la *vieille fille*) demeurent, le célibat entre désormais dans les mœurs. En passant par plusieurs étapes telles que l'émancipation de la femme, l'augmentation du nombre des femmes appelées à vivre seules après les deux guerres mondiales, la révolution sexuelle et l'apparition d'une contraception efficace, on assiste progressivement à la fois à un élargissement de la notion de couple (comprenant, outre le mariage, le concubinage, le couple libre, etc.), et surtout à un bouleversement de l'image du célibat, qui n'est plus perçu comme un échec, mais vécu même avec fierté :¹⁰

- (1) Ce choix de vie peut paraître plus épanouissant, « d'autant qu'aujourd'hui, le mariage n'est plus la façon de réussir sa vie » [...]. (Près de 15 millions de célibataires en France, 18.09.2006, LF)¹¹

4.2. Célibataire aujourd'hui : une notion ambiguë

Au célibat stigmatisé en tant qu'état de solitude forcée et soufferte s'oppose aujourd'hui un célibat assumé voire revendiqué, la notion même de « célibataire » étant devenue désormais ambiguë. Si les dictionnaires définissent le *célibat* comme « état d'une personne en âge d'être mariée et qui ne l'est pas, ne l'a jamais été » (GRob), les usages courants du terme mettent en évidence un décalage entre le statut social de *célibataire* en tant qu'opposé à *marié* et les modes de vie *en célibataire* voire simplement « sans partenaire » (cf. tab. 1).

¹⁰ Pour une histoire détaillée du développement du célibat des civilisations anciennes jusqu'à nos jours cf. Bologne 2004.

¹¹ Les citations du corpus ont été numérotées entre (). Les sources des citations du corpus, qu'il s'agisse d'articles de presse ou de matériaux d'autre origine, ne sont plus reprises dans les références bibliographiques finales.

mode de vie	statut social	
	marié/plus marié	jamais marié
seul	veuf (<i>célibataire</i>)	célibataire (proprement dit)
	divorcé (<i>célibataire</i>)	
	<i>célibataire</i> géographique	clerc
en couple	marié	pacsé
		concubin (→ <i>couple de célibataires</i>)

Table 1 : Ambiguïté du terme *célibataire* dans le discours contemporain (adaptée de Bologne 2004: 12)

Le discours actuel sur le célibat révèle une certaine incertitude dans l'usage du terme *célibataire*, employé soit pour la désignation des adultes non mariés, soit pour tous ceux qui, indépendamment du statut social, ne vivent pas en couple, qu'ils soient veufs ou divorcés, avec ou sans enfants, vivant seuls bien que sentimentalement liés, ou même heureusement mariés, mais non-cohabitants surtout pour des raisons professionnelles (*célibataires géographiques* ou *couples TGV*).

Célibataire se configure ainsi comme expression qui, malgré le fait qu'elle ne soit pas du tout nouvelle, traverse maintenant une « zone de turbulences » en se situant au centre du discours public dont elle condense attitudes et positions opposées, ce qui est repérable à sa diffusion accrue, à sa productivité lexicologique particulièrement forte, aux opérations métadiscursives dont elle fait de plus en plus souvent l'objet :¹²

- (2) Célibataire, vous avez dit célibataire? Quel est donc cet animal étrange qui prolifère dans nos sociétés occidentales? Pour l'Insee, il faut comprendre « celui qui n'a jamais été marié » [...]. Mais cette définition n'a plus beaucoup de sens au regard des modes de vie actuels. (10 millions de célibataires et moi, et moi, et moi, 16.02.2006, LE).
- (3) Mais d'abord, qu'entend-on au juste, par ce mot [célibataire]? Au début des années 1950, le célibat se définissait uniquement par rapport au mariage, dont il était l'exact contraire : le célibataire était tout simplement la personne qui n'était pas mariée et qui, donc, n'avait pas de rapports sexuels. Par la suite, avec l'évolution des mœurs, laquelle s'est traduite par un net recul du mariage au profit du concubinage, le céli-

¹² Cf. la notion de « formule discursive » mise à point par Alice Krieg-Planque : « Par *formule*, nous désignons un ensemble de formulations qui, du fait de leurs emplois à un moment donné et dans un espace public donné, cristallisent des enjeux politiques et sociaux que ces expressions contribuent dans le même temps à construire » (2009: 7).

bat s'est progressivement délivré de la religion et de la chasteté pour devenir une notion générique, indépendante de toute référence au mariage. (Cauvin, Morgan/Leonetti, Laetitia 2011: *Kit de survie du célibataire*. Paris: Vuibert, 7)

5. « Batailles sémantiques » autour de *célibataire*

5.1. La concurrence de la dénomination

D'une part, la dénomination même de *célibataire* devient désormais vague et insuffisante pour désigner une réalité beaucoup plus complexe que dans le passé :

- (4) Il arrive que les modes de vie changent plus vite que le vocabulaire. Nul hasard, en général, dans ce retard. Ainsi, le nombre des femmes vivant hors couple ne cesse de croître, mais il manque toujours le mot juste pour les désigner. (L'insoutenable légèreté de la célibataire, 26.02.1999, LM)

De l'autre, c'est sur le terrain des stratégies de la désignation et de la dénomination¹³ que l'on joue au niveau onomasiologique la partie de la construction discursive du sens. Dans le cadre d'un discours public controversé tel que celui sur la famille contemporaine, la coprésence de dénominations et de désignations différentes pour le même référent ne constitue pas une simple alternative de la référence. Il s'agit plutôt de procédures de construction sémantique par lesquelles les protagonistes du débat public essaient d'imposer leurs positions et leurs systèmes de valeurs, en légitimant leur perspective particulière grâce à l'emploi préférentiel d'une certaine désignation parmi la multiplicité d'alternatives disponibles, jusqu'à son éventuelle affirmation au niveau de la dénomination. Dans cet essai de « monopoliser à son profit le paradigme désignationnel » (Beacco/Moirand 1995 : 9) se cache une « bataille sémantique »¹⁴ pour la construction pragma-sémantique du réel au niveau du discours.

¹³ En ce qui concerne les catégories de *désignation* et de *dénomination* cf. Kleiber 1984.

¹⁴ Cf. aussi la notion de *Semantischer Kampf* développée par l'analyse du discours allemande, qui distingue entre une « concurrence de la signification » (*Bedeutungskonkurrenz*) au niveau sémasiologique et une « concurrence de la dénomination » (*Bezeichnungskonkurrenz*) au niveau onomasiologique (cf. Felder 2006; Stötzel 1990).

5.2. Nommer les célibataires

L'exploitation systématique du corpus fait ressortir la prolifération de variantes lexicales coprésentes et concurrentes dans le discours pour la désignation du référent « adulte ne vivant pas en couple » (cf. tab. 2). Ces expressions révèlent une synonymie seulement apparente: dans le cadre de la bataille sémantique autour du célibataire contemporain, l'activité de nomination dépend de la position occupée dans le discours, des valeurs et de la perspective que l'on veut mettre en avant.

	Dénominations/Désignations concurrentes
	<i>catherinette</i>
	<i>célibataire</i>
	<i>femme célibataire</i>
	<i>homme célibataire</i>
	<i>célib</i>
	<i>célibattante</i>
	<i>cœur à prendre</i>
	<i>esseulé</i>
	(nom + esseulé/-e →) <i>âme esseulée ; cœur esseulé ; personne esseulée</i>
	<i>isolé</i>
	<i>sans partenaire fixe</i>
Référent	<i>seul/-e</i>
« adulte ne vivant pas en couple »	(nom + seul/-e →) <i>personne seule ; femme seule ; homme seul</i>
	(nom +) <i>qui est seul/-e</i>
	(nom +) <i>qui vit seul/-e</i>
	(nom +) <i>vivant seul/-e</i>
	<i>single</i>
	<i>solibataire</i>
	<i>soliste</i>
	<i>solitaire</i>
	<i>cœur solitaire</i>
	<i>solitariste</i>
	<i>solo</i>
	<i>solobataire</i>
	<i>vieille fille (d'antan)</i>
	<i>vieux garçon (d'antan)</i>

Table 2 : Expressions concurrentes pour la dénomination du référent « adulte ne vivant pas en couple » dans le discours public sur le célibat

La dénomination des célibataires contemporains s'effectue par l'emploi de néologismes morphologiques et/ou sémantiques, de formes plus ou moins lexicalisées, mais aussi d'occasionalismes, tous ayant en commun le fait de ne pas se rapporter à l'opposition traditionnelle entre célibat et mariage, mais à la construction discursive actuelle du « célibataire » en tant qu'adulte ne vivant pas en couple :

- (5) En fait, aujourd'hui, la frontière n'est plus tracée par le passage devant le maire. La nouvelle frontière, c'est la ligne de partage entre solos et couples. (Un individu seul n'est finalement pas bien vu, 26.10.2009, LIB)

Au-delà des lexèmes et des syntagmes (*catherinette, vieille fille, vieux garçon*) se rattachant expressément au discours traditionnel du passé, la plupart des expressions concurrentes pour la désignation du célibataire moderne présentent un noyau sémantique en commun. Un regard rapide aux étymologies signalées par le *Trésor de la Langue Française informatisé* (TLFi) se révèle éclairant :

[TLFi]

esseulé: Dér. de *seul** ;

seul: Du lat. class. *solus* « seul, unique; isolé, délaissé; solitaire, désert » ;

soliste : Dér. de *solo**; suff. *-iste**;

solitaire: Empr. au lat. class. *solitarius* « isolé, solitaire », dér. de *solus*, v. *seul*;

solo : Mot ital. signifiant « seul » (dep. xiii^e s. d'apr. *DEI*), également terme de mus. dep. déb. xvi^e s. (ds Tomm.-Bell.), du lat. *solus* (*seul**)¹⁵

Dans la construction pragma-sémantique du « célibataire » contemporain on assiste à un glissement sémantique qui remet en question les critères définitionnels de ce concept en l'associant plutôt à la « solitude » qu'au « non-mariage » :

- (6) Ils sont six millions en France [...]. Pas forcément très malheureux, pas nécessairement désespérés. Simplement seuls, quand les autres marchent par paires. (La croisière des célibataires, 18.06.1996, LM)
- (7) Puis ils se sont retrouvés parachutés dans l'océan du célibat, certes libres, mais incapables de se repérer. [...] Mais la réalité est plus complexe. Elle s'apparente à une forme d'ultramoderne solitude. (Le bal des conquérants, 20.07.2010, LIB)

Cependant, l'existence d'un noyau sémantique en commun ne signifie pas que les dénominations et les désignations différentes du même référent puissent être considérées équivalentes. Par contre, c'est dans la construction discursive de cette « solitude du célibataire » que la polarisation à la base des stratégies déno-

¹⁵ Bien qu'*isolé* n'appartienne pas à la famille étymologique issue du latin *SÖLUS*, mais qu'il soit à rattacher plutôt à *ĪNSULA* « île » par la médiation de l'italien *isolato* = « construit en îlot, séparé », la signification « solitaire, sans liens » pour les êtres animés est déjà attestée de 1694 (cf. TLFi).

minatives concurrentes se cristallise. Les interprétations divergentes du statut du célibataire moderne en tant qu'« isolement souffert » ou, au contraire, comme « liberté » constituent une sorte de frontière discursive qui permet de comparer et de classer la vaste gamme d'expressions concurrentes dans le discours public (cf. tab. 3).¹⁶

Construction pragmasémantique de la condition de vie des <i>célibataires</i> en tant que « souffrance » voire « solitude négative »	Construction pragmasémantique de la condition de vie des <i>célibataires</i> en tant que « liberté » voire « solitude positive »	Expressions relativement neutres, utilisées dans le cadre de chaque position discursive et dont la perspective dépend du contexte
<i>esseulé</i> (Nom + <i>esseulé</i> : <i>âme esseulée, cœur esseulé, personne esseulée</i>) <i>isolé</i> <i>solitaire, cœur solitaire, cœur à prendre</i>	Néologismes: <i>célibattante, solibataire, solitariste, sans partenaire fixe</i> Emprunts : <i>solo, single</i> Mots abrégés : <i>célib'</i> Extensions sémantiques : <i>soliste</i>	<i>célibataire</i> ; <i>femme/homme célibataire</i> ; <i>seul/-e</i> (Nom + <i>seul</i> : <i>personne seule</i> ; <i>femme seule</i> ; <i>homme seul</i> ; <i>qui est/vit seul/-e</i> ; <i>vivant seul/-e</i>)

Table 3 : Les alternatives de la nomination classifiées selon la position discursive

5.3. La construction sémantico-discursive de la « solitude négative »

Les acteurs du discours qui représentent le statut du célibat sur la base d'une condition de solitude perçue comme négative tendent à souligner leur interprétation par le choix d'une stratégie de la nomination qui mette en évidence les aspects sémantiques de l'« isolement » et du « manque de relations sociales ». Par conséquent on constate la cohérence entre la position assumée dans le discours et les désignations choisies, qui se fondent sur l'emploi de termes tels que *seul*, *esseulé*, *solitaire* ou *isolé*, utilisés soit de manière absolue, soit surtout en fonction d'épithètes ou accompagnés d'un syntagme verbal qui les spécifie du point de vue sémantique. C'est surtout l'analyse des substantifs cooccurrents

¹⁶ Cette polarisation devient encore plus évidente dans le discours pseudoscientifique, où l'on trouve une sorte de bipartition entre le concept traditionnel d'une « solitude négative » et la position opposée de la « solitude positive » ou « antisolitude », propre au célibat assumé voire revendiqué : « D'après les statistiques, chacun se retrouverait célibataire au moins une fois dans sa vie. Alors, même si elle est de courte durée, il vaut mieux que cette étape soit vécue le mieux possible. Comme une situation *a priori* ni meilleure ni pire que celle du couple. Comme une expérience riche et positive. [...] Ainsi seulement, le célibat sera synonyme de solitude positive, librement choisie. Ou, mieux, d'antisolitude » (Lamourère 2003: 17).

qui permet de révéler une mise en relief de la composante émotionnelle d'un célibat vu comme souffrance : au-delà du substantif générique *personne* (fréquent surtout dans la désignation *personne vivant seule*), ce sont surtout *cœur* et *âme* qui se répètent avec insistance parmi les dénominations alternatives du célibataire contemporain :

- (8) Aux Etats-Unis, pays des single bars, (café de rencontres pour âmes seules), le phénomène n'est pas nouveau. (Devine qui vient draguer?, 05.04.2002, LIB)
- (9) En même temps, des « speed dating », organisés par Paris Dating ont permis à une centaine de cœurs esseulés d'établir un premier contact limité à sept minutes. (Alain Rolland : célibataires par milliers, 13.11.2004, LF)

Du point de vue sémantico-discursif, le choix de ces substantifs en collocation préférée avec les épithètes *esseulé* et *solitaire* se révèle particulièrement significatif : soit le *cœur* en tant que « centre de résonance de la sensibilité aux phénomènes extérieurs », soit l'*âme* comme « principe de la vie affective; siège des sentiments » (TLFi) représentent le foyer de la vie intérieure profonde de l'individu. L'emploi de ces lexèmes, en évoquant la sensibilité, l'affectivité, les émotions, ajoute ainsi aux dénominations collectives des célibataires contemporains une forte connotation émotionnelle en soulignant – et même en construisant – au niveau syntagmatique l'aspect sémantique de la souffrance liée à la solitude.

- (10) Souvent, Olivier Orna tend la main à quelques âmes esseulées, « des célibataires, des divorcé(e)s, des personnes blessées par une relation amoureuse et se sentant rejetées par l'Église ». (Les catholiques en quête de l'âme sœur s'enflamment pour les sites de rencontres, 08.03.2008, LF)

Cœur en tant que « personne qui inspire ou éprouve de l'affection/de l'amour sentimental » (TLFi) figure parmi les dénominations collectives des célibataires d'aujourd'hui également dans l'expression *cœur à prendre*. Ce syntagme, qui porte en soi l'aspect de la conquête, est souvent associé dans le discours aux unités lexicales de la *recherche de l'âme sœur* et/ou de *l'attente* et de *LA rencontre*, mots-clés du discours sur le célibat de nos jours en ce qui concerne l'aspect sémantique des efforts pour en sortir :

- (11) Un adulte sur trois est un cœur à prendre, pour certains à vendre et parfois à acheter.¹⁷ Car si d'aucuns ont fait du célibat un choix de vie, d'autres vivent dans l'attente, souvent déçue, de « LA » rencontre et consacrent une bonne partie de leur temps et de leur énergie à tenter de la provoquer. (La quête du grand amour dans

¹⁷ On entend ici l'écho de la chanson de Renaud *Cœur perdu* : « Cœur à prendre, pas à vendre, à donner / Un peu naze, un peu d'occase, un peu cassé / Cœur en miettes, en détresse, en compte / En morceaux, en lambeaux, au fond des bottes ».

« Cœurs à prendre », programmation spéciale de « Des racines et des ailes », 30.04.2003, LF)

5.4. La construction sémantico-discursive du célibat assumé voire revendiqué

5.4.1. Les stratégies linguistiques de la *solo positive attitude*

Diamétralement opposée est la position de ceux qui voient dans le célibat contemporain un état d'esprit, un style de vie moderne et choisi, où la « solitude » se teint plutôt de revendication d' « indépendance » et de « liberté » :

- (12) Enfin sorti indemne de tous ces pièges grâce à la *solo positive attitude*, l'heure de la récompense a sonné pour vous. Croquez à pleines dents et sans état d'âme le fruit défendu de votre célibat : la liberté. Car rappelez-vous, être célibataire, c'est avant tout être LIBRE ! (Cauvin/Leonetti 2011, *Kit de survie du célibataire*. Paris : Vuibert: 10)

Bien que les représentants de cette position discursive utilisent eux-mêmes des dénominations et des désignations se rapprochant du noyau sémantique « seul », il s'agit plutôt de néologismes, d'occasionalismes, d'hapax, d'emprunts récents ou d'élargissements sémantiques qui constituent leur objet de référence d'une façon complètement différente, en ne soulignant pas la composante émotionnelle d'une solitude perçue négativement, mais en mettant plutôt l'accent sur la nouveauté d'une perspective renversée. Au regard de l'approche de sémantique du discours ici adoptée, l'analyse détaillée des expressions employées se révèle fondamentale pour saisir les modalités de la construction pragma-sémantique d'une nouvelle discursivité autour du célibat.

5.4.2. Les emprunts

La plupart des mots utilisés pour nommer les célibataires à l'intérieur de la position discursive de « valorisation » de cet état n'est pas encore enregistrée dans les dictionnaires du français, les locuteurs préférant construire une perspective nouvelle avec des termes qui soient eux-mêmes « nouveaux ». La stratégie de l'emprunt à l'anglo-américain fournit *single*, de plus en plus fréquent comme dénomination du célibataire contemporain, que ce soit dans le discours de la presse, dans la paralittérature, dans les textes pseudoscientifiques ou même dans les sciences sociales. Ce mot est attesté dans le français de la fin du XIX^e siècle, bien que tout d'abord seulement relativement à une « partie de tennis entre deux joueurs » (TLFi), pour se diffuser plus tard soit comme dénomination pour un « compartiment de voitures-lits, [une] chambre d'hôtel,

[une] cabine à une seule place » (PProb 2012), soit comme « disque de variétés comportant un seul morceau par face (disque vinyle), moins de quatre morceaux (disque compact) » (PProb 2012), la référence au célibataire contemporain demeurant absent jusqu'à aujourd'hui du traitement lexicographique du terme.

- (13) Il existe d'abord des disparités concernant le sexe, l'âge, le statut socioprofessionnel de tous ces célibataires. Choses que les médias ne prennent pas du tout en compte, eux qui dans les fictions et autres séries d'inspiration nord-américaine (cf. *Friends* et *Sex and the City*), ne présentent que des *singles* trentenaires riches et beaux, occupés à gloser leurs frasques sentimentales et sexuelles. (Lardellier 2006: 17)
- (14) Selon de sérieuses enquêtes statistiques, Berlin est « capitale des singles », comme on dit en Allemagne [...]. Prinz, un autre magazine berlinois, présente chaque mois une sélection des « meilleurs singles » sur le marché, avec photo, signe astrologique et description. Les meilleurs sont invités à un « dîner de singles » [...]. (Berlin fait la foire aux célibataires, 11.05.2000, LIB)

Si l'italique ou les guillemets signalent qu'il s'agit d'un lexème non encore lexicalisé ou d'un terme se référant à une réalité/expression étrangère (nord-américaine ex. 13, allemande ex. 14), l'emploi de cet emprunt se répand rapidement, surtout dans les contextes discursifs visant la mise en relief des aspects sémantiques de la modernité, du caractère non-conventionnel, de l'« être branché » du style de vie du célibataire d'aujourd'hui (souvent en cooccurrence avec des expressions faisant partie de la sphère sémantico-discursive de la *nouvelle drague*):¹⁸

- (15) Comme plus de deux millions de « singles », elle s'est connectée sur Meetic, l'un des leaders des sites de rencontre avec Match.com, Netclub et Amoureux.com. (Rencontres. Internet remplace les agences, 08.10.2005, LC)
- (16) [...] le single vient cueillir sur le Net une flopée de liens qu'il ne trouve plus dans la vie, à une époque où les rituels traditionnels, bals, mariages, visites de voisinage, se sont raréfiés. (La nouvelle drague, 11.07.2005, LE)

Cet aspect de la modernité branchée du style de vie *en célibataire* se retrouve même dans le discours des sciences sociales, où il se traduit souvent, au niveau de la nomination, dans la dialectique entre *célibataire* = discours du passé (connotation négative) vs. *single* = modernité (connotation positive) :

- (17) Longtemps, les choses furent assez simples: on était célibataire, et ce statut connaissait assez peu de gradations ou de variations. [...] Et l'image de ces célibataires-ci

¹⁸ L'expression *nouvelle drague* se cristallise dans le discours en se référant aux pratiques modernes de recherche de l'âme sœur telles que la connexion à un *site de rencontre*, la participation à une soirée *speed dating* et d'autres moyens branchés de *drague* dont les dénominations constituent autant de mots-clés participants, sur l'axe syntagmatique, à la construction sémantico-discursive du concept d'un *célibataire glamour*.

était socialement peu reluisante. Mais depuis quelques années, les choses ont bien changé. Être *single*, c'est presque être tendance. [...]. La charge négative du cliché antérieur s'est presque inversée. (Lardellier 2006: 27)

5.4.3. Les élargissements sémantiques

Pour affirmer leur position discursive qui valorise le statut du célibataire, les locuteurs proposent parfois d'autres significations de lexèmes déjà lexicalisés. C'est le cas de *soliste*, emprunt à l'italien *solista*, attesté en français à partir de la fin du XIX^e siècle.¹⁹ Dans le discours de la presse autour du célibat se vérifie maintenant un élargissement sémantique du terme qui se fonde sur sa connotation positive dans le champ lexical de la musique, où le soliste est le musicien qui s'exhibe tout seul, n'ayant pas besoin de l'orchestre. De façon analogue, l'emploi du terme *soliste* à l'intérieur du discours actuel sur le célibat construit l'image d'un célibataire qui prend en main son propre destin et qui maîtrise aisément sa vie en solitaire :

- (18) [...] de célibataires, pardon, de « solistes », parce que, comme le musicien, il peut aussi bien jouer seul qu'en duo ou dans l'orchestre. Au gré de ses humeurs et des hasards de la vie. (10 millions de célibataires et moi, et moi, et moi, 16.02.2006, LE)

Comme *single*, la dénomination *soliste* s'oppose dans le discours à *célibataire* (« l'on parle de moins en moins de « célibataires » et de plus en plus de « solistes » », Célibataires: un marché « hyperactif », 30.05.2008, www.easybourse.com), car un *soliste* ne cherche pas un(e) partenaire à tout prix dans le but d'échapper à sa propre solitude. Il est *plein d'amis* (« Mais, en réalité, les « solistes » possèdent davantage d'amis – 3,1 en moyenne – que les couples – 1,8 seulement [...]. Vivre seul aujourd'hui ne veut plus dire vivre isolé », Le célibataire et l'amitié, 16.02.2006, LE), et il ne voit pas sa condition comme un statut définitif, mais plutôt comme une sorte de pause entre deux relations de couple:²⁰

« Les solistes, quant à eux, ont compris que, si on peut vivre seul, on ne peut pour autant vivre isolé. Ils ne cherchent plus à construire ou à reconstruire un couple de toute urgence, mais ils se créent plutôt une vie sociale avant de chercher l'âme sœur. En tro-

¹⁹ « Musicien ou chanteur qui exécute une partie de solo, ou qui interprète une œuvre écrite pour un seul instrument ou une seule voix » (PRob 2012).

²⁰ On considère à cet égard l'expression *intermittents de l'amour* qui, dans le discours médiatique sur le célibat, ne désigne pas – à la différence de la signification usuelle du syntagme – une relation extraconjugale, mais le statut du célibataire contemporain entre une relation de couple et la suivante : « Ces solistes ne sont pas des célibataires, mais des intermittents de l'amour, ce sont donc des personnes qui se trouvent entre deux histoires d'amour » (Le terme de célibataire est impropre, 30.05.2008, dossier online de Easybourse). Cf. aussi le livre de recettes pour célibataires de Jacquet/Veuillet/Vidalin 2006.

quant l'obsession d'être deux contre l'acquisition d'un savoir vivre seul, ils vont dans le sens de l'amour ». (Lamourère 2003: 10)

5.4.4. La formation de mots nouveaux

Pour souligner au niveau onomasiologique l'aspect positif de la solitude du célibataire, les acteurs du discours recourent souvent à la formation de mots nouveaux. Il s'agit pour la plupart d'hapax et d'occasionalismes qui, n'allant pas plus loin qu'une création improvisée si on les considère de manière isolée, gagnent néanmoins en relevance discursive si considérés au niveau transtextuel du discours, où la présence de néoformations diverses pour nommer le même référent constitue un indice significatif pour saisir les stratégies des batailles sémantiques de la nomination.

Attestée de temps en temps dans le corpus analysé, la désignation *sans partenaire fixe*²¹ se présente comme un occasionalisme bien réussi, car elle, étant construite comme modification/déformation de l'expression lexicalisée *sans domicile fixe*, ajoute une composante ludique à la gravité prétendue de la solitude du célibataire.

Parmi les mots nouveaux créés pour nommer les célibataires « heureux de l'être » il n'y a pas seulement des occasionalismes improvisés, mais aussi quelques innovations lexicales destinées à une plus longue durée. C'est le cas de *solitariste*, dérivé de *solitaire* par l'adjonction directe du suffixe *-iste* à la base d'origine latine *solitar-* (de *SÖLITÄRIUS*). Ce terme n'est pas utilisé – dans le discours de la presse comme dans le discours scientifique et pseudoscientifique – pour se référer à un adulte n'ayant pas de partenaire, mais plutôt pour désigner celui qui, tout en vivant une relation de couple plus ou moins stable, préfère vivre seul :

- (19) On compte aussi plusieurs dizaines de milliers de « concubins non-cohabitants » – ou « solitaristes » – engagés dans une relation stable mais vivant à part [...]. (Des célibataires qui n'ont pas choisi de l'être, 08.10.2005, LC)
- (20) Evelyne Sullerot essaie de cerner la situation de ces « solitaristes » : « la solitariste fait appartement à part. Beaucoup d'entre elles ont une liaison stable, mais ne savent pas trop ce qu'il en adviendra. (Alain Toumayan [éd.] [1992]: *Literary generations : a Festschrift in honor of Edward D. Sullivan by his friends, colleagues, and former students*. – Lexington: French Forum, 245)

²¹ « Mais après un rodage réussi, les premiers organismes français spécialisés dans le domaine ont de beaux jours devant eux. Car les sans partenaire fixe, de plus en plus chouchoutés par les professionnels de la consommation, veulent toujours plus et mieux ». (Les vacances pour solos décollent, 13.06.2006, LF)

Dans le cadre d'une reconstruction sémantico-discursive de la solitude du célibataire de nos jours, *solitariste* révèle même d'un point de vue morphologique le choix de la solitude comme style de vie. Le suffixe *-iste*, un des plus productifs en français contemporain,²² exprime, dans son hétérogénéité, « l'orientation ou l'inclination privilégiée d'un individu vers un objet donné, ce dernier étant entendu au sens le plus large possible de ce vers quoi tendent l'attention et l'affect de l'individu en question » (Florici 2007: 104). En conséquence, le dérivé *solitariste* manifeste le degré de cohésion entre le célibataire ainsi désigné et sa solitude, qui se constitue comme facteur privilégié d'identité. Les procédés morphologiques de formation de mots servent donc à l'accomplissement d'une étape ultérieure de la construction discursivo-linguistique d'un nouveau concept du célibataire qui n'assume pas seulement son statut, mais qui le choisit consciemment comme style de vie.

Dans la même perspective est à interpréter *solibataire*, autre néologisme créé à l'intérieur de la position discursive de valorisation de la solitude du célibataire. Ce mot-valise né de la fusion de *solitaire* (ou *solitude*) avec *célibataire*²³ est issu de la fantaisie de l'écrivaine à succès Odile Lamourère pour subsumer sous un seul mot l'hétérogénéité des profils des célibataires contemporains sans avoir recours de manière forcée – à la différence du mot *célibataire* – à une expression qui porte sur le célibat en tant que « non-mariage » :

- (21) L'image du célibataire dans la société a aussi beaucoup changé. Malgré des profils très diversifiés et un célibat parfois plus subi que choisi, le « solibataire » ou « soliste », comme préfère les appeler Odile Lamourère, est globalement plus assumé qu'avant, voire revendiqué. (Près de 15 millions de célibataires en France, 18.09.2006, LF)

En constituant l'amalgame de *solitude* et de *célibataire*, *solibataire* construit le rapport entre ces deux concepts d'une façon nouvelle même dans une perspective morpho-sémantique. Le mot devient ainsi, encore une fois en opposition avec le terme générique *célibataire*, expression privilégiée de la position discursive de la *solo positive attitude* :

- (22) Complexés les célibataires? Après les « célibattants » [sic !], « solibataires », vocables apparus dans la dernière décennie pour définir les personnes qui revendiquent un mode de vie fondé sur l'indépendance, le temps des célibataires sereins serait arrivé. (Le célibat, nouvel accélérateur de carrière pour les salariés, 24.01.2008, LF)
- (23) Le célibat, vu en tant que situation pleine de liberté, fait rêver certaines personnes en couple depuis longtemps... Aujourd'hui, la société et les médias prennent enfin

²² Cf. Mitterand ¹⁰2000: 43.

²³ Cf. aussi : « Quand le célibat et la solitude se rencontrent, ils donnent le jour au solibat », slogan du Weblog Mémoires d'un solibataire, URL : <http://solibataire.canalblog.com>.

en compte les 70% de solibataires vivant cette étape de façon positive. (Qui sont les nouveaux intermittents de l'amour ?, 30.08.2007, www.psychonet.fr)

6. Le *solo* vers une nouvelle discursivité

Dans le vaste paradigme des dénominations collectives du célibataire moderne, l'innovation lexicale la plus significative est représentée par une extension sémantique concernant un emprunt issu du champ lexical de la musique. Il s'agit de *solo*, emprunt à l'italien attesté en français en 1703 (cf. GRob) mais utilisé dans le discours sur le célibat, avec une valeur sémantique complètement nouvelle, seulement à partir de la fin des années 90. C'est au sociologue Jean-Claude Kaufmann qu'appartient la paternité du terme dans son ouvrage à succès *La femme seule et le prince charmant. Enquête sur la vie en solo* (1999/2006).

Bien que le mot soit proposé d'abord explicitement comme dénomination neutre de l'hétérogène condition des célibataires (« Alors, comment les nommer [les célibataires]? Jean-Claude Kaufmann suggère solos, qui a l'avantage de la neutralité », L'insoutenable légèreté de la célibataire, 26.02.1999, LM), il se détache rapidement de son créateur pour devenir le mot-clé de la construction discursive d'un célibat revendiqué voire « tendance ».

- (24) Celui qui avait toujours une mode de retard – souvenez-vous des descriptions chez Balzac ou Montherlant – est aujourd'hui à la pointe. C'est le couple qui devient le symbole de l'enfermement. Le solo a lu les derniers livres dont on parle, fréquenté le nouveau restaurant tellement tendance, vu le film qu'il faut avoir vu. (10 millions de célibataires et moi, et moi, et moi, 16.02.2006, LE)

Les raisons de ce développement discursif sont à chercher dans la valeur sémantique du lexème *solo*, qui, issu de l'italien «seul» (it. = *solo*), désigne en français en premier lieu un « morceau ou passage joué ou chanté par un seul interprète » (PRob2012), ce qui met en évidence plutôt les aspects de la souveraineté individuelle et de l'indépendance (*en solo* = «sans accompagnement», cf. GRob) que celui de la solitude entendue comme isolement.

Qu'il s'agisse de *singles*, de *sans partenaire fixe*, de *solistes*, de *solitaristes*, de *solibataires* ou simplement de *solos*, par l'emploi de ces expressions les acteurs du discours soulignent au niveau onomasiologique la nouveauté de leur perspective, qui transforme l'état « lamentable » des *personnes seules* en un mode de vie consciemment choisi et assumé, en valorisant ainsi la *solitude* en tant que *liberté* et *ouverture sur le monde*. Si des désignations telles que *personne seule* ou *cœur esseulé* construisent leur objet de référence en tant que célibataire souffrant de sa solitude, d'autres expressions telles que *solibataire*, *single* ou *solo*, grâce à leur statut d'inventions lexicales, d'emprunts récents, d'élargissements sémantiques, préfigurent une interprétation moderne et dynamique du statut

du célibataire qui puisse être liée aux aspects sémantiques de « liberté », « absence de contraintes », « style de vie branché ».

7. Conclusions

L'application d'une méthodologie proprement linguistique à un sujet d'actualité concernant la société toute entière conduit de manière quasi nécessaire à l'adoption d'une perspective interdisciplinaire : sur la base de l'hypothèse d'une corrélation entre processus socio-historiques et usages langagiers collectifs qui considère ces derniers comme manifestation de la mentalité d'une communauté donnée, il devient possible, par l'analyse systématique du discours public, de saisir les attitudes collectives des membres de la communauté linguistique française contemporaine à l'égard du phénomène choisi de la « vie en solo ».

Dans le cadre d'une analyse minutieuse du corpus, il émerge une pluralité frappante d'expressions à première vue équivalentes pour la dénomination du célibataire contemporain. C'est grâce aux instruments d'une analyse sémantico-discursive ponctuelle que l'impossibilité d'une dénomination neutre apparaît. Derrière chaque activité de nomination se cache un choix entre plusieurs alternatives qui dépend de la position du locuteur à l'égard de l'objet, de la perspective qu'il veut établir, de son évaluation. L'analyse des batailles sémantiques au niveau onomasiologique se révèle donc un instrument valide pour reconstruire la répartition des points de vue à l'intérieur d'une communauté donnée par rapport à un sujet choisi. Car c'est avec la langue et donc aussi par les actes de nomination qu'on contribue à catégoriser et à construire le réel.

Bibliographie

- Beacco, Jean-Claude/Moirand, Sophie (1995): Avant-propos. – In: *Les Carnets du Cediscor* 3, 9-10. <<http://cediscor.revues.org/457>>
- Bologne, Jean Claude (2004): *Histoire du célibat et des célibataires*. – Paris: Fayard.
- Busch, Albert (2007): Der Diskurs: ein linguistischer Proteus und seine Erfassung – Methodologie und empirische Gütekriterien für die sprachwissenschaftliche Erfassung von Diskursen und ihrer lexikalischen Inventare. – In: Ingo Warnke (éd.): *Diskurslinguistik nach Foucault*, 114-163. Berlin/New York: De Gruyter.
- Busse, Dietrich (1987): *Historische Semantik. Analyse eines Projekts*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Busse, Dietrich (1997): Das Eigene und das Fremde. Annotationen zu Funktion und Wirkung einer diskurssemantischen Grundfigur. – In: Matthias Jung, Martin Wengeler, Karin Böke (éds.): *Die Sprache des Migrationsdiskurses. Das Reden über „Ausländer“ in Medien, Politik und Alltag*, 17-35. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Busse, Dietrich/Teubert, Wolfgang (1994): Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. – In: Dietrich Busse, Fritz Hermanns,

- Wolfgang Teubert (éd.): *Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik*, 10-28. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Febvre, Lucien (1938/1992): Histoire et psychologie. – In: *Encyclopédie française*, vol. VIII, Paris: Comité de l'Encyclopédie française (repris in [1992]: *Combats pour l'histoire*. Histoire et psychologie. – In: *Combats pour l'histoire*. Paris: Armand Colin, http://classiques.uqac.ca/classiques/febvre_lucien/Combats_pour_lhistoire/febvre_combats_pour_histoire.pdf).
- Febvre, Lucien (1941/1992): Comment reconstituer la vie affective d'autrefois ? La sensibilité et l'histoire. – In: *Annales d'Histoire sociale* 3 (repris in [1992]: *Combats pour l'histoire*. Paris: Armand Colin, http://classiques.uqac.ca/classiques/febvre_lucien/Combats_pour_lhistoire/febvre_combats_pour_histoire.pdf).
- Felder, Ekkehard (2006): Semantische Kämpfe in Wissensdomänen. Eine Einführung in Benennungs-, Bedeutungs- und Sachverhaltsfixierungs-Konkurrenzen. – In: id. (éd.): *Semantische Kämpfe. Macht und Sprache in den Wissenschaften*, 13-46. Berlin/New York: De Gruyter.
- Floricić, Franck (2007): Remarques sur *Oui, Non* et les *-istes*. – In: *Vox Romanica* 66, 104-146.
- Foucault, Michel (1969): *L'Archéologie du savoir*. – Paris: Gallimard.
- Fraas, Claudia (1996): *Gebrauchswandel und Bedeutungsvarianz in Textnetzen – Die Konzepte IDENTITÄT und DEUTSCHE im Diskurs zur deutschen Einheit*. – Tübingen: Narr.
- GRob: Rey, Alain (éd.) (2001): *Le Grand Robert de la langue française. Deuxième édition dirigée par Alain Rey du Dictionnaire alphabétique et analogique de la langue française de Paul Robert*. – Paris: Le Robert.
- Hermanns, Fritz (1995): Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte. Überlegungen zu Sinn und Form und Gegenstand historischer Semantik. – In: Andreas Gardt, Klaus Mattheier, Oskar Reichmann (éds.): *Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien*, 69-101. Tübingen: Niemeyer.
- Jacquet, Claire/Veuillet, Marina/Vidalinq, Raphaële (2006): *Comment oublier son ex d'un bon coup de fourchette: Recettes solo pour intermittents du célibat*. – Paris: Tana.
- Kaufmann, Claude (1999/2006): *La femme seule et le prince charmant. Enquête sur la vie en solo*. – Paris: Pocket.
- Kleiber, Georges (1984): Dénomination et relations dénominales. – In: *Langages* 96, 77-94.
- Krieg-Planque, Alice (2009): *La notion de «formule» en analyse du discours. Cadre théorique et méthodologique*. – Besançon Cedex: Presses Universitaires de Franche-Comté.
- Lamourère, Odile (2003): *Célibataire aujourd'hui. De la solitude à la relation amoureuse*. – Québec: Les Éditions de l'Homme.
- Lardellier, Pascal (2006): *Les célibataires. Idées reçues*. – Paris: Le Cavalier bleu.
- Maingueneau, Dominique (1987): *Nouvelles tendances en analyse du discours*. – Paris: Hatte.
- Mazière, Francine (2010): *L'analyse du discours*. – Paris: PUF.
- Mitterrand, Henri (102000): *Les mots français*. – Paris: PUF.
- Oesterreicher, Wulf (1988): Sprechfähigkeit, Einzelsprache, Diskurs und vier Dimensionen der Sprachvarietät. – In: Jörn Albrecht, Harald Thun (éds.): *Energeia und Ergon: sprachliche Variation – Sprachgeschichte – Sprachtypologie. Studia in honorem Eugenio Coseriu*. Tübingen: Narr, vol. II, 355-386.
- Paveau, Marie-Anne/Rosier, Laurence (2005): Éléments pour une histoire de l'analyse du discours. Théories en conflit et ciments phraséologiques. – Communication au colloque

franco-allemand: *L'analyse du discours en France et en Allemagne. Tendances actuelles en sciences du langage et sciences sociales*, Créteil, CÉDITEC. <<http://johannes-angermueller.de/francais/adfa.html>> [consulté le 10.11.2011].

Pietrini, Daniela (en préparation): *Die ‹neue› Familie? Eine wortsemantische Diskursanalyse anhand der französischen Mediensprache*.

Prioux, France/Mazuy, Magali/Barbieri, Magali (2010): L'évolution démographique récente en France: les adultes vivent moins souvent en couple. – In: *La conjoncture démographique en France. Population* 65, 421-474.

PROB: Rey, Alain (éd.) (2012): *Le Petit Robert 2012: Dictionnaire alphabétique et analogique de la langue française*. – Paris: Le Robert.

Stötzel, Georg (1990): Semantische Kämpfe im öffentlichen Sprachgebrauch. – In: Gerhard Stickel (éd.): *Deutsche Gegenwartssprache. Tendenzen und Perspektiven*, 45-65. Berlin/New York: De Gruyter.

TLFi: *Trésor de la Langue Française informatisé*. <<http://www.atilf.fr/Les-ressources/Ressources-informatisees/TLFi-Tresor-de-la-Langue-Francaise>>.

Wengeler, Martin (2002): ‹Bedeutung› und ‹Sprache› in der Geschichtsschreibung. Ein Blick auf Nachbardisziplinen der germanistischen Sprachwissenschaft. – In: Dieter Cherbim, Karlheinz Jakob, Angelika Linke (éds.): *Neue deutsche Sprachgeschichte: mentalitäts-, kultur- und sozialgeschichtliche Zusammenhänge*, 43-64. Berlin/New York: De Gruyter.

Diskurspartikeln und die Historizität von Texten

1. Einleitung

Angesichts des unbestreitbaren heuristischen Wertes der *Historizität von Texten* wird auch stets die Frage nach deren Möglichkeiten und Grenzen aufgeworfen. In diesem Zusammenhang soll in der vorliegenden Arbeit zunächst erneut auf die Abgrenzung der beiden Begriffe *Historizität von Texten* und *Historizität von Sprache* (vgl. Koch 1997, Kabatek 2005, Lebsanft 2005, sowie aktuelleren Datums López Serena 2007 und 2011) eingegangen und anschließend der Unterschied zwischen *Textebene* (*langue*, mutatis mutandi Coseriu: „Einzelsprache“) und *Texteinheit* (*parole*, mutatis mutandi Coseriu: „individuelle Ebene“) herausgearbeitet werden (Loureda 2006 und 2010a). Als Grundlage hierfür dienen bedeutende Erkenntnisse Coserius aus dem Jahre 1957 in einer Frage, die auf den ersten Blick wenig mit dem hier behandelten Thema zu tun hat: die einzelsprachliche Korrektheit (Loureda 2007a: § 3.2.2).

Der epistemologische Ansatz, die Textebene von der Texteinheit zu unterscheiden, erlaubt unseres Erachtens, Phänomene in einem Modell zu erklären, die je nach synchronischer oder diachronischer Ausrichtung der Sprachwissenschaft isoliert und auf ihre spezifische Art und Weise diskutiert werden können. In diesem Beitrag geht es darum, den Einfluss dieser Historizität von Texten auf theoretische und deskriptive Erklärungsversuche zu drei Aspekten der Diskurspartikeln aufzuzeigen, denen besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird (vgl. Loureda/Acín 2010a): erstens die semantisch-pragmatische Komponente der Diskurspartikeln, denn auf der historischen Ebene des Textes generieren sie unabhängig von dem sprachlichen Wert allgemeine konversationelle Inferenzen (*presumptive meanings*, Levinson 2000/2004, Portolés 2004); zweitens die *Norm des Textes* (Loureda 2010a, Loureda 2012a und insbesondere López Serena 2011), die ein immer noch geltendes Prinzip Coserius erweitert; und drittens, diachronisch betrachtet, die Darstellung der Grammatikalisierungsprozesse von Diskurspartikeln (vgl. Pons Bordería 2008 und Pons Rodríguez 2010, Estellés 2011, Schrott/Maaß 2010).

2. Die Historizität von Texten

Das Sprechen ist nach Coseriu (1980) eine *universelle* Tätigkeit, derer alle Menschen fähig sind; außerdem ist es ein *historisches* Phänomen, denn derjenige, der spricht, bedient sich mindestens einer Sprache; und es ist eine *individuelle* Handlung des Sprechers in einer konkreten Situation, in der das verbale Element lediglich eine Kommunikationsebene darstellt. Diese funktionalen Ebenen stehen im Zusammenhang mit Kriterien, die im Diskurs auf das Weltwissen zurückzuführen sind, jene Kriterien, die auf der Sprache als solcher beruhen, und Kriterien, die sich aufgrund der kontextuellen und situationellen Anreicherung beim Sprechen ergeben. Coserius Sprachebenen müssen jedoch erweitert werden, um die anderen Dimensionen des Diskurses berücksichtigen zu können, da Texte individuelle Erscheinungen sind, die jedoch über die Individualität hinausgehende Merkmale aufweisen: Sie haben erstens eine *universelle Dimension*, die sich in Eigenschaften äußert, die dieser Art von Texten gemeinsam sind; sie haben zweitens eine Geschichte, also eine *traditionelle* beziehungsweise *historische Dimension*, die verantwortlich dafür ist, dass Texte anderen Texten ähneln, und schließlich zeichnen sie sich durch *individuelle* Merkmale aus (Loureda 2007 und 2010a). Den genannten Ebenen ist zudem eine *bottom up*-Dynamik inhärent, geht doch jede einzelne in die nächsthöhere ein; gleichzeitig liegt eine *top down*-Dynamik vor, da ausgehend vom individuellen Sprachgebrauch Textmuster für zukünftige Sprachhandlungen geschaffen werden (womit Texte als Ergebnis schöpferischen Wirkens im strikt humboldt'schen Sinne des Wortes, *energeia*, gelten). Das Endprodukt Text kann u. a. als ein gesellschaftliches und kulturelles, als kognitives und semiotisches Element betrachtet werden. Daher erweist es sich schließlich als notwendig, von zwei unterschiedlichen Textbegriffen auszugehen: dem Text als selbstständiges Sprachprodukt (*Texteinheit*) und dem Text als Organisationsstruktur einer Einzelsprache, die über die minimalen Elemente, das Wort, die Wortgruppe, die Klausel und den Satz hinausgeht (*Textebene*, vgl. Abbildung 1 [Loureda 2010]).

3. Die funktionalen Textebenen

Anhand dieses Schaubildes lassen sich auch die unterschiedlichen Forschungsansätze sowohl im Bereich der Textlinguistik (Loureda 2010a) als auch auf dem Gebiet der Diskurspartikeln (Loureda/Acín 2010a) erklären. Die ersten Arbeiten zu den Diskurspartikeln befassen sich zum einen mit deren Rolle als für die Informationsstruktur und Textkohäsion verantwortliche transphrastische Konnektoren in ihrer paradigmatischen Dimension oder auch in ihrer Funktion

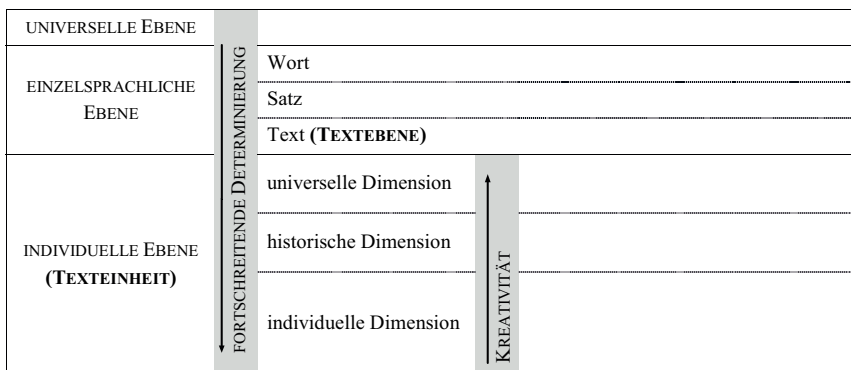


Abbildung 1: Die Ebenen des Textes

als Modalitätsindikatoren, und zum anderen mit den Eigenschaften, die dieser formalen Kategorie zukommen. Die darauffolgende Anwendung sowohl unterschiedlicher, den verschiedenen diskursorientierten Strömungen entlehnter Methodologien wie auch der Argumentationstheorie bedeuten für die Untersuchung der Funktionsweise der Partikeln als kommunikationsinferentielle Indikatoren einen Auftrieb. Die Gesprächsanalyse kann als Katalysator in der Erforschung der Diskursmodalitäten wie auch der Mündlichkeit betrachtet werden, da die Beschreibung der Variation des Gebrauchs der Partikeln in dem Maße ermöglicht wird, wie dieser durch soziolinguistische Variablen bedingt ist. Die Textgrammatik einerseits und die Textlinguistik andererseits lassen also, jede auf ihre Art und gemäß ihrer Schwerpunktsetzung, die Untersuchung der Diskurspartikeln auf unterschiedlichen Ebenen zu: auf der Ebene des Textes (*Textebene*) im Hinblick auf die Grammatik einer Sprache sowie auf der Ebene des Diskurses (*Texteinheit*) als konkret realisierte Sprechhandlung.

4. Die Historizität von Texten und die allgemeinen konversationellen Implikaturen

Ungeachtet der deutlichen Tendenz, die universelle (kognitive) Ebene zu untersuchen, gibt es in der pragmatisch ausgerichteten Sprachwissenschaft und der Textanalyse mehrere Herangehensweisen (Levinson 1983/1989, 2000/2004), die den soziokulturellen Sprachtraditionen immer mehr Aufmerksamkeit zuteil werden lassen. Somit ist ein größeres Interesse an einer gewissen Art der Historizität von Texten festzustellen. Die aktuelle Pragmatik wendet sich in dem Maße der historischen Dimension zu, wie sie sich mit kulturell eingebetteten Kommunikationsereignissen und der Heterogenität der Sprachbenutzer beschäftigt; ein deutlicher Einfluss der Ethnolinguistik und der Soziolinguistik ist

unverkennbar (Bravo/Briz 2004). Seit den Werken von Gumperz und Hymes ist für die Pragmatik auch die *Kommunikationskompetenz* relevant, insbesondere das Wissen des Sprechers um die für eine erfolgreiche Kommunikation in einer gegebenen und sozial eingebetteten Situation notwendigen Faktoren. Dies ist ein Ansatz, in dem nicht so sehr die Untersuchung der Kontextanreicherung der Bedeutung, sondern der *Interaktionsregeln* (der *Institutionen*) der Kommunikation einer Gemeinschaft oder Gruppe in den Vordergrund gestellt wird. Unter den Begriff *Regeln* werden dabei nicht nur institutionalisierte Sprechakte gefasst, wie etwa das „Hora est!“ als Schlussformel nach der Disputatio der Doktorarbeit an niederländischen Universitäten (Verschueren 2002: 161), sondern auch bestimmte Muster im Sprachverhalten.

Diese Differenzierungen können zur Erklärung mehrerer Kommunikationserscheinungen, die eine Tradition (oder ‚Gemeinschaft‘) in vielerlei Hinsicht voraussetzen, beitragen. Zu nennen sind in diesem Zusammenhang zum einen die Veranschaulichung bestimmter Kommunikationsgewohnheiten, wie etwa die Alternanz des Duzens und Siezens zwischen Studenten und Professoren (ein Duzen, das in der deutschen Gesellschaft weder üblich noch erwartbar ist, in der spanischen hingegen schon), zum anderen die Erklärung unterschiedlicher Höflichkeitsformeln, die als Konversationskonventionen dienen (wie etwa im Falle der Redeunterbrechung, die im spanischen Umgangston kooperativ ist, im Deutschen jedoch weniger), oder auch die Darstellung des Verbreitungsgebietes bestimmter Konversationskonventionen oder Sprachphänomene im eigentlichen Sinne, wie z. B. die Distribution der Verbformen (Imperativ, Infinitiv) oder grammatikalischer Konstruktionen (Passiv) in Kochrezepten (Hödl 1999).

Eine bestimmte pragmatische Ausrichtung jedoch stellt weniger die sozialen, sondern eher die kognitiven Faktoren in den Vordergrund, also die Prozesse, die mental ausgelöst werden und ablaufen, um bestimmte äußere Reize kommunikativer Absicht zu verarbeiten. Auf der Ebene der Einzelsprache können Implikaturen konventionell deduziert werden, in der historischen Dimension des Textes jedoch sind Implikaturen konversationeller Natur. Sie entstehen notwendigerweise aus der Textsituation heraus beziehungsweise werden durch diese aufgehoben, wie die beiden folgenden Beispiele zeigen:

- (1) **Incluso* María vino, pero no vino nadie más (konventionelle Implikatur ‚andere Personen kamen‘).
- (2) María vino, pero no vino nadie más (konversationelle Implikatur ‚andere Personen kamen‘).

Implikaturen in der historischen Dimension des Textes sind allgemeiner Natur. Folgendes in der Pragmatik klassische Beispiel stellt eine Gesprächssituation

dar, die auf einer Party stattfindet, auf der sich María langweilt, während Juan sich im Kreise seiner Freunde amüsiert (María nicht einmal beachtend):

- (3) María: Ya se han marchado algunos invitados.
 Juan: ¡Pero si estamos la mar de bien aquí!

Juan zieht den Schluss und inferiert korrekterweise, dass María ihm nun, nachdem einige Gäste bereits nach Hause gegangen sind, den Vorschlag macht, ebenfalls zu gehen, da zumindest sie sich langweilt; María hingegen kommt zu dem Schluss, und sicherlich ist es sinnvoll, Juans Antwort dahingehend auszuliegen, dass ihr Freund noch nicht nach Hause gehen, sondern sich weiterhin angeregt mit seinen Freunden unterhalten möchte. Auch die Leser oder Hörer interpretieren diesen Dialog annähernd ähnlich und rechnen damit, dass es zwischen den beiden eventuell zu einem Nachspiel kommt. Diese Annahme, dass sie es ihm ‚heimzahlen‘ wird, ist eine individuelle Inferenz, die jeder für sich ziehen kann, weil er oder sie beispielsweise um Mariás Temperament und um das mangelnde Feingefühl von Juan weiß; bei der Gesprächssituation von Bitte und Gegenbitte beider liegt eine allgemeine konversationelle Inferenz vor: die Mehrheit würde ähnlich handeln. Das liegt daran, dass die allgemeinen konversationellen Implikaturen, die sich aus einem *pero/aber* ergeben, keines „spezifischen Kontextes“ bedürfen, da sie in dieser Konstellation von Äußerungen und möglichen Kontexten sehr häufig vorkommen: Die Unterschiede zwischen konventionellen und konversationellen Implikaturen sind als Kontinuum zu verstehen, das sich aus der Kontextabhängigkeit ergibt.

Zur Funktionsbeschreibung der Diskurspartikeln ist eine Unterscheidung zwischen konventionellen Inferenzen und allgemeinen konversationellen Inferenzen unerlässlich. So kann an Beispiel (3) gesehen werden, wie zwischen allgemeinen konversationellen Inferenzen eine contraargumentative Beziehung hergestellt wird. Die Fokuspartikeln hingegen weisen nun z. B. konventionell auf eine bestehende Reihung beziehungsweise Skala hin, in der ein Element gegenüber anderen Elementen (explizite oder implizite Alternativen) den Informationsschwerpunkt wiedergibt (Fokus). So können wir in (4)

- (4) Juan no es muy simpático, *ni siquiera* es simpático.

eine Reihung erkennen, in der der Fokus („simpático“) die explizite Alternative („muy simpático“) modifiziert und substituiert: Juan ist in keinster Weise sympathisch. Das Beispiel (5)

- (5) Juan no es guapo, *ni siquiera* es simpático.

hingegen macht deutlich, dass einer expliziten Alternative („guapo“) ein Fokus („simpático“) hinzugefügt wird: Juan ist weder attraktiv noch sympathisch. Das erklärt sich dadurch, dass bei der spanischen Fokuspartikel *ni siquiera* das Ver-

hältnis zwischen Fokus und Alternative nicht konventionell markiert ist. Die Partikel weist lediglich darauf hin, dass das mit ihr verbundene Element informativer ist, und schafft damit eine Reihung beziehungsweise Skala, die substitutiv (4) oder additiv (5) ist. Bei der Auslegung der Äußerung hängt es nun von der Informationsverarbeitung der repräsentationalen Bedeutung von Elementen ab, die mit *ni siquiera* verknüpft werden. Es gibt aber Fokuspartikeln, die bereits konventionell auf einen Fokus und eine Alternative hinweisen. Im Spanischen sind dies etwa die Partikeln *hasta* und *incluso*, die unterschiedlich eingesetzt werden: Soll es sich um eine substitutive Reihung im Sinne einer Reformulierung handeln, dann kann im Spanischen auf keinen Fall *hasta* gebraucht werden (Portolés 2007: 143):

- (6) Los datos del paro son malos, *incluso*/**hasta* muy malos;

Bei einer additiven Reihung sind sowohl *incluso* wie auch *hasta* möglich:

- (7) Reconozcan conmigo que todos tenemos ratos tontos, muy tontos, *hasta/incluso* tontísimos.

5. Diskurspartikeln und Informationsverarbeitung

Die Diskurspartikeln sind für die Informationsverarbeitung bedeutsam, aber nicht obligatorisch. Wie beim Autofahren ohne Verkehrsschilder käme man auch ohne sie und alleine mit seiner Auffassungsgabe zurecht. Unter bestimmten Umständen ist das Vorhandensein einer Partikel für die Informationsverarbeitung weniger erforderlich. So erklärt sich auch die weitverbreitete Meinung, dass den Partikeln weniger Gewicht zukommt, da ihr Verarbeitungsaufwand ähnlich hoch sei wie in einer Äußerung ohne Partikel, was in den beiden nachstehenden qualitativ vergleichbaren Beispielen der Fall sein sollte:

- (8) Muchos adolescentes entre los 16 y los 20 años ni estudian ni trabajan. *O sea*, que han perdido todo interés por su propio futuro.
- (9) Muchos adolescentes entre los 16 y los 20 años ni estudian ni trabajan. Han perdido todo interés por su propio futuro.

Inferenzen können auch auf eine andere Art und Weise indiziert sein und gezogen werden (entweder über das Weltwissen oder die lexikalische Bedeutung der einzelnen Elemente, um die Verarbeitung der repräsentationalen Bedeutung zu ermöglichen); es stellt sich jedoch die Frage, ob zwei qualitativ vergleichbare Äußerungen im Hinblick auf die Informationsverarbeitung auch quantitativ vergleichbar sind. Um dies herauszufinden, haben wir ein Leseexperiment mittels Blickbewegungsaufzeichnung (*eyetracking*) entworfen (Loureda/Nadal 2011). Die Probanden, mit homogenem soziolinguistischen und kogniti-

ven Profil, lasen dabei die folgenden Äußerungen, die sich lediglich darin unterscheiden, dass die erste eine contraargumentativ indizierte Partikel enthält (10), die zweite hingegen nicht (11):

- (10) Nos propusimos reducir en dos terceras partes la mortalidad en menores de cinco años. *Sin embargo*, conforme las actuales tendencias, esa meta solo podría ser alcanzada, con suerte, después del año 2015.
- (11) Nos propusimos reducir en dos terceras partes la mortalidad en menores de cinco años. Conforme las actuales tendencias, esa meta solo podría ser alcanzada, con suerte, después del año 2015.

Die Inferenzen, die in (10) mit dem spanischen contraargumentativen Konnektor *sin embargo* ausgelöst werden, sind in (11) auf der Textoberfläche gleichfalls vorhanden („solo podría ser alcanzada, con suerte...“), mittels zweier explizit angeführter bedingender Elemente: das Adverb *solo* und das Syntagma *con suerte*, das als Diskurspartikel noch nicht vollends grammatikalisiert ist. Der Unterschied im Verarbeitungsaufwand müsste davon abhängen, ob und wie beim Lesen die contraargumentative Diskursstruktur erreicht und wie diese Verbindung hergestellt wird, und nicht allein von der Inferenzziehung. Zur Verifizierung dieser Hypothese haben wir in einem weiteren Experiment die Reaktionszeit beim selbstgesteuerten Lesen (*self-paced reading*) gemessen, sozusagen als eine Art Neunerprobe, da hierbei das Textverstehen überprüft wird. Ist die Partikel vorhanden, so wird die contraargumentative Struktur in fast 90% der Fälle sofort erkannt und in relativ kurzer Zeit verarbeitet; fehlt diese Partikel, wird die Argumentationsstruktur zwar auch erkannt (von guten 85%), doch dauert die Verarbeitung durchschnittlich fast um ein Fünftel länger. Die Benutzung einer Partikel oder deren Weglassen ist funktional betrachtet also nicht unwesentlich: In einer Sequenz wie der obigen wird durch die Partikel das Lesen vereinfacht (Loureda/Nadal 2011; Loureda/López Serena 2013).

Die Ergebnisse aus dem *Eyetracking*-Experiment zeigen, dass die Fixationen der Augen nicht so lange dauern, die Sakkaden länger sind und beide eine geringere Standardabweichung aufweisen, wie der Abbildung 2 entnommen werden kann.

In anderen Beispielen ist das Vorhandensein von Partikeln aus zweierlei Gründen wesentlich: Sei es, weil damit eine Information explizit angegeben wird und somit der Verarbeitungsaufwand geringer ausfällt (z. B. in *Bernardo es vasco, por lo tanto le gustará comer bien*), oder sei es, weil die Partikel selbst diese Information ist, wie etwa in (12):

- (12) *Incluso* Juan sabría responder a esa pregunta.

	mit Diskurspartikel	ohne Diskurspartikel
Dauer der Fixationen	206,52 ms	244,00 ms
Standardabweichung der Fixationen	67,52 ms	109,67 ms
Sakkaden	27,13 ms	26,32 ms
Standardabweichung der Sakkaden	11,68 ms	15,48 ms

Abbildung 2: Äußerung mit und ohne Diskurspartikel (*eyetracker*)

Hier wird zusätzliche Information, nämlich eine wertende, enkodiert, die dem Satz (13) fehlt:

(13) Juan sabría responder a esa pregunta.

In (12) wird eine Skala mit einer Alternative impliziert (andere Personen wie María, Antonio usw.), die dem Fokus (Juan) gegenübergestellt wird; da dies mittels *incluso* eine konventionelle Inferenz ist, kann sie auch nicht aufgehoben werden (**Incluso Juan sabría responder a esa pregunta, pero no otras personas*). Diese Alternative gibt es in (13) so nicht und sie kann somit nur aufgrund individueller konversationeller Inferenzen gezogen werden, die sich auf ein gemeinsames kognitives Umfeld berufen, weswegen diese Inferenzen auch negiert werden können: *Juan sabría responder a esa pregunta, pero otras personas no*.

6. Die Diskurspartikeln und die drei Dimensionen des Textes

Es stellt sich nun die Frage nach den die Auswahl der Sprecher bestimmenden Kriterien. Diese sind unseres Erachtens sehr unterschiedlich, können jedoch auf die oben genannten drei Dimensionen des Diskurses, d. h. die kognitiven Aspekte, die Historizität und die Singularität von Texten, zurückgeführt werden (vgl. Abbildung 1).

In erster Linie spielen zweifelsohne kognitive Aspekte der in Abbildung 1 als solche bezeichneten *universellen Ebene des Diskurses* eine Rolle. Der mit einer Diskurseinheit verbundene Verarbeitungsaufwand kann tatsächlich eine erste Bedingung für die Auswahl des Sprechers sein. Geht man nun davon aus, dass die Diskurspartikeln in entscheidender Weise die mentalen Berechnungen zur Verarbeitung der gegebenen Information begrenzen, so kann die Auswahl des Sprechers durch diesen Aufwand bedingt sein. Im Forschungsprojekt „Diskurspartikeln und Kognition“ der Universität Heidelberg (<http://www.hulclab.eu>) wurde der Verarbeitungsaufwand der Partikeln mittels der Blickbewegungsauf-

zeichnung gemessen (Loureda/Nadal 2011). In einem der durchgeführten Tests wurden L1-Sprechern (Spanisch) die nachstehenden beiden Äußerungssequenzen mit durch die Partikel *incluso* begrenztem voran- beziehungsweise nachgestelltem Fokus zum Lesen vorgelegt:

- (14) En toda Europa se han recogido denuncias por malos tratos, por torturas *incluso*, y por la restricción de derechos a la población inmigrante.
- (15) En toda Europa se han recogido denuncias por malos tratos, *incluso* por torturas, y por la restricción de derechos a la población inmigrante.

Beide Äußerungen enthalten ein fokussiertes Element („por torturas“) auf einer *additiven* pragmatischen Skala (‹malos tratos, TORTURAS›) mit der expliziten Alternative („malos tratos“). Die Position der Partikel in der Sequenz ist die unabhängige Variable. In der nachstehenden Abbildung 3 sind die Ergebnisse des mit acht L1-Sprechern durchgeführten Tests dargestellt:

	Fokus + <i>incluso</i>	<i>incluso</i> + Fokus
Worte der Sequenz	23	23
Zeichen der Sequenz	139	139
Fixationen (ms)	25,75	23,63
Zeichen/Fixationen	5,39	5,88
Dauer der Fixationen (ms)	216,79	195,90
Verarbeitungszeit pro Sequenz (ms)	5582,34	4629,11
Durchschnittliche Verarbeitungszeit pro Wort (ms)	242,71	201,26
Fixation der Diskurspartikel (ms)	4 von 8: 210 ms	5 von 8: 224 ms

Abbildung 3: Daten der Testreihe „Fokus + *incluso*“ und „*incluso* + Fokus“

Im Hinblick auf die Historizität der Sprache und des Systems des Spanischen sind beide Positionen der Partikel *incluso* möglich (anders verhält es sich etwa bei *hasta*, einer Diskurspartikel, die dem Fokus nur vorangestellt werden kann). Die Ergebnisse zeigen deutlich, dass die Nachstellung der Partikel die ‚markierte‘ (und die folglich in der *Norm* weniger bevorzugte) Position ist.¹ In einer Sequenz wie etwa im Beispiel (14) ist die Anzahl der Fixationen größer, die Fixationen sind von längerer Dauer, und die Lesezeit (Extraktionszeit) der

¹ Dies bezieht sich auf die in dem Leseexperiment gegebenen Bedingungen, und im Allgemeinen auf jene fokalisierende Strukturen, bei denen die ungeplante Textstrukturierung nicht zu erwarten ist (vgl. Loureda/López Serena 2013).

Sequenz ist insgesamt länger. Die Partikel selbst wird länger fixiert, wenn die Partikel nachgestellt ist, was auf einen größeren Verarbeitungsaufwand hinzuweisen scheint. Daran anknüpfend ist auch zu berücksichtigen, dass mehrere Probanden die Äußerung mit der nachgestellten Fokuspartikel zwei oder mehrere Male fixiert haben, was ebenfalls ein deutliches Anzeichen für einen größeren Verarbeitungsaufwand ist.

Als zweite Ebene, auf der die Auswahl des Sprechers bestimmt werden kann, ist die der Historizität von Texten selbst zu nennen (vgl. Abbildung 1). In diesem Sinne variiert der Gebrauch der Partikeln gemäß der in mehreren Studien nachvollziehbar begründeten Annahme des Überwiegens der einen oder der anderen Funktion der Partikeln je nach Textsorte (oder Textsequenz) (vgl. etwa Domínguez García 2010); quantitativ betrachtet lässt sich eine Variation in den Häufigkeiten der Verwendung dieser satzübergreifenden Einheiten vermuten.

Die Variation in der Verwendung der Diskurspartikeln kann letztendlich zu einer Tradition auf synchronischer Ebene werden, mittels derer sich die Eigenschaften eines bestimmten Texttyps herausstellen lassen. Folglich kann es auch quantitative Restriktionen bezüglich der Norm diskursiver Textsorten (= Häufigkeiten) geben, wie etwa Silvia Murillo Ornat (2007) in ihrer Arbeit zu Reformulierungspartikeln und ihrem Vorkommen in englischen und spanischen journalistischen Texten gezeigt hat. Die Autorin zeigt, dass die gemeinhin als Äquivalente gehandelten explikativen Partikeln des Spanischen *o sea, esto es, es decir* und die des Englischen *I mean, that is, in other words* tatsächlich nur solange als solche gelten können, wie man nicht den ‚üblichen Gebrauch‘ der Partikeln in beiden Sprachgemeinschaften berücksichtigt: In dem von ihr untersuchten aus spanischen und englischen journalistischen Texten der letzten zehn Jahre zusammengestellten Korpus mit einem Umfang von 15 Mio. Wörtern sind die oben genannten explikativen Partikeln in den spanischen Texten dreimal so häufig vertreten wie in den englischen; allein die Diskurspartikel *es decir* ist frequenter als alle oben genannten englischen Reformulierungspartikeln.

In einzelnen im Rahmen des zu Beginn des Kapitels genannten Forschungsprojektes entstandenen Arbeiten konnte ausgehend von einem knapp eine Million Wörter umfassenden Textkorpus (erstellt von Giovanni Parodi von der Pontificia Universidad Católica de Valparaíso [Chile], <http://www.elgrial.cl>) gezeigt werden, dass diese Tatsache auch auf Texte aus den Natur- und Geisteswissenschaften zutrifft (Widemann 2010 und Roloff 2010).

Diskurspartikeln und die Historizität von Texten

	Fach	Sprache	Wörter	gesamt	
Geisteswissenschaften	Literaturwiss.	Englisch	71.144	147.243	
		Spanisch	76.099		
	Linguistik	Englisch	78.936	122.076	
		Spanisch	43.140		
	Geschichte	Englisch	84.031	231.944	
		Spanisch	147.913		
Naturwissenschaften	Physik	Englisch	184.070	212.215	
		Spanisch	28.145		
	Chemie	Englisch	60.180	88.169	
		Spanisch	27.989		
	Biotechnologie	Englisch	66.736	183.961	
		Spanisch	117.225		
				985.608	

Abbildung 4: Korpus PUCV-2010, erstellt an der Pontificia Universidad Católica de Valparaíso (Chile), unter der Leitung von Giovanni Parodi (<http://www.elgrial.cl>)

Roloff (2010: 51ff.) stellt fest, dass informationsstrukturierende Partikeln in den spanischen geschichtswissenschaftlichen Texten beinahe dreimal so häufig gebraucht werden wie in Texten aus anderen Geisteswissenschaften, und dass Partikeln dieses Typs in geisteswissenschaftlichen Texten nahezu doppelt so häufig verwendet werden wie in naturwissenschaftlichen Texten; in den englischen Texten ist die Gesamtzahl der Partikeln etwas niedriger als in den spanischen Texten (228 Okkurrenzen im Englischen, 256 im Spanischen), das Verhältnis der Anzahl der Partikeln in geistes- und in naturwissenschaftlichen Texten liegt bei 2:1. Außerdem ist der Gebrauch der Partikeln in den englischen naturwissenschaftlichen Texten mehr oder weniger für alle Fächer gleich (27 Partikeln in Texten aus dem Bereich der Physik, 21 in Texten aus der Chemie, 25 in Texten aus der Biologie). Dies trifft auf die geisteswissenschaftlichen Texte nicht zu (71 Okkurrenzen in sprach-, 58 in den geschichts- und 26 in den literaturwissenschaftlichen Texten). Dies kann auf eine bestimmte Standardisierung einer Art der Textproduktion im Englischen im Bereich der Naturwissenschaften hindeuten, die möglicherweise anders als in den Geisteswissenschaften strengerer Normen und Traditionen bezüglich der Informationsstruktur des Diskurses unterliegt. Die Analyse der entsprechenden Daten aus den spanischen Texten ergibt hingegen keine analogen Konventionen: Von den 92 Okkurrenzen in den naturwissenschaftlichen Texten finden sich 50 in Texten

aus der Biologie, 29 in Texten aus der Physik und 13 in Texten aus der Chemie; von den 164 Okkurrenzen in geisteswissenschaftlichen Texten stammen 94 aus geschichts-, 35 aus literatur- und 35 aus sprachwissenschaftlichen Texten. Widemann (2010: 45ff.) weist in seiner Arbeit zu den der Berichtigung und/oder Erklärung dienenden Reformulierungspartikeln des Englischen und des Spanischen darauf hin, dass diese Einheiten stets in Texten aus der Geschichts-, der Literatur- oder der Sprachwissenschaft vertreten sind, in Texten aus der Physik, Biologie oder Chemie hingegen mehr oder weniger gar nicht vorkommen.

Letztlich kann die Auswahl des Sprechers auch individuell begründet sein. Im *Diccionario de partículas discursivas del español* (Briz/Pons/Portolés, <http://www.dpde.es>) etwa findet sich ein Beispiel für den schriftsprachlichen Gebrauch der Reformulierungspartikel *o sea* am Ende der Äußerung, „una posición extraña en la que *o sea* suele actuar como refuerzo valorativo irónico, con frecuencia de carácter lúdico, de lo dicho o del punto de vista, en un sentido equivalente a *amén, así es*“:

- (16) Con un presidente que mete esos pies, la ministra [...] tiene perfecto derecho a escribir Baquero con uve, está en la línea, *o sea*.

Dieser Gebrauch geht auf einen bekannten Sprecher zurück, den verstorbenen Schriftsteller Francisco Umbral, durch den diese Form der Verwendung von *o sea* populär wurde; jene an der Schwelle zur „Traditionalisierung“ (vgl. § 8) stehende Bedeutung der Partikel etablierte sich ausgehend vom individuellen Sprachgebrauch der journalistischen Artikel Umbrals als eine neue Bedeutung der Diskurspartikel *o sea*.²

7. Diskurspartikeln und Grammatikalisierung

Aus diachronischer Sicht ermöglicht die Historizität von Texten die Analyse der Herausbildung von Diskurspartikeln. Antonio Briz (2011) weist darauf hin, dass die Diskurspartikeln „grammatisch gesehen einmal etwas anderes waren“. Um diesen Wandel zu erklären, muss man sich zweier komplementärer Konzepte bedienen: dem der *Grammatikalisierung* (Traugott/Heine 1991, Hopper/Traugott 1993/2003 oder Lehmann 1982/1995), und dem der *Diskurstraditionen* (vgl. Koch 1997, Kabatek 2005, Lebsanft 2005, López Serena 2007 und 2011). Beide Konzepte erfordern unseres Erachtens die Berücksichtigung und Aktivierung der beiden Textkonzepte, die zu Beginn des Artikels vorgestellt wurden: die Textebene und die Texteinheit. Vor diesem Hintergrund ist die

² Im mündlichen Sprachgebrauch scheint diese Stellung gemeinhin vorzukommen (vgl. Loureda/López Serena 2013).

Grammatikalisierung der Diskurspartikeln keine Ausnahme von der herkömmlichen Grammatikalisierung, sondern ein etwas komplexerer Weg, in dem die einzelsprachliche Einheit auf das Niveau des Diskurses ‚herabsteigt‘ (Texteinheit) und in einer prototypischen Version zum Sprachsystem zurückkehrt; dabei nimmt sie jedoch nicht notwendigerweise die Stelle ihres zuvor bereits existierenden Homophons ein, sondern ist dann vielmehr auf einem anderen Niveau zu finden, dem des Textes oder der transphrastischen Einheiten (Textebene). Sind an diesem Prozess Diskurstraditionen beteiligt, handelt es sich, vereinfacht ausgedrückt, nicht um eine *bottom up*-Grammatikalisierung durch „Erosion“ und „Fossilierung“ von Implikaturen, sondern um einen durch Entlehnung und nachträgliche Bedeutungserweiterung zustande gekommenen *top down*-Prozess.

8. Diskurspartikeln und Grammatikalisierungsmodelle

Mit den Diskurspartikeln sehen sich die Modelle der Grammatikalisierungstheorie einem nicht ganz einfach zu lösenden Problem gegenüber: Der Prototyp des Wandels der Diskurspartikeln entspricht für gewöhnlich zwar den Prinzipien der Grammatikalisierung (Umkategorisierung, syntagmatische Fixierung usw.); gemeinhin – geradezu *per definitionem* – widerspricht er jedoch dem Verlust der strukturellen Reichweite (*structural scope*, vgl. hierzu Lehmann 1982/1995), da die Diskurspartikeln im Zuge des Wandels von der Stufe der Einheiten unterhalb der Satzgrenze auf die Stufe der satzübergreifenden Einheiten wechseln. Daher, und so fasst es Pons Rodríguez (2010: § 3.1) zusammen

se plantea si el surgimiento de marcadores discursivos debe entenderse como un fenómeno de gramaticalización o debe consignarse como un mecanismo distinto (alternativo a la gramaticalización o incluso opuesto a ella), en el que se crea discurso desde el sistema. Si el paso de un elemento que funciona en el discurso a uno que trabaja en la sintaxis se considera el paradigma de los procesos de gramaticalización, hay que resolver si el movimiento inverso (del funcionamiento sintáctico al discursivo) debe entenderse propiamente como una gramaticalización o si no cabría más bien considerarlo *de(s)gramaticalización*.

Unseres Erachtens, und dies geht mit den Ausführungen der Autorin in ihrer hier zitierten umfangreichen Arbeit konform, ist die Grammatikalisierung der Diskurspartikeln (*sin embargo, no obstante, por lo visto oder por cierto*), ebenso wie die Lexikalisierung (der Schritt von *ocaso*₁ als ‚Untergang der Sonne oder eines anderen Himmelskörpers‘ zu *ocaso*₂ als ‚Niedergang‘) oder die so genannte „Pragmatikalisierung“ (wie in *y dale*, zur Reaktion auf einen Vorwurf, oder in *oye*, zur Betonung der Dialogform des Gesprächs) ein Zeichen einer allgemeinen *Traditionalisierung* („Historisierung“) und erfordert die Berücksichtigung

und Artikulierung der beiden vorgeschlagenen Textbegriffe: *Textebene* und *Texteinheit*. So ist also die Grammatikalisierung der Diskurspartikeln kein Ausnahmefall der herkömmlichen Grammatikalisierung (von der Lexik zur Grammatik), sondern ein, wie bereits gesagt, etwas komplexerer Weg: Die Einheiten des Sprachsystems kehren nach dem Abstieg auf das Niveau des Diskurses wieder ins Sprachsystem zurück, nehmen dort allerdings einen neuen Platz auf der Ebene entweder des Textes oder der transphrastischen Einheiten ein.

9. *bottom up*-Grammatikalisierung

Ein von Pons Rodríguez (2010) ausführlich behandeltes Beispiel für die Grammatikalisierung von Partikeln ist das der Diskurspartikel *por lo visto*. Diese bedeutet anfänglich auf Satzebene ‚auf Grund von/ausgehend von den gesehenen Dingen‘ und schafft mittels ihrer kausalen Eigenschaften den Unterbau für die Begründung einer Aussage. So wird diese Partikel gemeinhin in Diskursen bis zum 19. Jahrhundert verwendet; danach wird *por lo visto* nicht mehr mit der tatsächlichen gegenständlichen Wahrnehmung in Verbindung gebracht:

(17) *Por lo visto*, la crisis económica condicionará la economía también durante el 2012.

Por lo visto ist folglich mit einer neuen modalen Bedeutung wieder in das Sprachsystem ‚aufgestiegen‘, hat dort jedoch einen anderen Platz auf einer anderen Stufe eingenommen: der Textebene. Schematisch kann dies wie folgt dargestellt werden:

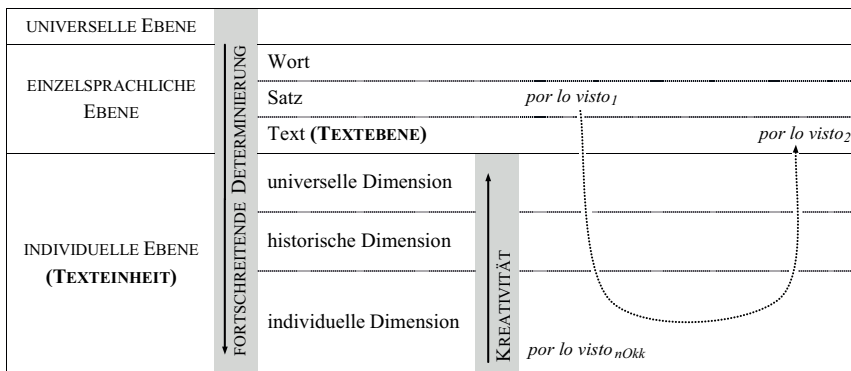


Abbildung 5: Die Grammatikalisierung von *por lo visto*

Dieser Weg der Grammatikalisierung von *por lo visto* wird durch semantisch-kognitive Aspekte beeinflusst (die metonymische Ähnlichkeit von „sehen“ mit den Augen und „sehen“ mit dem Verstand). Aus inhaltlicher Sicht handelt es

sich hierbei um eine Konventionalisierung von konversationellen Inferenzen; mit *es decir*, um nur ein anderes Beispiel zu nennen, verhält es sich ähnlich („*decir x es decir y*“ schafft schließlich eine Struktur der Reformulierung).

Ausgehend von diesem Schema lassen sich die Grammatikalisierungsprozesse einer ganzen Reihe von Diskurspartikeln vereinfacht darstellen. Eine entsprechende Typologie sei im Folgenden kurz skizziert.

In bestimmten Fällen erfolgt die Grammatikalisierung der Diskurspartikel über den Wechsel von der Satzebene auf die Textebene, wobei die Partikel grammatikalische Bedeutung erlangt. Ein Beispiel für diesen Typ ist die oben genannte Partikel *por lo visto*. Der gleiche Weg ist bei anderen Einheiten festzustellen, wie etwa bei den Imperativformen *oye* oder *¡venga!* (Company Company 2004), die ihre ursprüngliche semantische Bedeutung verlieren und auf der Textebene eine pragmatische Bedeutung zur Betonung der Dialogform des Gesprächs erlangen. Ob nun beim ‚Abstieg‘ auf das Niveau des individuellen Sprachgebrauchs (Texteinheit) semantisch-grammatikalische oder pragmatische Aspekte erworben werden, ist *sensu stricto* eine spätere Spezifizierung ein und desselben allgemeinen Prozesses.

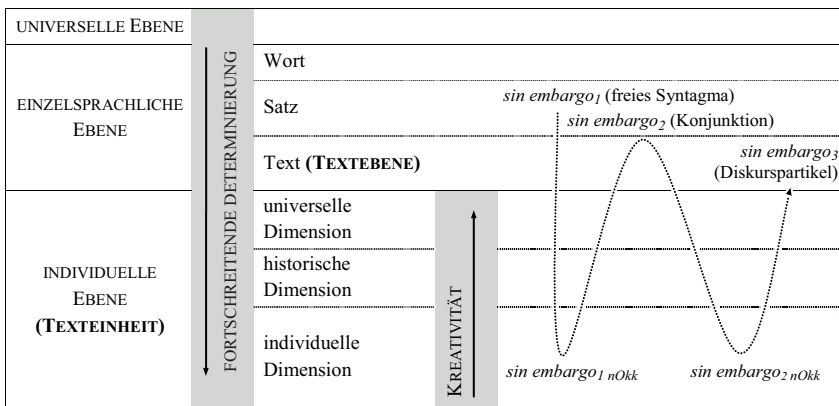


Abbildung 6: Die Grammatikalisierung von *sin embargo*

Ein anderer Grammatikalisierungsprozess liegt beispielsweise bei der contraargumentativen Partikel *sin embargo* vor. Ausgehend vom Satz endet die Grammatikalisierung in diesem Fall nicht auf der Textebene; die Partikel steigt vielmehr erneut auf die Stufe des Satzes herauf, sodass die grammatikalisierte Einheit teils auf der Satzebene als Konjunktion, teils auf der Textebene als Diskurspartikel fungiert (Portolés 1995: 237). Es liegt folglich ein doppelter Grammatikalisierungsweg vor (Garachana 1998: 199ff.), der vom freien Syntagma zur Konjunktion innerhalb eines Satzes und von der Konjunktion innerhalb eines Satzes zur Diskurspartikel führt. Der Vorschlag dieses doppelten Weges

ist über die Periodisierung der Grammatikalisierung zu begründen: Das freie Syntagma steht am Ursprung des Wandels, die Eigenschaft als Konjunktion innerhalb eines Satzes datiert Garachana auf das 15. Jahrhundert, und in seiner Funktion als contraargumentative Partikel ist *sin embargo* seit dem 18. Jahrhundert bekannt. Schematisch kann dieser Grammatikalisierungstyp wie folgt dargestellt werden wie in Abbildung 6.

Anders als der Wandel von *sin embargo* auf ‚zweifachem Wege‘ erfolgt beispielsweise die Entwicklung der Partikel *vaya* in einer von Octavio de Toledo (2001-2002) als solche bezeichneten und beschriebenen ‚Hin- und Rückreise‘: Von der grammatischen Form (*vaya* als im Subjuntivo konjugierte Form des Verbes *ir*) entwickelt sich *vaya* zuerst zur Diskurspartikel (*vaya, que se casa*) und wird dann im 19. Jahrhundert zu einem quantifizierenden Element auf der Ebene des Satzes. Abbildung 7 stellt diesen Grammatikalisierungstyp schematisch dar:

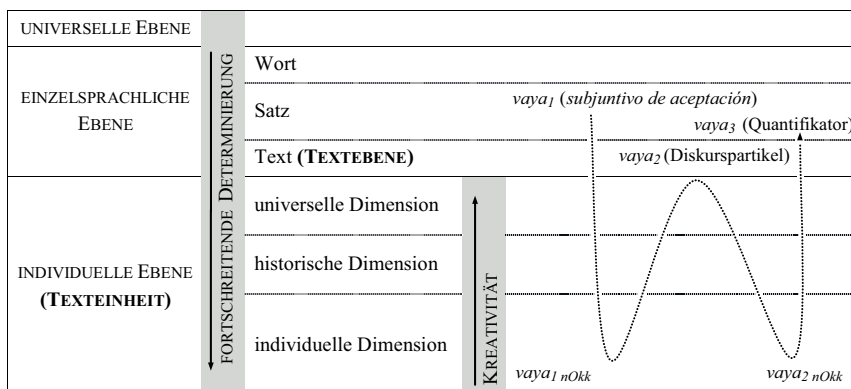


Abbildung 7: Die Grammatikalisierung von *vaya*

Ein letzter Typ der Grammatikalisierung liegt vor, wenn bestimmte Einheiten von der Satzebene zur Textebene übergehen, wobei sie transphrastische grammatikalische Bedeutung erlangen, danach einen nochmaligen Weg der Grammatikalisierung durchlaufen und schließlich eine neue Diskurspartikel entstehen lassen. Dieser Typ liegt mit der Grammatikalisierung von *por cierto* als polysemischer Diskurspartikel vor. Das freie Syntagma mit der Bedeutung ‚por verdad‘ wird im Mittelalter mit einer evidentiellen Bedeutung belegt, von welcher sich dann eine zweite davon abweichende Bedeutung ableitet, deren Erstauftreten bislang noch umstritten ist (López Izquierdo 2006: 74, Bustos Tovar 2002: 80, Porcar/Velando 2008). Schematisch kann dieser Grammatikalisierungsprozess wie folgt dargestellt werden:

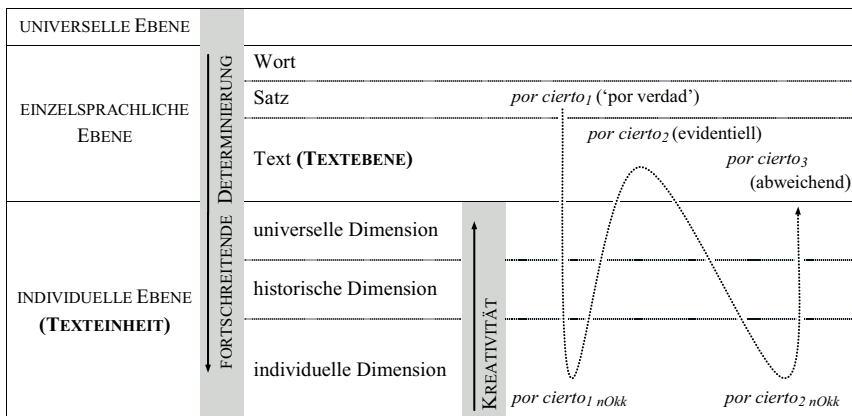


Abbildung 8: Die Grammatikalisierung von *por cierto*

10. top down-Grammatikalisierung

Die in § 9 dargestellten Typen der Grammatikalisierung sind, wenn man so will, *bottom-up*-Prozesse zur Bildung von Diskurspartikeln. Teilweise anders verhält es sich beispielsweise mit der Bildung der Diskurspartikel *esto es*, die der satzübergreifenden Reformulierung dient. Salvador Pons (2008) zeigt, dass die in den in lateinischer Sprache verfassten Gesetzestexten des Mittelalters vorkommende Einheit *id est* jeweils in der gleichen Satzposition und mit der gleichen Bedeutung verwendet wird, wie in späteren spanischsprachigen Gesetzestexten die Einheit *esto es*. Pons schlussfolgert, dass es sich bei dieser um eine Entlehnung des der Reformulierung dienenden lateinischen *id est* handelt. Die *Leges Visigothorum*, so die Argumentation des Autors, sind teils aus dem mündlich überlieferten germanischen Recht und teils aus dem schriftlich fixierten römischen Recht entstanden. Mit der Anordnung der Rekopilation der *Leges Visigothorum* durch König Rekkeswinth Mitte des 7. Jahrhunderts erhielten die schriftlichen Dokumente eine größere Bedeutung für die Ausgestaltung des gesellschaftlichen Miteinanders. Hierfür verwendeten die Gesetzesschreiber Modelle, die sowohl eine Struktur als auch feste Formulierungen vorgaben. So entstand eine neue Texttradition, in der einige Verwendungsformen des lateinischen *id est* fixiert wurden. Als das Romanische das Lateinische als offizielle Sprache für die Redaktion von Dokumenten ersetzte, bestand diese Struktur unverändert fort: Die lateinischen Formulierungen wurden ins Spanische übersetzt, *id est* wurde zu *esto es* und die freie Konstruktion *esto + es*, die es im Spanischen bereits gab, erlangte im rechtssprachlichen Gebrauch eine neue Textbedeutung. Nach und nach erstreckte sich dieser Gebrauch von *esto es*, das seine Reformulierungsfunktion über den Weg der Übersetzung in Gesetzestext-

ten erhielt, auch auf weitere Textsorten, bleibt jedoch in seiner Verwendung bis heute stets den formellen Sprachregistern zugeordnet.

Der Prozess, mit dem wir es hier zu tun haben, ist etwas komplexer, da auf ihn ein entscheidender Faktor einwirkt: die Diskurstraditionen. Die Ausdehnung des lexikalischen oder grammatikalischen Sprachwandels erfolgt im Hinblick auf die verschiedenen Textsorten nicht in gleicher Weise, da es auf der Ebene der Texte zu unterschiedlichen Restriktionen kommt, die über das durch die Sprache Vorgegebene hinausgehen. Anders ausgedrückt: Die verschiedenen Textsorten und -arten sind aufgrund ihrer eigenen Historizität auf verschiedene Art und Weise für die Veränderungen der Sprache durchlässig. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Grammatikalisierung hier nicht *bottom up* erfolgt, sondern *top down* durch Entlehnung und spätere Bedeutungserweiterung. Im Übrigen ist der Gebrauch der Diskurspartikel *esto es* während der Herausbildung der Diskurstradition (bildlich ausgedrückt: im ‚Herabsteigen‘ des Ausdrucks auf das Niveau der Texteinheit) auf rechtssprachliche Texte begrenzt; während der vom individuellen Sprachgebrauch ausgehenden Anreicherung und Verbreitung der Struktur (d. h. während des ‚Aufstiegens‘) sind die Restriktionen hingegen nicht so eng gefasst und beschränken sich auf die universelle Ebene des Diskurses, wodurch eine konzeptionell schriftsprachliche Partikel der *parole* entsteht. Abbildung 9 stellt diesen Grammatikalisierungsprozess schematisch dar:

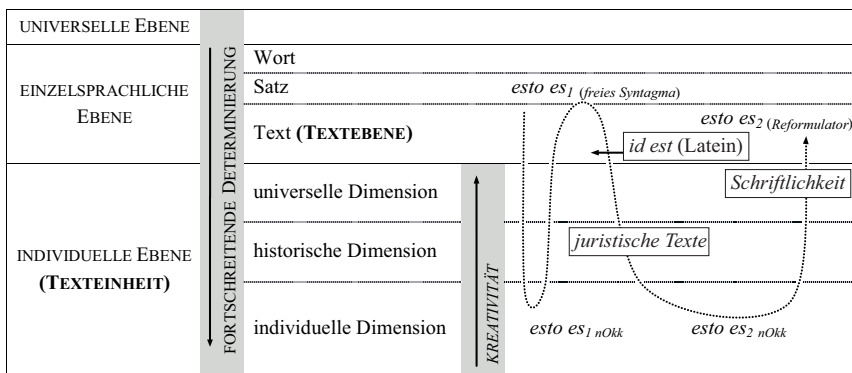


Abbildung 9: Die Grammatikalisierung von *esto es*

11. Schlussbetrachtung

Die Unterscheidung in *Textebene* und *Texteinheit* ermöglicht schlussendlich die Integration unterschiedlicher Aspekte des Diskurses in ein realistisches funktionales Modell. Im vorliegenden Fall wurde die Funktionsfähigkeit dieses

ursprünglich von Eugenio Coseriu stammenden Modells anhand der Diskurspartikeln, also Einheiten, die auf beiden Ebenen des Sprechens funktionieren, erprobt.

Besonders entscheidend ist hierbei die Ebene der Historizität von Texten, auf der die Diskurstraditionen anzusiedeln sind. Deren Untersuchung hat sich im Wesentlichen durch die diachronische Sprachbetrachtung entwickelt. In diesem Bereich hat sich eine fruchtbare interdisziplinäre Zusammenarbeit der Textlinguistik mit der historischen Grammatik etabliert, und es geht darum, die traditionelle Dimension des Textes (Sorten, Arten usw.) als eine weitere Dimension zu berücksichtigen, und dadurch sowohl den Text als solchen in einen neuen philologischen Kontext zu rücken, als auch die sprachliche Variation und den Sprachwandel analysieren zu können. Johannes Kabatek (2008: 8f.) hebt die Bedeutung der Diskurstraditionen hervor:

Es esta la hipótesis fuerte de la teoría de las Tradiciones Discursivas: que la historia de la lengua no presenta solo variación a nivel de dialectos, sociolectos o estilos sino que la lengua varía también de acuerdo con las tradiciones de los textos, es decir, que estos no solo añaden sus elementos formales, sus características de género o las marcas de un tipo determinado de estructuración a los productos de sistemas ya dados sino que condicionan o pueden condicionar, a sus vez, la selección de elementos procedentes de diferentes sistemas (o de un sistema de sistemas).

Auch aus synchronischer Perspektive ist diese Dimension der Traditionalität relevant, da es sich um eine funktionale Ebene handelt. In ihr entstehen Inhalte (vgl. § 4) und es kommt zu einer Auswahl seitens des Sprechers, die in entscheidender Weise sein Sprechen und damit die Kommunikation gestaltet (vgl. §§ 5 und 6).

Bibliographie

- Bravo, Diana/Briz, Antonio (Hg.) (2004): *Pragmática sociocultural: estudios sobre el discurso de cortesía en español*. – Barcelona: Ariel.
- Briz, Antonio (2011): Lo discursivo de las partículas discursivas en el *Diccionario de partículas discursivas del español* (DPDE). La atenuación como significado fundamental o uso contextual. – In: Heidi Aschenberg, Óscar Loureda (Hg.): *Marcadores del discurso: de la descripción a la definición*, 77-108. Frankfurt a. M./Madrid: Iberoamericana.
- Bustos Tovar, José Jesús de (2002): Mecanismos de cohesión discursiva en castellano a fines de la Edad Media. – In: María Teresa Echenique, Juan Sánchez (Hg.): *Actas del V Congreso Internacional de Historia de la Lengua Española*, 53-84. Madrid: Arco/Libros.
- Company Company, Concepción (2004): ¿Gramaticalización o desgramaticalización? Reanálisis y subjetivización de verbos como marcadores discursivos en la historia del español. – In: *Revista de Filología Española* 84, 29-66.

- Coseriu, Eugenio (1980/2007): *Lingüística del texto. Introducción a la hermenéutica del sentido*. – Madrid: Arco/Libros.
- Dominguez García, Noemí (2010): Los marcadores del discurso y los tipos textuales – In: Óscar Loureda, Esperanza Acín (Hg.): *La investigación sobre marcadores del discurso en español, hoy*, 359-414. Madrid: Arco/Libros.
- Estellés Arguedas, María (2011): *Gramaticalización y paradigmas: Un estudio a partir de los denominados marcadores de digresión en español*. – Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Garachana Camarero, Mar (1998): *Los Procesos de gramaticalización: una aplicación a los conectores contraargumentativos*. Barcelona: Universitat de Barcelona.
- Hödl, Nicola (1999): Vertextungskonventionen des Kochrezepts vom Mittelalter bis in die Moderne (D-E-F-S). – In: Eva M. Eckkrammer, Nicola Hödl, Wolfgang Pöckl (Hg.): *Kontrastive Textologie*, 47-76. Wien: Edition Praesens.
- Hopper, Paul/Traugott, Elizabeth C. (1993/2003): *Grammaticalization*. – Cambridge: Cambridge University Press.
- Kabatek, Johannes (2005): A propos de l'historicité des textes. – In: Adolfo Murguía (Hg.): *Sens et références. Mélanges Georges Kleiber*, 149-147. Tübingen: Narr.
- Kabatek, Johannes (Hg.) (2008): *Sintaxis histórica del español y cambio lingüístico: nuevas perspectivas desde las tradiciones discursivas*. – Frankfurt a. M./Madrid: Vervuert/Iberoamericana.
- Koch, Peter (1997): Diskurstraditionen: zu ihrem sprachtheoretischen Status und ihrer Dynamik – In: Barbara Frank, Thomas Haye, Doris Tophinke (Hg.): *Gattungen mittelalterlicher Schriftlichkeit*, 43-79. Tübingen: Narr.
- Lebsanft, Franz (2005): Kommunikationsprinzipien, Texttraditionen, Geschichte. – In: Angela Schrott, Harald Völker (Hg.): *Historische Pragmatik und historische Varietätenlinguistik in den romanischen Sprachen*, 25-43. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen.
- Lehmann, Christian (1982/1995): *Thoughts on Grammaticalization*. – München: Lincom Europa.
- Levinson, Stephen C. (1983/1989): *Pragmática*. – Barcelona: Teide.
- Levinson, Stephen C. (2000/2004): *Significados presumibles*. – Madrid: Gredos.
- López Izquierdo, Marta (2006): Sobre la ruptura de la verosimilitud en la lengua de *La Celestina*: distribución de tres marcadores discursivos. – In: *Pandora: Revue d'études hispaniques* 6, 59-78.
- López Serena, Araceli (coord.) (2007): Mesa Redonda: „Las tradiciones discursivas en la historiografía lingüística y en la historia de la lengua española.“ – In: Marta Fernández, Araceli López (Hg.): *Cuatrocientos años de la lengua del Quijote. Estudios de historiografía e historia de la lengua española*, 49-54. Sevilla: Universidad.
- López Serena, Araceli (2011): La doble determinación del nivel histórico en el saber expresivo. Hacia una nueva delimitación del concepto de *tradición discursiva*. – In: *Romanistisches Jahrbuch* 61, 59-97.
- Loureda, Óscar (2006): Fundamentos de una lingüística del texto real y funcional. – In: Eugenio Coseriu, Óscar Loureda: *Lenguaje y discurso*, 127-151. Pamplona: Eunsa.
- Loureda, Óscar (2007): Zur Frage der Historizität von Texten. – In: *Romanistisches Jahrbuch* 58, 29-50.
- Loureda, Óscar (2007a): La lingüística del texto de Eugenio Coseriu. – In: Eugenio Coseriu: *Lingüística del texto. Introducción a una hermenéutica del sentido*, 19-74. Madrid: Arco/Libros.

- Loureda, Óscar (2010): Marcadores del discurso, pragmática experimental y traductología: horizontes para una nueva línea de investigación. – In: *Pragmalingüística* 18, 75-107.
- Loureda, Óscar (2010a): Nuevas perspectivas para el análisis del texto: introducción a una lingüística del texto integral. – In: Ramón Almela (Hg.): *Más de ciencia del texto*. Número temático de *Revista de Investigación Lingüística* 13, 127-154.
- Loureda, Óscar (2012a): La historicidad del texto y la gramaticalización de las partículas discursivas. – In: Miguel Casas Gómez, Marta Sánchez-Saus Laserna (Hg.): *XIII Jornadas de Lingüística*, 45-54. Cádiz: Servicio de Publicaciones de la Universidad de Cádiz.
- Loureda, Óscar (2012b): La historicidad del hablar y las partículas discursivas. Consideraciones desde la sincronía. – In: *Analecta Malacitana*. Monográfico con las actas del Congreso Internacional Eugenio Coseriu, lingüista entre dos siglos (Almería, 05.-07. September 2011), 155-167.
- Loureda, Óscar/Acín, Esperanza (2010a): Cuestiones candentes en torno a los marcadores del discurso en español. – In: *La investigación sobre marcadores del discurso en español, hoy*, 7-61. Madrid: Arco/Libros.
- Loureda, Óscar/Acín, Esperanza (Hg.) (2010b): *La investigación sobre marcadores del discurso en español, hoy*. – Madrid: Arco/Libros.
- Loureda, Óscar/Nadal, Laura (2011): Dime donde miras y te diré qué comprendes: experimentos sobre la comprensión de las partículas discursivas. – In: *Español Actual* 96, 131-157.
- Loureda, Óscar/López Serena, Araceli (2013): La reformulación discursiva entre lo oral y lo escrito: una aproximación teórica y experimental. – In: *Oralia: Análisis del discurso oral* 16, 221-258.
- Murillo Ornat, Silvia (2007): *A Contribution to the Pragmalinguistic Contrastive Study of Explanatory Reformulative Discourse Markers in Contemporary Journalistic Written English and Spanish*. – Zaragoza: Universidad de Zaragoza.
- Octavio de Toledo y Huerta, Álvaro S. (2001-2002): ¿Un viaje de ida y vuelta?: la gramaticalización de *vaya* como marcador y cuantificador. – In: *Anuari de Filologia* 11-12, 47-71.
- Pons Bordería, Salvador (2008): Gramaticalización por tradiciones discursivas: el caso de *esto es*. – In: Johannes Kabatek (Hg.): *Sintaxis histórica del español. Nuevas perspectivas desde las tradiciones discursivas*, 249-274. Frankfurt a. M./Madrid: Vervuert/Iberoamericana.
- Pons Rodríguez, Lola (2010): La historia de los marcadores discursivos en español. – In: Óscar Loureda, Esperanza Acín (Hg.): *Los estudios sobre marcadores del discurso en español, hoy*, 523-615. Madrid: Arco/Libros.
- Porcar Miralles, Margarita/Velando Casanova, Mónica (2008): La marcación conversacional en el *Quijote*: expresiones de evidencia. – In: Concepción Company Company (Hg.): *Actas del VII Congreso Internacional de Historia de la Lengua Española (México 2006)*, 2097-2117. Madrid: Arco/Libros.
- Portolés, José (1995): Diferencias gramaticales y pragmáticas entre los conectores discursivos *pero*, *sin embargo* y *no obstante*. – In: *Boletín de la Real Academia Española* 75, 231-269.
- Portolés, José (2004): *Pragmática para hispanistas*. – Madrid: Síntesis.
- Portolés, José (2007): Escalas informativas aditivas. Pruebas del español. – In: *Spanish in Context* 4, 135-157.
- Portolés, José (2010): Los marcadores del discurso y la estructura informativa. – In: Óscar Loureda, Esperanza Acín (Hg.): *La investigación sobre marcadores del discurso en español, hoy*, 281-325. Madrid: Arco/Libros.

- Roloff, Cindy (2010): *Análisis contrastivo de los marcadores del discurso en el discurso cinético: los ordenadores de la información español-inglés*. – Studienarbeit, Universität Heidelberg.
- Schrott, Angela/Maaß, Christiane (2010): *Wenn Deiktika nicht zeigen: zeigende und nichtzeigende Funktionen deiktischer Formen in den romanischen Sprachen*. – Münster/Hamburg: LIT Verlag.
- Traugott, Elizabeth C./Heine, Bernd (1991): *Approaches to Grammaticalization*. – Amsterdam/Philadelphia: Benjamins.
- Verschueren, Jef (2002): *Para entender la pragmática*. – Madrid: Gredos.
- Widemann, Hans (2010): *Estudio cuantitativo sobre los marcadores del discurso en textos científicos: la reformulación*. – Studienarbeit: Universität Heidelberg.
- Wilhelm, Raymund (2001): Diskurstraditionen. – In: Martin Haspelmath, Ekkehard König, Wulf Oesterreicher, Wolfgang Raible (Hg.): *Sprachtypologie und sprachliche Universalien. Ein internationales Handbuch*. Berlin/New York: De Gruyter, Bd. I, 467-477.

Un modelo para el análisis textual y el estudio de la variación en la historia del español de Colombia: el análisis multidimensional¹

1. Aproximaciones al análisis textual y discursivo en la historia del español de América

Los debates formulados en las últimas décadas por los romanistas en torno a las metodologías que puedan servir para el análisis de la historia de las lenguas romances han conocido el surgimiento de distintas perspectivas que, como la iniciada por Schlieben-Lange (1983), aúnan texto y variación y que aconsejan, asimismo, acudir a disciplinas eficaces en lingüística sincrónica, tales como el análisis de la comunicación oral, la sociolingüística, la lingüística de corpus y el análisis de grandes masas de textos, la lingüística formal con nuevas constataciones tipológicas de evoluciones históricas o la pragmática, en este último caso con la posibilidad de creación de una auténtica pragmática histórica (Schrott/Völker 2005). Todos estos enfoques han desembocado en dos modos principales para el estudio diacrónico de las lenguas romances: por un lado, el paradigma de las tradiciones discursivas² y, por otro, los estudios fructíferos de oralidad y literalidad proyectados hacia el eje histórico.³

En lo que se refiere a la historia del español en América, el interés sobre las tradiciones discursivas comenzó a mediados de los noventa con el proyecto de crear una tipología de textos indianos inspirada en la oralidad,⁴ cuya aplicación a textos documentales americanos del siglo XVI y a la historiografía indiana la

¹ Proyectos: Hacia el estudio de la variación multidimensional: un nuevo corpus para el estudio histórico del español de Colombia (CORDECOL), Ref. FFI2008-02105/FILO (MICINN-España); Análisis histórico del discurso en el español de Colombia, Ref. FFI2012-31205/FILO (MINECO-España).

² Jacob/Kabatek 2001; Eberenz 2005: 164-175; Kabatek 2007: 184-188, 2008.

³ Koch/Oesterreicher 1985, 2007; Oesterreicher 2004.

⁴ Oesterreicher 1996: 317-340.

realizan, entre otros;⁵ Wesch (1998), a la hora de clasificar los textos americanos de los siglos XVI y XVII, proponía una metodología de índole lingüística que tomara en cuenta también el contexto socio-pragmático del que surgen, tal como él mismo hace con los rasgos sintácticos y léxicos que definen los *pareceres* como tipo textual inserto en una tradición discursiva castellana, llamada „consulta“, que se instala con fuerza en el ámbito americano.⁶ En la América hispánica, igual que en Europa, la relación entre lo oral y lo escrito tiene el contexto situacional y enunciativo más productivo en textos del género legal, debido a que, tal como afirma Doty (2010: 626), „la cuestión de la relación entre lengua oral y lengua escrita es central para comprender el discurso judicial desde un punto de vista pragmático histórico“, dada la proximidad a la situación en la que se desarrolla la acción, así como la necesidad de fidelidad a lo que se dice.

En las historias de las lenguas romances –según Coseriu (2000), citado por Schrott/Völker (2005: 14)– los textos pueden considerarse como producto de una actividad del discurso y desde la comprensión „encapsulada“ en el pasado que encierran son ahora los testigos sobre cuya base de pragmática histórica y de variedades lingüísticas históricas puede emprenderse una reconstrucción del conocimiento del hablante siempre más allá del texto individual.

El debate sobre tradiciones textuales puede entenderse como puente hacia el análisis del discurso, dado que ambos, Tradiciones Discursivas (TD) y Análisis del Discurso, son distintas perspectivas de un mismo fenómeno; ambas analizan las técnicas de construcción del texto en el seno de grupos de cultura para poner de relieve un proceso de interacción, es decir, de creación de opinión. En el marco del análisis histórico del discurso y de la tipología textual aplicada al estudio de la variación histórica del español en Colombia, al lado de la „repetición de textos, de formas textuales o de otras tradiciones de hablar“ que, según Kabatek (2007: 184), constituyen tradiciones discursivas, esas reglas que guían no sólo discursos sino que también permiten identificar los distintos tipos de textos, tanto los literarios como los genéricos (Lebsanft 1988), puede incorporarse un enfoque nuevo, un método especial para la definición de registros, el análisis multidimensional (AMD), un enfoque que funciona bajo principios tales como „las situaciones comunicativas se producen de manera regular en el seno de una sociedad“ o „los analistas del registro exploran el enlace entre situación lingüística, expresión y situación social“ (Dubois/Sankoff 2001: 282-303) y que se centra en el estudio de la lengua „en uso“, en el estudio de las

⁵ Stoll 1996: 427-446, 1998: 143-169; Wesch 1998: 187-217.

⁶ Wesch 2006: 2950-2958.

variedades socio-estilísticas, según parámetros lingüísticos y dimensiones situacionales.

2. Principios del Análisis Multidimensional aplicado a la historia del español

El análisis multidimensional (AMD) está vinculado a la variación⁷ y ha mostrado ser especialmente útil en el estudio de la variación socioestilística del español actual.⁸ Los avances hechos hasta ahora en esta dirección confirman también su utilidad para dar cuenta de la variación en la historia del español en América.⁹ El „multidimensionalismo“ toma en cuenta las sociedades y las actitudes de los diferentes grupos que las componen ante acciones concretas de cualquier índole. Se trata de un método de análisis de la lengua „en uso“ que dispone del „registro“ como unidad de estudio, en coincidencia con otras metodologías que estudian los registros: funcionalismo sistémico, sociolingüística, lingüística aplicada, lingüística de corpus, estudios de composición/retórica e investigación sobre la comunicación. Cuenta, también, con diferentes instrumentos de clasificación tipológica de manifestaciones textuales, géneros y discursos.

El análisis multidimensional (AMD) toma en cuenta el estudio de corpus tanto sincrónicos como diacrónicos de lengua hablada y de lengua escrita, compuestos por textos de la más diversa naturaleza por su materia y contenido, por su intención y sus características contextuales así como por los rasgos lingüísticos de todo nivel –fonológico, morfológico, sintáctico, léxico, semántico y pragmático– que aparecen en coocurrencia (Biber 1988). Se analizan con detalle los rasgos lingüísticos (morfosintácticos y léxicos) más representativos desde el punto de vista funcional y los datos extraídos se someten a un procedimiento cuantitativo de tipo estadístico. Es efectivo, también, para describir la complejidad estructural que existe en los textos a través de la coocurrencia de determinados rasgos lingüísticos en los mismos. Si bien en sus inicios nació para trazar la distinción entre registros hablados y registros escritos, ha mostrado una gran capacidad de adaptación a circunstancias de análisis muy variadas. Algunas de esas marcas de flexibilidad se muestran en puntos concretos de la investigación, en el tratamiento que se da al estudio del registro (Conrad/Biber 2001: 175-196):

- con el tiempo se han ampliado los contextos –situaciones contextuales– que se toman en cuenta para fijar los registros.

⁷ Biber 1988; Conrad/Biber 2001.

⁸ Parodi 2005a, 2005b, 2007a, 2010.

⁹ Carrera de la Red 2008, 2009: 11-34, 2011: 128-153.

- junto a registros muy amplios o generales, se pueden definir registros más especializados, a los que habrá que asignar incluso nombres nuevos.
- se puede atender a la caracterización situacional y lingüística de un registro particular. En esos casos se analizan unos pocos textos al detalle para identificar los rasgos lingüísticos distintivos que funcionan como marcadores de registro: rutinas gramaticales (en registros bastante especializados, Atkinson/Biber 1994: 371).
- el estudio del registro se puede hacer también desde una perspectiva comparativa: investigando los patrones de variación de registros.

En la perspectiva diacrónica el tratamiento de las variedades definidas en parámetros o dimensiones situacionales (es decir, de los registros) ofrece también un buen número de posibilidades en el análisis:

- Puede acometerse el desarrollo de los registros a través del tiempo.
- Tiene interés preferente la relación entre lo oral y lo escrito en una época determinada.
- El análisis multidimensional puede completarse con un análisis de tipo retórico.
- Resulta efectivo para describir las diferentes clases de complejidad estructural existente en los textos escritos en una época dada.

Especialmente interesante es el valor concedido al factor situacional que diferencia los registros orales de los escritos. Porque así se puede percibir la caracterización de la lengua hablada en etapas históricas a través de aproximaciones a registros basados-en-el-habla, esto es, registros que tienen su origen en lo oral, aunque se nos transmitan en la variedad de lengua escrita. Al igual que en la perspectiva de la sociolingüística multivariacional, en el análisis multidimensional el cambio histórico se observa desde la perspectiva de los registros actuales: según el principio de la variación, en este tipo de análisis las dimensiones (o factores) de variación que sirven para definir los registros actuales hablados y escritos se proyectan hacia períodos históricos precedentes, procedimiento mediante el cual es posible percibir los cambios lingüísticos (Dubois/Sankoff 2001: 282-303).

Las aportaciones metodológicas y teóricas de la aplicación al estudio histórico de los textos desde el punto de vista multivariado se pueden sintetizar en cinco áreas de investigación: (1) procesos internos de cambio lingüístico, (2) sociolingüística histórica, (3) dialectología y variación por regiones o zonas, (4) convenciones discursivas y evolución de tipología textual, y (5) variabilidad pragmática.

En las aportaciones que pueden derivarse hacia otras ramas del estudio lingüístico:

- Es una herramienta eficaz para investigar diferencias dialectales, además de diferencias de registros.
- Es una perspectiva útil para examinar actitudes sociales y culturales, para ver los roles de los grupos sociales, las cuestiones etnográficas, de relaciones interétnicas.

No es menos cierta la conexión entre la variación de registros o estilos y la variación social. Los aspectos sociales que sirven para distinguir entre sí los registros son los siguientes: 1) el propósito del hablante, 2) la materia o tópico, 3) la interrelación entre hablante y oyente y 4) las circunstancias de producción (Conrad/Biber 2001: 14 y Reyes ⁴2003: 49). Si el tópico o materia coincide con uno de los tres aspectos del „contexto social“ de que hablan los funcionalistas Halliday y Hasan (1976), el campo –es decir, la participación del hablante y del oyente– sería el tenor y, finalmente, las circunstancias que rodean a la situación comunicativa serían equivalentes al modo. No obstante, una de las diferencias entre estas dos metodologías radica en el tratamiento estadístico de muchos rasgos en muchos textos en muchos períodos de tiempo que es específico del método multidimensional, frente al carácter netamente cualitativo de la lingüística histórica mediante la causación múltiple. Entre las dos tendencias de análisis que impulsa la metodología multidimensional (Biber/Conrad/Reppen 1998/2000) –crear un macro-corpus indiscriminado en su contenido o bien elaborar un corpus específico, bien seleccionado equilibrado y estructurado (Biber et al. 2006: 1-37)– optamos por la segunda, es decir, un *corpus diacrónico específico* en el que se identifiquen los factores o dimensiones surgidas de la coocurrencia de rasgos lingüísticos significativos en situaciones contextuales específicas, de los que vayan surgiendo los distintos tipos textuales.

3. Fases en la aplicación del análisis multidimensional a textos de Colombia

De igual manera que en la sociolingüística multivariacional las dimensiones que definen los registros actuales se proyectan hacia períodos precedentes como recurso válido para percibir los cambios lingüísticos, en los análisis multidimensionales se trabaja también con dimensiones de índole histórica: „cada género, literario o no literario, emerge en un contexto específico sociohistórico“ (Biber/Finegan 1994: 7). La parte institucional del español en América se guiaba por el principio de que toda actuación debía ponerse por escrito. La variada naturaleza en estructura y en contenido de los textos surgidos durante los siglos coloniales españoles implica un continuo de variación, lo cual los transforma en un buen instrumento para la descripción de diferentes registros, dado que la

lengua perteneciente al ámbito diplomático y a la administración hispánica, frente a una visión simplificada vista en Europa como ideal de unidad, heredera directa de la lengua cancillerescas medieval y renacentista castellana, se muestra como una realidad compleja. Se parte de la „centralidad del texto visto en su contexto de situación social“ (Biber/Finegan 1994: 7). Desde esa óptica puede afirmarse que el estudio „multidimensional“ de la historia del español instalado en Colombia se construye a base de textos situados en su contexto.¹⁰

De igual forma, el multidimensionalismo se orientó en sus inicios hacia la distinción entre registros hablados y escritos.¹¹ En el plano histórico, la dialéctica entre lo oral y lo escrito se convierte en el punto nuclear para dos tareas que se interrelacionan: (1) comprender la naturaleza y estructura de los textos o documentos, (2) llevar a cabo su distribución tipológica. Como el multidimensionalismo cuenta con instrumentos para la clasificación tipológica de manifestaciones textuales, tanto géneros como registros o discursos, también es posible hacer índices de variación o tipologías de estas realidades mediante distintos vectores (construidos sobre correlaciones de dimensiones situacionales y rasgos lingüísticos) dotados de diferente significación. Los registros se sitúan en una escala, desde los más contextuales o interactivos hasta los más informacionales. En esa escala se encuentran dos macro-registros (o registros amplios), la „prosa diplomática“ y los „documentos oficiales“ (*official documents*), situado cerca de la „prosa académica de las ciencias naturales“. Por las situaciones comunicativas en las que se producen los textos colombianos, los documentos españoles de ultramar pertenecen a los registros amplios mencionados. Ambos ocupan un lugar muy cercano al foco informacional (Parodi 2005b: 44-75). No obstante, con la descripción detallada de los géneros textuales y los registros que conforman los textos concretos del corpus –como ejemplo, un expediente sobre el asesinato de un teniente del ejército en un contexto de comercio ilícito en el Valle de Upar (año 1759) (Tabla 1) (Carrera 2013: 4002) – adquiere fuerza la hipótesis de que los registros presentes en estos textos responden a dimensiones próximas al foco contextual, de implicación de los participantes.

¹⁰ Carrera 2008, 2009: 11-34, 2011: 128-153.

¹¹ Biber 1988; Parodi 2005a, 2005b, 2007a, 2010.

Registros	Categorías textuales	Palabras N = 9.955
Epistolar	Carta petición	172
	Carta respuesta	380
	3Auto1	602
	3Auto2	212
	3Auto3 (Cabeza del proceso)	307
	3Auto4	688
Legal	Diligencia	430
	Provisión (del juez)	344
	Noticia1	36
	Noticia2	172
	Noticia3	76
[Testimonios]	Certificación	258
	Declaración1	2.236
	Declaración2	1.032
→	Declaración3	2.494
	Listado (Memoria)	516

Tabla 1: AGI, Audiencia de Santa Fe 754

Por el hecho de que la variación constituye la esencia de los textos extraídos de los documentos, otra vertiente de estudio importante en el multidimensionalismo es la de los dialectos sociales históricos. Si es cierto que los documentos en Hispanoamérica fueron un factor indudable de normalización lingüística, según palabras de Guitarte (1983: 167-182) cuando comenta la idea de Cuervo de que „la lengua de la administración y la literatura habían nivelado en América las hablas de los conquistadores de diversos orígenes“ e impulsa el „papel nivelador de la lengua de los documentos“, no es menos cierto que, también según Guitarte, „esto no se produce con un resultado completo, sino que perduran expresiones regionales de todos ellos“.

En el camino para completar el estudio multidimensional de los textos y trazar la historia del español en Colombia, deben observarse al menos cuatro aspectos: (1) elaborar un corpus adecuado, (2) precisar el contexto social e histórico de Colombia, (3) fijar los rasgos lingüísticos y las dimensiones contextuales, (4) interpretar los datos cuantificados en factores.

3.1. Los textos: tipología

La naturaleza del corpus textual es triple: los testimonios documentales señalados como cronísticos, los documentos de la administración y, en tercer lugar, los papeles periódicos, que surgen en ambiente ilustrado a finales del siglo XVIII y principios del XIX. Entre los primeros, en el siglo XVI se encuentra el *Epítome de la conquista del Nuevo Reino de Granada*, de Ximénez de Quesada (Ramos 1972), los valiosos testimonios de Bernal Díez del Castillo (Alvar 1970, 1972, 1982) y en el siglo XVII la crónica de Juan Rodríguez Freile titulada *El Carnero* (Camacho Guizado 1982: 145-150), así como la *Noticia Historial de las Conquistas del Nuevo Reino de Granada* de Lucas Fernández de Piedrahita (Elías Ortiz 1973). Para la zona andina de Colombia, aporta datos de gran interés la crónica de Cieza de León (1553/1984), mientras que la crónica de fray Pedro Simón (1627/1953) y la del Padre Aguado (1569/1930) se refieren a la zona de Santa Marta, en Tierra Firme.

A finales del siglo XVIII y principios del siglo XIX se asiste al surgimiento de un nuevo registro que comparte comunidad de objetivos y de prácticas casi universales de las primeras publicaciones periódicas en toda Europa y en América (Niño-Murcia 2001: 119-144). La naturaleza del periodismo consiste en recolectar, sintetizar, jerarquizar y publicar información relativa a la actualidad, con la incorporación de otros géneros o tipos textuales: entrevista, reportaje, crónica. Todas esas acciones obedecen a un procedimiento de *apropiación* de piezas de textos precedentes y otro llamado de *imitación* – *mimicking*, según Pêcheux (1982) – de términos preconstruidos que reconstruyen la parte semántica, de fórmulas que circulan de texto a texto. Los procesos de *adaptación* de los textos preexistentes se basan en la reutilización de modelos de estructura, en forma de *patrones*, de los que surgen nuevos tipos de textos. En el ámbito de la lengua escrita, esto último implica la preexistencia en la memoria colectiva de lo que Lebsanft (1988: 30-33) llama „microtextos“.

No obstante, el grueso del corpus del siglo XVI al XVIII se corresponde con el segundo tipo de textos.¹² Los ocho tomos de documentos de Friede (1975-1976) sobre el Nuevo Reino de Granada son esenciales para el rastreo de acontecimientos históricos con el mérito indudable de haber desgranado los contenidos de un buen número de legajos del AGI (Sevilla). Uno de los pocos trabajos elaborado sobre un corpus documental es el de Cock Hincapié (1969) basado en textos procedentes del Archivo de la Nación (Bogotá) sobre la evolu-

¹² La consulta *online* cuenta en la actualidad con el portal de la Biblioteca Luis Ángel Arango (www.lablaa.org/blaavirtual.htm), con la Red de Archivos Nacionales Españoles (<http://www.-mcu.es/archivos/CE/PARES.html>), así como con el portal del Archivo General de la Nación (AGN) (<http://www.archivogeneral.gov.co/>).

ción de las sibilantes. Esta misma autora tiene un trabajo sobre los orígenes del nombre de Colombia, surgido en el siglo XVIII y a principios del siglo XIX (Cock Hincapié 1998).

La tipología de estos documentos desde la diplomática es útil pero insuficiente (Wesch 1998: 187-217), por lo que se impone elaborar una tipología basada en rasgos lingüísticos, en elecciones de gramática y de vocabulario vinculadas al contexto socio-pragmático del que surgen los textos (Crystal/Davy 1969/1990). Desde ahí es posible verlos como marcados por factores estilísticos (de índole individual o institucional).

Los documentos pertenecen a la esfera pública, pues reflejan un negocio civil o religioso, sus materias abarcan todos los ámbitos sociales. El canal más utilizado es el manuscrito, sin excluir la imprenta. Se desarrolla en la distancia comunicativa, si bien vinculada a la lectura y, por lo tanto, a la oralidad. El emisor y el destinatario se mueven en ocasiones con relaciones simétricas entre sí, pero en la mayoría de los casos las relaciones son asimétricas, tanto cuando se trata de un emisor unipersonal como de una institución (consejo de la villa, de la ciudad, audiencia, cabildo eclesiástico, etc.). Aunque muchos contextos favorecen la premura en la elaboración, son frecuentes las enmiendas e incluso lapsus que se deslizan en la tarea de copiar desde el borrador o minuta, desde el punto de vista discursivo los documentos tienen un alto nivel de planificación. El proceso de elaboración implica una tradición de modelos: existe lo que Johnstone (²2008: 162-183) llama „discursos previos“ (*prior discourses*) o „clichés“. Existe repetición de rasgos de lengua y un sistema de reutilización de estrategias para construir estos textos. La recurrencia en estilos es una condición imprescindible para la categorización de los distintos géneros y registros, por lo que una de las claves para la detección de registros en estos textos se encuentra en estudiar de forma sistemática las repeticiones de palabras, de frases formuláicas y también de bloques de construcciones sintácticas.

Las estrategias lingüísticas empleadas tienen que ser eficaces en transmitir cada situación comunicativa que se encierra en las distintas partes de cada unidad textual, porque se trabajaba en la distancia comunicativa y el destinatario recibía el documento en tiempo no real. Los recursos de los que dispone el escribano para hacer que el discurso sea comprensible (discurso simple, repetitivo) permite al emisor trasladar su actitud según las distintas dimensiones definidoras de los registros (Conrad/Biber 2001: 13-42). De las acciones de los intervinientes derivan los actos de habla con los que se construyen los registros: actos directivos con ilocución de orden o mandato desde el emisor de instancias superiores y actos directivos perlocutivos frutos de la acción del que es socialmente inferior, en los que el emisor „pide“, „suplica“ o „se queja“, pero también „exhorta“ o „sugiere“, como reacciones a mandato del destinatario que en cali-

dad de su superior le insta a que informe. El tipo de actos de habla llega a pesar más que las otras diferencias contextuales.

No es menos cierta la conexión entre la variación de registros o estilos y la variación social (Dubois/Sankoff 2001: 282-303, Biber/Conrad 2009). Los aspectos sociales para distinguir entre sí los registros son los siguientes: 1) el propósito del hablante, 2) la materia o tópico, 3) la interrelación entre hablante y oyente y 4) las circunstancias de producción.¹³

3.2. Contexto histórico, social, geográfico y lingüístico en Colombia

Montes Giraldo (1992: 501-542) proporcionaba algunas líneas para avanzar tanto desde el punto de vista sincrónico como desde el punto de vista diacrónico en el estudio del español en Colombia, un país cuyas distintas provincias y gobernaciones se fueron constituyendo a partir de la llegada de Pedrarias Dávila a Santa María de la Antigua del Darién (1514-1520) con sucesivos intentos de ocupar la llamada Tierra Firme, sobre todo desde el Caribe insular.¹⁴ En la segunda década del siglo XVI se fundó la provincia y gobernación de Santa Marta¹⁵ así como la gobernación de Cartagena de Indias, ambas supusieron una contribución decisiva para los fundamentos históricos de la conciencia del Caribe como región con carácter propio (desde Panamá hasta Santa Cruz de Mompo, último puerto del Caribe en el estuario del Río Magdalena) (Vidal Ortega 2002). Pero el momento histórico decisivo en el proceso de hispanización de lo que a partir del siglo XIX se llamará Colombia fue el descubrimiento y conquista, en boga por el río Magdalena, de lo que se denominó el Nuevo Reino de Granada, tal como se recoge en el documento relato de descubrimiento que es el *Epítome de la Conquista del Nuevo Reino de Granada*, escrito entre 1539 y 1549 por Giménez de Quesada (Millán de Benavides 2001), fundador de Bogotá, así como en el documento de las capitulaciones de fundación de esa ciudad (Carrera de la Red 2000: 338-342). La expansión hacia el sur y hacia el oeste desde Bogotá, comenzada por Giménez de Quesada, y hacia el norte desde el Alto Perú, iniciada por el adelantado Benalcázar, dio como resultado la creación de la provincia de Popayán (Martínez Delgado 1959).

Las primeras oleadas de pobladores con su particular caracterización sociológica¹⁶ dieron paso, a mediados de ese siglo XVI, a la organización de una sociedad basada en un estricto régimen de encomiendas de indios (principal-

¹³ Conrad/Biber 2001: 14; Reyes ⁴2003: 49.

¹⁴ Mena 1998; Sauer 1969/1984.

¹⁵ Restrepo Tirado 1975; Bermúdez 1981; Miranda Vázquez 1976.

¹⁶ Góngora 1962; Boyd-Bowman 1984.

mente de etnias chibcha y muisca) en el Nuevo Reino de Granada y en territorios conexos, principalmente en la expansión hacia el este, en la provincia de Tunja, desde donde se pobló la provincia de Mérida, actualmente en los Andes venezolanos (Ruiz Rivera 1975). En la cordillera suroccidental de la actual Colombia residían los indios andakí (Friede 1953) y los quimbayas (Friede 1964), muy hostiles bajo la dominación española. La distribución administrativa de la población indígena entre los descubridores y encomenderos cuenta con los estudios primordiales de Padilla/López Arellano/González (1978). Para el estudio de los contactos con las lenguas indígenas es imprescindible la obra coordinada por González de Pérez (2000) que, además de la descripción de los sistemas vocálicos y consonánticos de cada una de las lenguas estudiadas en las distintas áreas colombianas, proporciona rasgos de la morfología verbal (el tiempo y el aspecto), la frase nominal, las partículas discursivas, etc. Un buen modelo de estudio de contacto es el fruto de un trabajo de campo, que llevó a cabo Alvar (1977) en septiembre de 1975 y julio de 1977 en la ciudad de Leticia (y alrededores), situada junto al Amazonas, en el extremo sur de Colombia, en una zona fronteriza al sur y al oeste con Perú y al este con Brasil, en la que sobreviven comunidades indígenas que mantienen sus tradiciones y lenguas.

Los pobladores de origen africano son parte de la población colombiana con amplias repercusiones en lo lingüístico. Desde el punto de vista histórico un trabajo clásico sobre los „palenques de negros“ en Cartagena a finales del siglo XVII es el de Borrego Plá (1973). Pero las rutas y los asentos de esclavos durante el siglo XVII se extienden por toda América, incluidas las rutas del Atlántico (Cartagena de Indias como puerto central tanto de ‚buena entrada‘ como de contrabando) y del Pacífico, desde Perú, Chile, como un aspecto esencial para la conformación de la costa pacífica de la actual Colombia, la región del Chocó (Vega Franco 1984). En la costa atlántica, Ochoa Franco (1945) llamó la atención sobre las costumbres y lenguaje palenquero, propios de una comunidad de esclavos cimarrones de finales del siglo XVII en el interior de la provincia de Cartagena. Desde la lingüística, en una nota Montes Giraldo (1962) trató el habla de San Basilio de Palenque (Bolívar, Colombia) como un tipo de variedad dialectal muy marcada. Como reconocen Lipski/Schwegler (1993: 415), fue Granda quien identificó como criollo el llamado palenquero, con una posición central entre los criollos de base hispánica, en trabajos de 1968 a 1978 (Granda 1968a, 1968b, 1968c, 1978); más tarde, Friedemann y Patiño (1983) elaboraron una monografía sobre el palenquero. Junto con el lingüista colombiano Montes Giraldo, Granda realizó trabajo de campo en una región entonces casi inaccesible: las tierras bajas de las costas del Pacífico, un área de población casi exclusivamente afrocolombiana, el área del Chocó (Granda 1977).

Para la distribución geográfica de las variantes son claves las descripciones de la dialectología colombiana de Montes Giraldo (²1987), así como la geografía

lingüística colombiana fomentada a partir de la elaboración del *Atlas Lingüístico-Etnográfico de Colombia* (Flórez 1963, Alvar y Flórez 1971). La metodología utilizada en el ALEC y su validez en la actualidad es objeto de un homenaje al Profesor Montes Giraldo (Lozano Ramírez 2005: 132-149). Montes Giraldo (1982: 23-92) elabora 36 mapas con distintas isoglosas fonéticas, morfosintácticas y léxicas y, más tarde, este mismo lingüista dibuja las zonas dialectales derivadas del cruce de isoglosas (Montes Giraldo 2000).

3.3. Rasgos lingüísticos

Los valores funcionales correspondientes a cada uno de los rasgos lingüísticos se han concretado mediante la consulta de trabajos de tipo gramatical del español, actuales y de tipo histórico. Se ha contrastado la lista de rasgos con aquellos presentes en los trabajos que han estudiado los registros en español según el método de análisis multidimensional (AMD). Estos estudios se distribuyen, por un lado, entre aquellos en los que las variables lingüísticas se incorporan por sus valores funcionales y por estar dotadas de cierto grado de „universalidad“ (Parodi 2006: 165-204; Parodi 2010: 86-100) y, por otro, aquellos cuyo objetivo es fijar la conexión entre los rasgos lingüísticos y las diferentes dimensiones contextuales (Parodi 2005a: 45-76; Biber et al. 2006: 1-37; Biber/Tracy-Ventura 2007: 54-89; Parodi 2007b: 101-126).

En correspondencia con aquellas variables que contienen toda la significación funcional, dentro de la historia del español se han señalado noventa y nueve rasgos: léxicos (1. *type/token ratio*, 2. recuento de longitud de palabras), morfosintácticos y pragmáticos. Por ejemplo, los rasgos de la categoría de los pronombres sirven para fijar las interacciones entre los intervinientes, con criterios tales como formalidad/informalidad, proximidad/distancia, subjetivización/indeterminación de la acción:

1. pronombres personales primera persona
2. pronombres personales segunda persona *tú*
3. pronombres personales segunda persona *usted*
4. pro-drop primera persona
5. pro-drop segunda persona
6. formas de tratamiento
7. pronombres tercera persona, menos *se*
8. *se* reflexivo
9. *se* aspectual/expletivo (dativo superfluo)
10. otros tipos de *se* (no pasivo, reflexivo, o emocional/expletivo)
11. *conmigo/contigo/consigo*
12. clíticos

13. pronombres demostrativos
14. pronombres indefinidos
15. pronombres de negación

La complejidad lingüística (subordinación, clases especializadas de verbos) se asocia con algunos de estos rasgos (Parodi 2005b: 55), mientras otros implican una sintaxis reducida (Biber 2001: 219). Los porcentajes de frecuencia de ocurrencias de cada uno de ellos serán decisivos para definir los registros.

3.4. Análisis de factores y dimensiones situacionales

Las frecuencias de aparición de las variables lingüísticas son la base sobre la que se aplica el método estadístico de análisis de componentes principales (ACP), en la búsqueda de los valores significativos que proporcionan las correlaciones entre variables y textos. Podemos observar en la Tabla 2 la cuantificación de las coocurrencias de rasgos lingüísticos en una selección de textos del subgénero informativo del papel periódico bogotano titulado *El Redactor Americano* (1806-1809). Las frecuencias de aparición de las variables lingüísticas se someten a una normalización o promedio de 1000 palabras por texto, proceso del que resulta una matriz de variables lingüísticas, su media, la desviación estándar y los valores mínimos y máximos.

Estos datos proporcionan información relativa a la distribución de los rasgos individuales en los textos. Nos hacen ver que algunos rasgos no tienen ocurrencia en alguno de los textos, mientras en otros textos tienen una ocurrencia del orden del 62.50, como pasa con el tiempo presente del verbo, o del tipo de verbos aspectuales (63.33), o entre el pronombre *se* reflexivo que ofrece un porcentaje del 30.00. También podemos observar la media de ocurrencias de cada variable individual respecto al resto de variables en el total de los textos. En otra operación de cálculo estadístico, el haz de correlaciones entre todas las variables ofrece una precisión del 90.00, lo que quiere decir que los resultados de los cálculos se acercan a la realidad de los datos, las variables se muestran en una correlación de oposición total y la mayoría se aproximan al borde del gráfico, como reflejo de la correlación de los datos con la realidad.

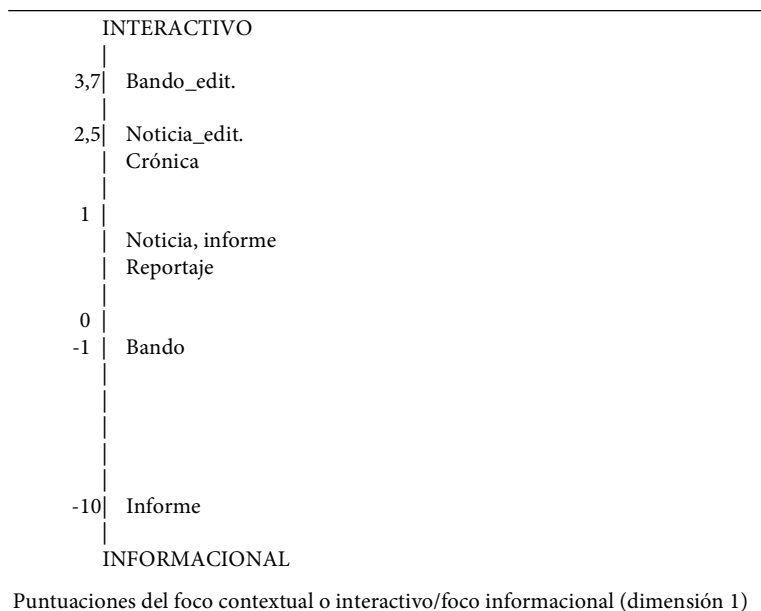
Variable	Media	Desviación	Mínimo	Máximo
5noms	161,620	27,750	110,787	204,819
7nomd	28,878	14,228	11,662	59,524
18pronse	5,247	10,369	0,000	30,000
26adjatribpr	32,762	12,006	15,695	53,968
27adjatribpos	31,634	10,610	16,304	43,732
29adjeval	18,289	20,613	0,000	66,667
32cuant	40,698	14,448	13,333	60,241
33artdef	121,514	12,616	103,333	142,857
35poses	15,403	10,631	0,000	28,571
42ind	65,091	18,029	34,985	85,202
46pres	30,920	22,967	0,000	62,500
48pret	16,775	10,272	0,000	31,746
60vfacil	20,741	10,947	9,524	43,333
61vaspect	19,042	19,558	0,000	63,333
62vexist	13,824	10,543	0,000	31,746
67vinf	23,398	12,872	0,000	38,044
73prepos	158,480	11,019	143,333	174,603

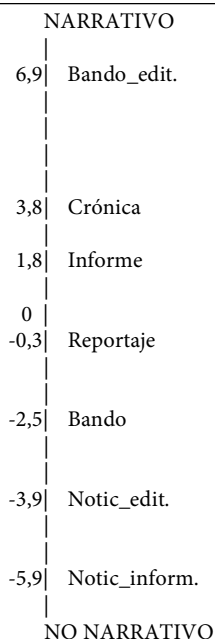
Tabla 2: Media, desviación estándar, valores mínimos y máximos

Los rasgos que presentan valores por encima de 0.30 (entre los positivos) o de -0.30 (entre los negativos) definen los cinco factores. Las cifras bastante homogéneas nos sitúan en un registro escrito. La distribución entre puntuaciones positivas y negativas es complementaria en los cinco factores. El factor 1 suele contener las correlaciones más significativas, si bien como todos los factores se presentan muy igualados en porcentaje, habrá que observar la información que proporcionen al menos otros cuatro factores más. El peso altamente negativo en los cinco factores dimensionales nos permite concluir que poseen una alta especialización y un alto grado de referencialidad, se hallan muy cercanos a un foco relacional e informacional, y consiguen un alto grado de objetividad (Parodi 2010: 109). Las variables lingüísticas así cuantificadas tienen que interpretarse a la luz de las dimensiones de situación, patrones básicos que subyacen a la co-ocurrencia de rasgos lingüísticos (Biber et al. 2006: 2). Las dimensiones cambian de una lengua a otra, así como de una etapa a otra dentro de una misma lengua. Las distintas dimensiones se sustentan en la universalidad de las

funciones comunicativas subyacentes. En el caso del español, los cinco focos o dimensiones, según Parodi (2010: 120-127), pueden ser „contextual e interactivo“, „narrativo“, „compromiso“, „modalizador“ e „informativo“.

- Dimensión 1: Foco referencial: marcada por un contenido de una alta densidad informativa y una cuidadosa integración de la información.
- Dimensión 2: Foco narrativo: con un foco narrativo, en el que los eventos se sitúan en unas coordenadas espaciales o temporales. La dimensión 2 o foco narrativo se complementa con la dimensión 3 o foco de compromiso (Parodi 2010: 123-124).
- Dimensión 3: Foco compromiso: un foco de explicitación de la intención y actitud del emisor, con una referencia dependiente de la situación.
- Dimensión 4: Foco modalizador: conecta con la manera como se dicen las cosas y coloca los textos en conexión con la expresividad y con la función descriptiva. Parodi (2010: 126), de quien recogemos la denominación „foco modalizador“, la describe como „asociada principalmente a discursos con marcas actitudinales explícitas“.
- Dimensión 5: Foco informativo: la figuración de lo abstracto (Parodi 2010: 126-127).





Puntuaciones del foco narrativo (dimensión 2)

Tabla 3: Dimensiones 1 y 2 del registro periodístico neogranadino (siglo XIX)

4. Síntesis y prospectiva

Hasta ahora, el mayor avance se ha producido en la identificación y descripción de macro-registros y en el estudio en conexión de los géneros y los registros (Johnstone ²2008: 184-185). Como se ha indicado con anterioridad (cf. tabla 1), las dos líneas se juntan por medio del análisis de la composición de los expedientes, con indicación de los subtipos textuales y los registros con los que se relacionan. Se propone un macro-registro con el nombre de documentos oficiales, que abarcaría registros multifuncionales del tipo legal, epistolar, económico, etc. El registro legal se situaría escalarmente muy cercano al foco informacional y el epistolar muy próximo al foco interaccional, si bien dentro de este último los textos colombianos están situados en los dos extremos del continuum oral-escrito elaborado, ya que algunos tipos textuales comprendidos en el registro epistolar como las cartas poder o de otorgamiento son equivalentes en su grado de referencialidad y carácter informacional a los géneros del registro legal, mientras que otros se encuentran escalarmente más próximos al foco interaccional o contextual. La parte dispositiva de las cartas o escritos de petición, de

petición con súplica casi siempre (con un acto de habla de „solicitud“) o de petición con queja en muchas otras ocasiones, encierran discursos muy argumentales y razonados con altas dosis de persuasión.

Los subtipos textuales dentro de un registro cruzan los límites en una apreciación de la ausencia de fronteras claras entre ellos. Este es el caso del registro epistolar dentro del macro-registro legal que, si bien formalmente se adecua a las características epistolares (contiene un destinatario en la parte superior, una forma dispositiva más o menos amplia y unas fórmulas de cierre y despedida propias, con la firma del emisor), funcionalmente se conforma con el acto jurídico al que corresponden: poseen carácter público y son testimonios probatorios de la acción jurídica. Se trata tanto de comprender el modo en el que se construyen los registros como el grado de fluidez entre registros, que intercambian sus funciones con el fin de responder a situaciones comunicativas cambiantes. En línea de los cambios históricos en las funciones y formas de géneros y registros (Culpeper 2010: 79-80), cabe señalar una modificación histórica en los tres siglos de la escala de los registros en el español de Colombia. En los siglos XVI y XVII son muy frecuentes los registros informacionales (informativos). En cambio, en el siglo XVIII comienzan a aparecer de forma más general registros expositivos del tipo de la prosa académica, dentro de la cual se sitúa el registro científico, vinculado al comercio y a la economía por medio de informes solicitados por parte de la Audiencia, por el Virrey o por el Consejo de Indias. Asimismo, los registros carecen de fronteras claras y se producen entre ellos cruces, de los cuales surgen nuevos registros. El estudio de los patrones de variación de registro en dominios especializados en los textos de la administración española en zonas de la actual Colombia puede hacerse de forma comparativa:

- Estudio comparativo de textos escritos y firmados por un mismo escribano: por ejemplo, en el siglo XVI, los textos del descubridor Jiménez de Quesada, etc.
- Estudio comparativo entre escribanos de diferentes instituciones (cabildo secular, cabildo eclesiástico).
- Estudio comparativo de algún registro en diferentes contextos regionales (textos de Cartagena de Indias y de Santa Fe de Bogotá, de Popayán y de Tunja).
- Estudio comparativo de textos diferenciados por factores o dimensiones concretas: por ejemplo, por origen del escribano, en aquellos casos en los que se conoce la procedencia bien de las distintas regiones españolas o bien por su carácter criollo, dado que los criollos tomaron conciencia de ser diferentes a los peninsulares ya durante la segunda mitad del siglo XVI.
- Estudio de la complejidad estructural de los textos según los registros.

Algunas de esas posibilidades están ya en fase de realización, otras son propuestas para futuras investigaciones. Junto a registros muy amplios pueden definirse registros más especializados, a los que habrá que asignar incluso nombres nuevos. Se puede atender a la caracterización situacional y lingüística de un registro particular. En esos casos se analizan unos pocos textos al detalle para identificar los rasgos lingüísticos distintivos que funcionan como marcadores de registro: rutinas gramaticales (en registros bastante especializados, Atkinson/Biber 1994: 371).

Bibliografía

- Aguado, Pedro OPM (1569/1930): *Historia de Santa Marta y Nuevo Reino de Granada*. – Madrid: Espasa-Calpe.
- Alvar, Manuel (1970): *Americanismos en la Historia de Bernal Díaz del Castillo*. – Madrid: Consejo Superior de Investigaciones Científicas.
- Alvar, Manuel (1972): *Juan de Castellanos. Tradición española y realidad americana*. – Santafé de Bogotá: Instituto Caro y Cuervo.
- Alvar, Manuel (1977): *Leticia. Estudios lingüísticos sobre la Amazonia colombiana*. – Santafé de Bogotá: Instituto Caro y Cuervo.
- Alvar, Manuel (1982): Bernal Díez del Castillo. – En: Luis I. Madrigal (ed.): *Historia de la Literatura Hispanoamericana: Época Colonial*. Madrid: Cátedra, tomo I, 127-134.
- Alvar, Manuel/Flórez, Luis (1971): *Cuestionario para el estudio coordinado de la norma lingüística culta de las principales ciudades de Iberoamérica y de la Península Ibérica. III. Léxico*. – Madrid: Comisión de Lingüística Iberoamericana-Consejo Superior de Investigaciones Científicas.
- Atkinson, Dwight/Biber, Douglas (1994): Register: A Review of Empirical Research. – En: Douglas Biber, Edward Finegan (eds.): *Sociolinguistic perspectives on register*, 351-385. Nueva York: Oxford University Press.
- Bermúdez Bermúdez, Arturo E. (1981): *Materiales para la historia de Santa Marta*. – Bogotá: Academia de la Historia de Colombia.
- Biber, Douglas (1988): *Variation across Speech and Writing*. – Cambridge: Cambridge University Press.
- Biber, Douglas (2001): Dimensions of Variation among 18th Century Registers. – En: Hans-Jürgen Diller/Manfred Görlach (eds.): *Towards a History of English as a History of Genres*, 89-110. Heidelberg: Winter (reimpreso en: Biber, Douglas/Conrad, Susan [eds.] [2001]: *Style: Language Variation and Identity*, 200-214. Cambridge: Cambridge University Press).
- Biber, Douglas/Conrad, Susan (2009): *Register, Genre, and Style*. – Cambridge: Cambridge University Press.
- Biber, Douglas/Tracy-Ventura, Nicole (2007): Dimensions of Register Variation in Spanish. – En: Giovanni S. Parodi (ed.): *Working with Spanish Corpora*, 54-89. Londres/Nueva York: Continuum Publishing Group.
- Biber, Douglas/Davies, Mark/Jones, James K./Tracy-Ventura, Nicole (2006): Spoken and Written Register Variation in Spanish: A Multi-Dimensional Analysis. – En: *Corpora* 1, 1-37.

- Biber, Douglas/Conrad, Susan/Reppen, Randi (1998/2000): *Corpus linguistics: Investigating Language Structure and Use*. – Cambridge: Cambridge University Press.
- Biber, Douglas/Finegan, Edward (1994): *Sociolinguistic Perspectives on Register*. – Nueva York: Oxford University Press.
- Borrego Plá, María del Carmen (1973): *Palenques de negros en Cartagena de Indias a fines del siglo XVII*. – Sevilla: Consejo Superior de Investigaciones Científicas-Escuela de Estudios Hispanoamericanos.
- Boyd-Bowman, Peter (1984): *Índice geo-biográfico de 56 mil pobladores de la América hispánica. I. 1493-1519*. – México D.F.: Fondo de Cultura Económica.
- Camacho Guizado, Eduardo (1982): Juan Rodríguez Freile. – En: Luis I. Madrigal (ed.): *Historia de la Literatura Hispanoamericana*. Tomo I. *Época Colonial*, 145-150. Madrid: Cátedra.
- Carrera de la Red, Micaela (2000): Documentos del Reino de Nueva Granada (Colombia). Siglos XVI al XVIII. – En: Elena Rojas (ed.): *Documentos para la historia lingüística de Hispanoamérica. Siglos XVI al XVIII*, 305-425. Madrid: Espasa.
- Carrera de la Red, Micaela (2008): Entre pronombre y conjunción: *que* como dimensión en textos del español de Colombia de los siglos XVI al XVIII. – En: Magdalena Coll (ed.): *XV Congreso Internacional de la ALFAL (Montevideo, 18-21, agosto, 2008)*. Montevideo: Universidad Nacional de la República-ALFAL.
- Carrera de la Red, Micaela (2009): Registros e historia del español en América: el ejemplo de Colombia. – En: *Lingüística* 22, 11-34.
- Carrera de la Red, Micaela (2011): El registro periodístico en el siglo XIX a través de *El Redactor Americano* (Santafé de Bogotá, 1806-1809). – En: *Cuadernos de la ALFAL* 2, 128-153.
- Carrera de la Red, Micaela (2013): Parámetros de variación morfosintáctica en textos clasificados como „autos“ en la Nueva Granada del siglo XVIII. – En: Emili Casanova, Cesáreo Calvo (eds.): *Actes du XXVIe Congrès International de Linguistique française et romane (Valencia, septembre 2010)*. Berlín/Nueva York: De Gruyter, vol. VII, 4000-4013.
- Cieza de León, Pedro (1553/1984): *Obras completas*. – Madrid: Consejo Superior de Investigaciones Científicas.
- Cock Hincapié, Olga (1969): *El seseo en el Nuevo Reino de Granada 1550-1650*. – Santafé de Bogotá: Instituto Caro y Cuervo.
- Cock Hincapié, Olga (1998): *Historia del nombre de Colombia*. – Santafé de Bogotá: Instituto Caro y Cuervo.
- Conrad, Susan/Biber, Douglas (eds.) (2001): *Variation in English: Multi-Dimensional Studies*. – Londres: Longman.
- Coseriu, Eugenio (2000): Die sprachliche Kompetenz. – En: Bruno Staib (ed.): *Linguistica romanica et indiana. Festschrift für Wolf Dietrich zum 60. Geburtstag*, 83-97. Tübinga: Narr.
- Crystal, David/Davy, Derek (1969/1990): *Investigating English Style*. – Londres: Longman.
- Culpeper, Jonathan (2010): Historical Sociopragmatics. – En: Andreas H. Jucker, Irma Taavitsainen (eds.): *Historical Pragmatics*, 69-94. Berlin: De Gruyter.
- Culpeper, Jonathan/Kadar, Daniel (eds.) (2010): *Historical (Im-)Politeness Research*. – Berna: Peter Lang.
- Doty, Kathleen (2010): Courtroom Discourse. – En: Andreas H. Jucker, Irma Taavitsainen (eds.): *Handbook of Pragmatics: Historical Pragmatics*, 621-650. Berlin: De Gruyter.
- Dubois, Sylvie/Sankoff, David (2001): The Variationist Approach toward Discourse Structural Effects and Socio-Interactional Dynamics. – En: Deborah Schiffrin, Deborah Tannen,

- Heidi E. Hamilton (eds.): *The Handbook of Discourse Analysis*, 282-303. Oxford: Blackwell.
- Eberenz, Rolf (2005): ¿Qué historia de la lengua? – En: *La Corónica* 34, 164-175.
- Elías Ortiz, Sergio (ed.) (1973): *Noticia Historial de las Conquistas del Nuevo Reino de Granada, de Lucas Fernández de Piedrahita*. – Santafé de Bogotá: Editorial Kelly.
- Flórez, Luis (1963): *El español hablado en Colombia y su atlas lingüístico*. – Santafé de Bogotá: Instituto Caro y Cuervo.
- Friede, Juan (1953): *Los Andaki, 1538-1947: Historia de la aculturación de una tribu selvática*. – México D.F.: Fondo de Cultura Económica.
- Friede, Juan (1964): *Los Quimbayas bajo la dominación española: Estudio documental (1539-1810)*. – Santafé de Bogotá: Banco de la República.
- Friede, Juan (1975-1976): *Fuentes documentales para la historia del Nuevo Reino de Granada. Desde la instalación de la Real Audiencia en Santafé*. – Santafé de Bogotá: Editorial Andes.
- Friedemann, Nina S. de/Patiño Roselli, Carlos (1983): *Lengua y sociedad en el Palenque de San Basilio*. – Santafé de Bogotá: Instituto Caro y Cuervo.
- Góngora, Mario (1962): *Los grupos de conquistadores en Tierra Firme (1509-1530). Fisonomía histórico-social de un tipo de conquista*. – Santiago de Chile: Universitaria.
- González de Pérez, María Estrella (ed.) (2000): *Lenguas indígenas de Colombia. Una visión descriptiva*. – Santafé de Bogotá: Instituto Caro y Cuervo.
- Granda, Germán de (1968a): Materiales para el estudio socio-histórico de los elementos lingüísticos afroamericanos en el área hispánica. – En: *Thesaurus* 23, 547-573.
- Granda, Germán de (1968b): La tipología 'criolla' de dos hablas del área lingüística hispánica. – En: *Thesaurus* 23, 193-205.
- Granda, Germán de (1968c): Sobre el estudio de las hablas 'criollas' en el área hispánica. – En: *Thesaurus* 23, 64-74.
- Granda, Germán de (1977): *Estudios sobre un área dialectal hispanoamericana de población negra*. – Bogotá: Instituto Caro y Cuervo.
- Granda, Germán de (1978): *Estudios lingüísticos hispánicos, afrohispanicos y criollos*. – Madrid: Gredos.
- Guitarte, Guillermo L. (1983): *Siete estudios sobre el español de América*. – México D.F.: UNAM.
- Halliday, Michael Alexander Kirkwood/Hasan, Ruqaiya (1976): *Cohesion in English*. – Londres: Longman.
- Jacob, Daniel/Kabatek, Johannes (eds.) (2001): *Lengua medieval y tradiciones discursivas en la Península Ibérica*. – Fráncfort del Meno/Madrid: Vervuert/Iberoamericana.
- Johnstone, Barbara (2008): *Discourse Analysis*. – Oxford: Blackwell Publishing.
- Kabatek, Johannes (2007): Otra historia de las lenguas iberorrománicas: en torno a la actualidad de una vieja idea. – En: Jochen Hafner, Wulf Oesterreicher (eds.): *Mit Clío im Gespräch. Romanische Sprachgeschichten und Sprachgeschichtsschreibung*, 173-194. Tübingen: Narr.
- Kabatek, Johannes (ed.) (2008): *Sintaxis histórica del español y cambio lingüístico: Nuevas perspectivas desde las Tradiciones Discursivas*. – Madrid/Fráncfort del Meno: Iberoamericana/Vervuert.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (1985): Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. – En: *Romanistisches Jahrbuch* 36, 15-43.

- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (2007): *Lengua hablada en la Romania: español, francés, italiano*. – Madrid: Gredos.
- Lebsanft, Franz (1988): *Studien zu einer Linguistik des Grußes. Sprache und Funktion der altfranzösischen Grußformeln*. – Tübinga: Niemeyer.
- Lipski, John M./Schwegler, Armin (1993): Creole Spanish and Afro-Hispanic. – En: Rebecca Posner, John N. Green (eds.): *Trends in Romance Linguistics and Philology*. Vol. 5. *Bilingualism and Linguistic Conflict in Romance*, 407-432. Berlín/Nueva York: De Gruyter.
- Lozano Ramírez, Marino (ed.) (2005): *Homenaje a José Joaquín Montes Giraldo: estudios de dialectología, lexicografía, lingüística general, etnolingüística e historia cultural*. – Bogotá: Instituto Caro y Cuervo.
- Martínez Delgado, Luis (1959): *Popayán, ciudad procerca*. – Bogotá: Editorial Kelly.
- Mena García, María Carmen (1998): *Sevilla y las flotas de Indias. La gran armada de Castilla del Oro (1513-14)*. – Sevilla: Universidad de Sevilla.
- Millán de Benavides, Carmen (2001): *Epítome de la Conquista del Nuevo Reino de Granada: la cosmografía española del siglo XVI y el conocimiento por cuestionario*. – Bogotá: Centro Editorial Javierano.
- Miranda Vázquez, Trinidad (1976): *La gobernación de Santa Marta (1570-1670)*. – Sevilla: Consejo Superior de Investigaciones Científicas, Escuela de Estudios Hispanoamericanos.
- Montes Giraldo, José Joaquín (1962): Sobre el habla de San Basilio de Palenque (Bolívar, Colombia). – En: *Thesaurus* 17, 446-450.
- Montes Giraldo, José Joaquín (1982): El español de Colombia: propuesta de clasificación dialectal. – En: *Thesaurus* 37, 23-92.
- Montes Giraldo, José Joaquín (1987): *Dialectología general e hispanoamericana. Orientación teórica, metodológica y bibliográfica*. – Santafé de Bogotá: Instituto Caro y Cuervo.
- Montes Giraldo, José Joaquín (1992): Historia del español hablado en Colombia/El español hablado en Colombia. – En: César Hernández (ed.): *Historia y Presente del Español de América*, 501-542. Valladolid: Junta de Castilla y León.
- Montes Giraldo, José Joaquín (2000): *Otros estudios sobre el español de Colombia*. – Santafé de Bogotá: Instituto Caro y Cuervo.
- Niño-Murcia, Mercedes (2001): Late-Stage Standardization and Language Ideology in the Colombian Press. – En: *International Journal of Sociology of Language* 149, 119-144.
- Ochoa Franco, Javier (1945): *Consideraciones generales sobre costumbres y lenguaje palenqueros*. – Cartagena: Dirección de Educación Pública de Bolívar, Extensión Cultural.
- Oesterreicher, Wulf (1996): Lo hablado en lo escrito. Reflexiones metodológicas y aproximación a una metodología. – En: Thomas Kotschi, Wulf Oesterreicher, Klaus Zimmermann (eds.): *El español hablado y la cultura oral en España e Iberoamérica*, 317-340. Fráncfort del Meno: Vervuert.
- Oesterreicher, Wulf (2004): Textos entre inmediatez y distancia comunicativas. El problema de lo hablado escrito en el Siglo de Oro. – En: Rafael Cano Aguilar (ed.): *Historia de la lengua española*, 729-769. Barcelona: Ariel.
- Padilla Altamirano, Silvia/López Arellano, María Luísa/González Rodríguez, Adolfo Luis (1978): *La Encomienda en Popayán*. – Sevilla: Escuela de Estudios Hispano-Americanos.
- Parodi, Giovanni S. (2005a): Discurso especializado y lingüística de corpus: hacia el desarrollo de una competencia psicolingüística. – En: *Boletín de Lingüística* 17, 61-88.

- Parodi, Giovanni S. (2005b): Lingüística de corpus y análisis multidimensional: exploración de la variación en el corpus PUV-C-2003. – En: *Revista de la Sociedad Española de Lingüística* 35, 45-76.
- Parodi, Giovanni S. (2006): Discurso especializado y lengua escrita: foco y variación. – En: *Estudios filológicos* 41, 165-204.
- Parodi, Giovanni S. (2007a): El discurso especializado escrito en el ámbito universitario y profesional: Constitución de un corpus de estudio. – En: *Signos* 40, 147-178.
- Parodi, Giovanni S. (ed.) (2007b): *Working with Spanish Corpora*. – Londres: Continuum Publishing Group.
- Parodi, Giovanni S. (2010): *Lingüística de Corpus: de la teoría a la empiria*. – Fráncfort del Meno/Madrid: Vervuert/Iberoamericana.
- Pêcheux, Michel (1982): *Language, Semantics and Ideology*. – Londres: Macmillan.
- Ramos Pérez, S. Demetrio (1972): *Ximénez de Quesada en su relación con los cronistas y el Epítome de la conquista del Nuevo Reino de Granada*. – Sevilla: Escuela de Estudios Hispanoamericanos.
- Restrepo Tirado, Ernesto (1975): *Historia de la provincia de Santa Marta. Conquista*. – Santa-fé de Bogotá: Academia de la Historia de Colombia.
- Reyes, Graciela (*2003): *Cómo escribir bien en español*. – Madrid: Arco/Libros.
- Ruiz Rivera, Julián Bautista (1975): *Encomienda y mita en Nueva Granada*. – Sevilla: Consejo Superior de Investigaciones Científicas, Escuela de Estudios Hispanoamericanos.
- Sauer, Carl Ortwin (1969/1984): *The Early Spanish Main*. – Berkeley: University of California Press.
- Schlieben-Lange, Brigitte (1983): *Traditionen des Sprechens. Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung*. – Stuttgart: Kohlhammer.
- Schrott, Angela/Völker, Harald (2005): *Historische Pragmatik und historische Varietätenlinguistik in den romanischen Sprachen*. – Gotinga: Universitätsverlag Göttingen.
- Simón, Fray Pedro (1627/1953): *Noticias históricas de las Conquistas de Tierra Firme en la Indias Occidentales*. – Bogotá: Biblioteca de Autores Colombianos.
- Stoll, Eva (1996): Competencia escrita de impronta oral en la crónica soldadesca de Pedro Pizarro. – En: Thomas Kotschi, Wulf Oesterreicher, Klaus Zimmermann (eds.): *El español hablado y la cultura oral en España e Iberoamérica*, 427-446. Fráncfort del Meno/Madrid: Vervuert/Iberoamericana.
- Stoll, Eva (1998): Géneros en la historiografía india: modelos y transformaciones. – En: Wulf Oesterreicher, Eva Stoll, Andreas Wesch (eds.): *Competencia escrita, tradiciones discursivas y variedades lingüísticas: aspectos del español europeo y americano en los siglos XVI y XVII: coloquio internacional, Friburgo en Brisgovia, 26 - 28 de Septiembre de 1996*, 143-168. Tubinga: Gunter Narr.
- Vega Franco, Marisa (1984): *El tráfico de esclavos con América (Asientos de Grillo y Lomelín, 1663-1674)*. – Sevilla: Consejo Superior de Investigaciones Científicas, Escuela de Estudios Hispanoamericanos.
- Vidal Ortega, Antonio (2002): *Cartagena de Indias y la región Histórica del Caribe, 1580-1640*. – Sevilla: Consejo Superior de Investigaciones Científicas, Escuela de Estudios Hispanoamericanos.
- Wesch, Andreas (1998): Hacia una tipología lingüística de los textos administrativos y jurídicos españoles (siglos XV-XVII). – En: Wulf Oesterreicher, Eva Stoll, Andreas Wesch

- (eds.): *Competencia escrita, tradiciones discursivas y variedades lingüísticas. Aspectos del español europeo y americano en los siglos XVI y XVII*, 187-217. Tübinga: Narr.
- Wesch, Andreas (2006): Cambio medial y huellas de lo oral en Pareceres protocolizados de los siglos XV y XVI. – En: José Jesús de Bustos Tovar, José Luis Girón Alconchel (eds.): *Actas del VI Congreso internacional de historia de la lengua española: Madrid 2003*, vol. 3, 2949-2962. Madrid: Arco/Libros.

Raúl Sánchez Prieto

**Wie kommentieren Kunden (Fernseh-)Werbung im Netz?
Zu einer deutsch-romanischen Diskursanalyse der
Kommentarfunktion auf Video-Sharing-Plattformen¹**

1. Kontrastive Sprachwissenschaft für die Wirtschaft:
Diskurstraditionen, Kommentare von Werbebotschaften und
„Electronic Customer Management“

In diesem Beitrag beschäftige ich mich mit einer kaum beschriebenen Textsorte, die unter jungen Konsumenten immer mehr an Bedeutung gewinnt und die noch dabei ist, feste sprachliche und textuelle Merkmale zu entwickeln: dem Kommentar auf Video-Sharing-Plattformen wie z. B. YouTube. Logischerweise ist es unmöglich, in Bezug auf diese computervermittelten nutzergenerierten Kommentare von Diskurstradition zu sprechen. Dafür ist diese Textsorte, die man auch – wie wir sehen werden – als schriftlichen Diskurs auffassen kann, zu jung. Aber dass ihre sprachlich-textuellen Eigenschaften sich mittelfristig zu Texttraditionen entwickeln werden, steht außer Frage. Ich befasse mich also mit einer diskursiven Textsorte im Werden, die vom medialen Wandel geprägt ist, und deren Makro-, Mikro- und Mesoebene noch nicht ganz festgelegt sind. Gerade aus diesem Grund ist es interessant, Web 2.0-Kommentare aus textuell-diskursiver Sicht zu analysieren: Man kann in Echtzeit beobachten, wie sich Texttraditionen herausbilden.

Da Texte und Diskurse Sprachprodukte einer gegebenen Sprach- und Kulturgemeinschaft sind, ist eine kontrastive Auseinandersetzung mit den textuell-diskursiven, lexikalischen, morphosyntaktischen und thematischen Strukturen der Kommentare in mehreren Sprachen unbedingt erforderlich. Hier wird man sich auf das Deutsche und auf drei der wichtigsten romanischen Sprachen be-

¹ Der Beitrag ist im Rahmen des vom spanischen Ministerium für Wissenschaft und Forschung finanzierten Forschungsprojekts „Comentando productos en la web social – Comments 2.0“ (FFI2011-23428) entstanden.

schränken, nämlich das Französische, das Spanische und das Portugiesische. Ziel des Beitrages ist es, ein praxisnahes, brauchbares und in der Sprachwissenschaft verankertes Analysemodell für die Untersuchung der für die interkulturelle Wirtschaftskommunikation relevanten Nutzerkommentare auf Video-Sharing-Plattformen zu liefern.

Die Verknüpfung von Sprachwissenschaft und Wirtschaft bei sprachwissenschaftlichen Arbeiten zur Text- und Diskurslinguistik überrascht nicht mehr. Wirtschaftslinguistik und Werbekommunikation haben sich als feste Unterdisziplinen der Sprachwissenschaft etabliert und leisten bereits einen großen Beitrag zur Untersuchung von Text- und Diskurstraditionen. Die Untersuchung wirtschaftsrelevanter Textsorten wird für das sogenannte „Operative Customer Relationship Management“ (Helmke/Uebel/Dangelmeier 2008: 12) immer wichtiger. Die sprachliche Seite des „Electronic Customer Relationship Management“ (Uebel/Helmke/Dangelmeier 2008: 24) und des neuen Marketing-Paradigma des „Social Media Marketing“ (Ceyp/Scupin 2011: 15) ist mittlerweile in den Mittelpunkt der Wirtschaftskommunikation gerückt (Sánchez Prieto 2009). Um im nationalen und internationalen Wettbewerb bestehen zu können, benötigen Unternehmen nicht nur den Einsatz moderner Informationstechniken (Muther 1998: 13) und eine an den Kunden angepasste Web-Präsenz im Internet, sondern auch eine klare Marketing- und Werbestrategie, wie man mit alten und potentiellen Kunden im digitalen Umfeld des Web 2.0 sprachlich umgehen soll. Dazu gehört die Gewinnung von Information über das sprachliche Verhalten der Internetnutzer: Wie kommentieren Kunden und Interessierte das von der Firma angebotene Produkt oder Dienstleistung? Fallen bei ausländischen Kunden diese sprachlich artikulierten Reaktionen auf die Produktwerbung anders aus?

Relevant für Wirtschaftswissenschaftler, Marketingexperten und Werbeagenturen sind vor allem korpusbasierte Untersuchungen von Werbekommunikation. Nach Stöckl (2011: 15) besteht die Logik solcher Untersuchungen

darin, dass man die hervorstechenden sprachlich-kommunikativen Eigenschaften auf bestimmten ausgesuchten Ebenen der Kommunikate [...] identifiziert und daraus allgemein verständliche Beurteilungen über gängige Stile, Techniken, Muster oder Prinzipien des Werbens gewinnt. (Stöckl 2011: 15)

Hier könnte man aber auch „des Werbens“ durch „des Kommentierens von Werbung“ ersetzen. Es geht darum zu untersuchen, wie potentielle Käufer die Werbung rezipieren, d. h. wie sie darauf reagieren und in Dialog mit anderen Kunden beziehungsweise mit Mitarbeitern der Firma treten. Es gibt zahlreiche

theoretische und praktische Studien zur Werbesprache,² aber relativ wenige Untersuchungen zur Werberezeption und wie man sie linguistisch analysieren könnte. Daher verstehe ich das hier vorgestellte Analysemodell, das als vorläufig bezeichnet werden muss, als Teil der interaktionalen Linguistik und somit der Konversationsanalyse:³ Web 2.0-Kommentare, insbesondere YouTube-Kommentare, kommen immer situationsgebunden in natürlicher Interaktion vor, auch wenn sie in schriftlicher Form am Computerbildschirm zu sehen sind. Hierbei muss beachtet werden, dass bei den hier gemeinten Kommentaren größtenteils keine interkulturelle Kommunikation stattfindet, denn an den Diskussionen beteiligen sich vor allem User gleicher Sprache und Kultur.

2. Die Textsorte „Kommentare auf Video-Sharing-Plattformen“ zwischen Gespräch- und Textanalyse

Um einen textuell-diskursiven Zugang zu den Nutzerkommentaren zu finden, der uns erlauben könnte, die kommunikativen Gepflogenheiten der Internetuser verschiedener Wirtschafts- und Sprachkulturen im Social Web festzustellen, muss man zunächst die Textsorte „Kommentar auf Video-Sharing-Plattformen“ im Spannungsfeld von Mündlichkeit und Schriftlichkeit beschreiben. Die Sprachwissenschaft beginnt erst jetzt, sich mit den Textsorten des Web 2.0 zu beschäftigen. Die meisten Hypertextsorten des Webs 1.0 sind hinreichend beschrieben und analysiert worden,⁴ darunter auch diejenigen, die für die Wirtschaftskommunikation relevant sind, wie z. B. die Unternehmenswebsites, die eine große Nähe zur Textsorte Werbetext aufweisen (vgl. Schütte 2004: 248). Es gibt auch erste hypertextuelle kontrastive Studien. So vergleicht beispielweise Eckkammer (2001) Kontaktanzeigen, Stellenangebote und Kochrezepte im Deutschen und in verschiedenen romanischen Sprachen. Diese und andere Untersuchungen sind meistens textlinguistisch ausgerichtet. Bei den YouTube-Kommentaren reicht eine reine textlinguistische Behandlung nicht, denn die Struktur der Threads ist dialogisch.

Video-Kommentare sind kurze sprachliche Äußerungen zu einer auf einer Video-Sharing-Plattform hochgeladenen Videobotschaft, die von Internetnut-

² Eine der aktuellsten ist vielleicht das kürzlich erschienene Heft 54 der *Zeitschrift für Angewandte Linguistik*, das der Theorie, Analyse und Praxis der Werbung gewidmet ist. Einen Überblick über die aktuelle Werbeforschung vermitteln Stöckl 2011: 13-14 und Janich 2010.

³ Zu deren Untersuchungsbereichen und Überblick über die Publikationen siehe Deppermann 2007: 17.

⁴ Rehm 2007: 174ff. gibt in seiner Monographie zur Definition, Struktur und Klassifikation von Hypertexttypen einen exzellenten Überblick über die Forschung in diesem Bereich.

zern auf der Wiedergabeseite des Videos gepostet werden. Dabei äußern die User ihre Meinung zum audiovisuellen Material und treten in Dialog mit anderen Nutzern.

Diesbezüglich könnte man von einer ‚schriftlichen Dialogizität‘ sprechen, weswegen auch die Methoden und Prinzipien der von manchen Autoren als Pendant zur Textlinguistik angesehenen Gesprächsanalyse (Brinker/Sager 2001: 7) für die kontrastive Erforschung der Kommentare in Frage kämen. Damit sind fast alle Merkmale gegeben, die nach Brinker/Sager (2001: 9) den Begriff Gespräch definieren, nämlich das Vorhandensein von mindestens zwei Interaktanten, der Sprecherwechsel und die Ausrichtung auf ein bestimmtes Thema. Nur das Kriterium der mündlichen Realisierung der Kommunikation ist bei den Kommentaren nicht erfüllt. Aber vielleicht müsste Brinkers Auffassung von „Diskurs“ in Anbetracht der neuen medialen Interaktionsformen revidiert werden. Vielleicht handelt es sich nicht um „Gespräche“, sondern um „Konversationen“ im Sinne Becker-Mrotzeks (1994: 89): Es sind keine ganz freien Gespräche, sondern durch die Schrift mediatisierte Dialoge. Selbst bei einer oberflächlichen Untersuchung wird man sofort erkennen, dass viele der für die gesprochene Sprache typischen Eigenschaften (Brown/Yule 1983: 15) auch bei den Kommentaren erscheinen. Jedenfalls wird das Schreiben im sog. „participatory web“ für die Diskurspraxis nicht ohne Folgen bleiben (Fraas/Pentzold 2008: 288). Deshalb wird hier in Anlehnung an Fraas/Pentzold (2008: 289) dafür plädiert, „dass es sinnvoll und ertragreich ist, Internet-Kommunikation in den Fokus von Diskursanalyse einzubeziehen“.

Wie auch immer YouTube-Kommentare und ihre Erforschung aufgefasst werden, als zur Gesprächs- oder zur Konversationsanalyse oder gar zur Textanalyse gehörig, klar ist, dass eine Analyse des Mediums notwendig ist. Untersucht werden Medienbeiträge. Unser Medium ist eine Video-Sharing-Plattform, deren Kommentarfunktion im Unterschied zu anderen Medienplattformen keine multimedialen Ressourcen wie die Platzierung von Textboxen oder die Einbettung von Audio und Video erlaubt (Videoantworten sind auch möglich, sie werden aber gesondert aufgezeigt und zählen nicht zu den Kommentaren). Die maximale Länge der Kommentare beträgt 500 graphische Standardzeichen. Im engeren Sinne kann man bei den Kommentaren also nicht von multimodaler Kommunikation sprechen: Es handelt sich um Diskussionsfragmente, die nur in schriftlicher Form vorkommen, aber die ähnlich aufgebaut sind wie mündliche Rede.

Wenn man Diskurs als „prinzipiell offene Menge von thematisch zusammenhängenden und aufeinander bezogenen Äußerungen“ (Adamzik 2010: 264) versteht, dann müsste man neben ‚mündlichen Gesprächstypen‘, auch ‚Online-Gesprächstypen‘ berücksichtigen. Wir wissen, dass nicht alle mündlichen Gespräche völlig ‚natürlich‘ erfolgen. Von ‚natürlichem Gespräch‘ kann man

eigentlich nur dann reden, wenn es sich um spontanes, frei formuliertes Sprechen handelt (1). Arrangierte Gespräche wie Radiointerviews (2) oder Prüfungsgespräche sind beispielweise als halbspontanes Sprechen einzustufen. In der Online-Kommunikation beobachtet man dialogische Texte, die wir der Einfachheit halber „Gespräche“ nennen werden, die spontan erfolgen. Das ist z. B. der Fall beim „getippten Gespräch Chat“ (Storrer 2001: 439). Hier handelt es sich um spontanes, frei formuliertes Schreiben wie in (3). Wie Beißwenger (2010: 248) zu Recht behauptet, dürfte die Tatsache, „dass die Chat-Kommunikation dem mündlichen Gespräch näher steht als dem monologischen Text, weitgehend unstrittig sein“. Auch zu den arrangierten Gesprächen finden wir in der digitalen Welt ein Pendant: Das „getippte Gespräch Online-Kommentar“ kann als virtuell halbspontaner dialogischer Text beschrieben werden. Zu dieser Gruppe gehören die YouTube-Kommentare (4). In beiden Fällen wird Oralität inszeniert (Dürscheid 2006: 59):

- (1) <H1> Ay, doctor, qué cerca! Mire, mire usted a la cámara ahora, mire qué cerquita!
 <H2> Es que somos tres ahora mismo, ¿no? <risas>
 <H1> Sí, sí, sí.
 <H2> Oye, por cierto, te he traído esto, que es un regalo que te traigo, que lo pedí en Nueva York.
 <H1> ¿Ah, sí? Huy, po<palabra cortada> por favor!
 <H2> Sí. Sí, sí.
 <H1> Doctor Beltrán, usted es que puede pedir cosas en Nueva York; yo pue<palabra cortada>...
 <H2> Claro... Pero si salen aviones cada día...
 (CORLEC, cinta 004, 5-12-91, fuente = radio, localización = Madrid)
- (2) <bensch> Was genau verstehen Sie (beide) denn untergefälschter Ware?
 <bsommer> Zu den Powersellernwerde ich aber auch gleich was sagen.
 <bensch> Fein. :-)
 <bsommer> Ich verstehe daruntergefälschte Markenartikel, die als Originale angeboten werden.
 (Dortmunder Chat-Korpus, Transkript III: Chat-Teilnahme-Ereignis bensch, 13:46:53- 13:47:15)
- (3) <H1> Un concurso que estamos realizando por el que usted puede conseguir este mes un chaquetón de nutria; se trata de adivinar tres personajes que imita el equipo de Alfonso Arús. Vamos a escuchar el primer personaje. <texto no transcrito>
 <H1> No estaba muy difícil ese primer personaje que usted tiene que adivinar. Tampoco está muy difícil llegar hasta Fuenlabrada donde se encuentra "Modafutura"; hay que coger la carretera de Extremadura por el desvío a Fuenlabrada y fijarse en la torre de la piel. Una torre formada por la palabra "piel". Allí está enclavada "Modafutura". Con cuatrocientos metros de exposición y más de dos mil prendas de piel de todos los estilos y de todas las pieles; cazadoras de piel de la mejor napa, alta peletería, visón, zorro, astracán y todo lo que usted quiera puede encontrar allí. vamos a escuchar el segundo personaje. <texto no transcrito>

<H1> ¿Saben de quién se trata? Bueno, pues eh... atención a ese segundo personaje y recordamos que también este año "Modafutura" ha puesto rom<palabra corta-da>... en marcha una promoción interesante: por la compra de cualquier prenda en "Modafutura" se regalará una participación de la lotería de Navidad. Vamos a escuchar el último de los personajes que imita el equipo. <texto no transcrito> (CORLEC, cinta 004, 5-12-91, fuente=radio, localización=Madrid)

- (4) <axlive> la musique est de gustavo santaolalla, qui a aussi composer les musiques des films dinaritu: amours chiennes, 21 grammes et Babel. [axlive](#)
 <scorpiomoon27> @axlive ainsi que celle de brokeback mountain [scorpiomoon27](#)
 <tontonkaos> @axlive en effet ça me faisait penser a Babel cette musique. merci [tontonkaos](#)
 <tontonkaos> Merci je cherchais le nom de la musique ;) [tontonkaos](#)
 <axlive> @tontonkaos de "ushuaia a la quiaca" de gustavo santaolalla [axlive](#)
 (Publicité SNCF "Train humain", http://www.youtube.com/all_comments?threaded=1&v=LTRL7B3mt9s)

Diskurstypologisch könnten wir also innerhalb der dialogischen Texte mindestens vier Gesprächstypen unterscheiden, die spontane oder relativ spontane Nähesprachlichkeit (Koch/Oesterreicher 2007: 359) aufweisen (Abbildung 1).

	Mündlicher Diskurs	Online-Diskurs
Spontanes Sprechen/ Schreiben	natürlich spontanes Gespräch z.B. Gespräch zwischen Arzt und Patienten	virtuell spontanes Ge- spräch z.B. Chat-Gespräch
Halbspontanes Sprechen/Schreiben	arrangiertes Gespräch z.B. Radiointerview	virtuell halbspontanes Gespräch z.B. YouTube-Gespräch

Abbildung 1: Dialogische Texte der Nähesprachlichkeit

3. Zu einer kontrastiven Diskursanalyse der Kommentarfunktion auf Video-Sharing-Plattformen

Da die in Frage kommenden YouTube-Kommentare zum dialogischen Text ‚halbspontanes Schreiben‘ gehören, sollte es möglich sein, sie mit Hilfe der für die Gesprächs- und Diskursanalyse entwickelten Kategorien zu untersuchen. Dabei muss man allerdings beachten, dass Online-Kommunikation in Folge des viel diskutierten medialen Wandels die traditionellen Praktiken des öffentlichen Diskurses sowie die etablierten Diskursbedingungen verändert. Daher stellt das

hier dargestellte provisorische Analyseverfahren eine erweiterte und an die Bedürfnisse des Mediums angepasste Methode dar.

Deutsches Korpus	Spanisches Korpus
IPhone Werbung - Wenn du kein iPhone hast, dann hast du kein iPhone (32 Kommentare)	Anuncio Spot Apple & Vodafone iPhone 4: Si no tienes un iPhone - Apps - Abril 2011 (16 Kommentare)
Deutsche Bahn Werbung Kinder im Auto - weißt Du, wie die von vorne aussehen? (23 Kommentare)	Anuncio Renfe 2010 (26 Kommentare)
Airberlin - Your Airline (52 Kommentare)	Air Europa - Volamos solo para ti (23 Kommentare)
NEU Coca Cola 125 Jahre Werbung 2011 uncut (44 Kommentare)	Anuncio Coca-Cola 2011 Hay razones para creer en un mundo mejor Versión Española (54 Kommentare)
Müller Joghurt mit der Knusper Ecke Werbung (36 Kommentare)	Esto es la leche – Anuncio Central Lechera Asturiana (13 Kommentare)
McDonalds Werbung - Danke! 40 Jahre McD – 2011 (32 Kommentare)	Nuevo spot McDonald's España (33 Kommentare)
Neue Krombacher Werbung (97 Kommentare)	Anuncio Spot Mahou Mundial Sudáfrica 2010: Lo vamos a recordar toda la vida (48 Kommentare)
VW Werbung „Das Auto“ II 2 - Volkswagen Commercial (76 Kommentare)	Anuncio Škoda Superb Combi (72 Kommentare)
WM 2010: Werbespot mit Michael Ballack für ab-in-den-urlaub.de (21 Kommentare)	Anuncio Viajes El Corte Ingles (53 Kommentare)
IKEA TV Spot (2010): Schränke von IKEA sind selbst für Florians kleine Geheimnisse groß genug... (51 Kommentare)	Anuncio IKEA España: No es más rico... Spot IKEA 2011 (103 Kommentare)

Abbildung 2: Deutsches und spanisches Beispielkorpus (09.08.2011)

Nach Henne/Rehbock (2001: 180) und Spieß (2008: 249) werden zuerst drei gesprächsanalytische Ebenen unterschieden: die Makroebene, die mittlere Ebene und die Mikroebene. Im Folgenden werden diese drei Kategorien beschrieben und anhand eines kleinen Beispielkorpus deutscher, spanischer, französischer und portugiesischer Nutzerkommentare veranschaulicht. Das parallele Beispielkorpus (siehe Abbildung 2) umfasst etwa 400 Kommentare pro Sprache

(z. B. 464 im Falle des deutschen und 441 im Falle des spanischen Korpus). Da das Beispielkorpus noch recht klein ist, wird auf die Berechnung statistischer Kennwerte wie die Häufigkeit des Vorkommens bestimmter linguistischer Phänomene verzichtet. Die gewonnenen Erkenntnisse signalisieren also nur eine Tendenz.

3.1. Die Makroebene

Mit dem von Bierwisch (1965) geprägten und später in der Gesprächslinguistik allgemein bekannten Begriff der Makroebene bezeichnet man die Einteilung des dialogischen Diskurses in verschiedene Gesprächsphasen. Die zu unserem Beispielkorpus gehörenden Threads sind eine Folge verschiedener bi- und multilateraler Gespräche, die als offene oder geschlossene Konversationen angesehen werden können. Bei offenen YouTube-Konversationen ist immer die Eröffnungsphase gegeben. Die Kernphase ist thematisch im Aufbau begriffen. Die Beendigungsphase wurde noch nicht eingeleitet. Das ist die typische Gesprächsstruktur der meisten untersuchten Kommentargespräche. Als Beispiel hierfür sei das von neun portugiesischen YouTube-Nutzern geführte Gespräch zu einem Werbespot der Bierbrauerei Super Bock (5) angeführt:

- (5) super bock – vida
[Eröffnungsphase]
<N1> boas... sabes o nome da musica? flc8
[/Eröffnungsphase]
[Kernphase]
<N2> pois, o nome da musica da va jeito. Arranjas? 1994Tiagosilva
<N3> a musica é "life is life" (opus) versao de mikkel solnado JorgeAlmeida17
<N4> não podem disponibilizar esta música inteira? a adaptação toda? armagedao
<N5> arranjem o nome damúsica pessoal, grande abuso de anúncio mayberevolution
<N4> o nome da música é life is life dos opus, versao do mikkel solnado, mas não há essa versão disponibilizada, até agora :s armagedao
<N6> altamente esta versão eXorced
<N7> eu queria esta versão da musica <3 Super bock alte anuncia e altas musicas :)
dertpt1
<N8> Life is life dos opus infernux69
<N9> pois mas esta que é mais fixe nao é dos opus kingdarck1
(...)
(http://www.youtube.com/all_comments?v=PypV9vVaCFU, 12.08.2011)

Geschlossene Konversationen kommen in unserem Korpus seltener vor. Überraschenderweise sind sie sowohl bei deutschen als auch bei portugiesischen

Kommentargesprächen deutlich häufiger zu beobachten als bei spanischen oder französischen. Von einem deutsch-romanischen Unterschied kann man also nicht sprechen. Auffällig ist dabei, dass die Eröffnungsphase im Deutschen und im Portugiesischen fast immer durch eine Frage eingeleitet und die Beendigungsphase durch Dankesworte gekennzeichnet wird, wie man in (6) konstatieren kann:

- (6) Neue Krombacher Werbung
 [Eröffnungsphase]
 <N1> wie heißt das lied? [chrisole14](#)
 [/Eröffnungsphase]
 [Kernphase]
 <N2> @chrisole14 und @58klaus Das Lied ist von Simple Minds - Stars will lead the way (...) [NiklasGT](#)
 [/Kernphase]
 [Beendigungsphase]
 <N2> (...) Mfg, Niklas [NiklasGT](#)
 <N1> @NiklasGT danke ;) [chrisole14](#)
 <N3> Danke [58klaus](#)
 <N2> @58klaus Kein Problem! Wofür sind den Youtube-User da? =D [NiklasGT](#)
 [/Beendigungsphase]
 (http://www.youtube.com/all_comments?v=ZadhfMiFHa0, 12.08.2011)

3.2. Die mittlere oder diskursive Ebene

Die mittlere oder diskursive Ebene ist kommunikativ-funktionaler Natur und „umfasst dabei diejenigen Strukturen, die den Diskurszusammenhang konstituieren“ (Spieß 2008: 253). Darunter befinden sich die gesprächskonstitutiven Einheiten des Gesprächsschritts, des Sprecherwechsels, der Gesprächskohärenz und der Gesprächshandlungen. Gesprächsschritte oder *turns* sind durch Sprecherwechsel begrenzte Äußerungseinheiten, die eine bestimmte kommunikative Funktion signalisieren und zu Gesprächssequenzen (und darüber hinaus zu Gesprächsphasen) verknüpft werden. Daher ist es für eine kontrastive Analyse schriftlicher Online-Kommentare vor allem interessant zu untersuchen, wie Gesprächsschritte und Gesprächssequenzen grammatisch und thematisch miteinander verknüpft werden.

Die grammatische Verknüpfung wird in der Regel durch textgrammatische und kohärenzstiftende Strukturmittel erreicht, unter denen bei den Kommentargesprächen drei herausragen: die Wiederaufnahme, die Deixis und die Diskursmarker. Die Untersuchung der expliziten und impliziten Wiederaufnahmemechanismen kann zu einem kontrastiven Verständnis der Gesprächskonventionen deutscher und romanischer YouTube-User führen. Die explizite

linguistische Wiederaufnahme der Videowerbung und deren Thematik und Hauptdarsteller erfolgt selten in ihrer pronominalen Variante. Häufiger erscheint die pronominale Wiederaufnahme in Bezug auf andere Gesprächsteilnehmer, wie in (7):

- (7) Pub Volkswagen Passat 2009
<N> Et toi, t'espères guerrir le cancer de la terre en économisant de l'eau? et puis, étteinds ton pc a la place de dire tes conneries, ca pollue, le pc! mamadoumanger-banane
(http://www.youtube.com/all_comments?v=zUuLjmnM3Zw, 14.08.2011)

Diesbezüglich sind aber keine eindeutigen kontrastiven Unterschiede zu erkennen. Bei der expliziten Wiederaufnahme durch Rekurrenz sieht es anders aus. Syntaktische Parallelismen wie in (8) oder (9) sind im deutschen Korpus weit aus häufiger zu finden als in den drei romanischen Sprachen.

- (8) iPhone Werbung - Wenn du kein iPhone hast, dann hast du kein iPhone
<N1>Wenn du kein iPhone hast, dann hast du 1000 euro mehr auf der bank!
narvi1834545 (...)
<N2>Wen du kein iPhone hast, dann hast du kein iPhone.
Yar, aber ein deutlich besseres Smartphone mit neuerer Hardware. Lukaskarp
<N3>Wenn du kein iPhone hast, hast du ein um generationen bessere Samsung Galaxy SII Where's the problem? Essotanke
(http://www.youtube.com/all_comments?v=HIbus3qrXKQ, 14.08.2011)
- (9) Anuncio IKEA España: No es más rico... Spot IKEA 2010
<N> Vende el rollo hippie, contestatario, antiglobi, anticonsumista. Vende un rollo que otros compran, un rollo contestatario y antimultinacionales... vende el rollo que hace mas rico, aún, al dueño de otra multinacional myfatfinger
(http://www.youtube.com/all_comments?v=kashRzhkSgs, 15.08.2011)

Das gilt auch für morphologische Rekurrenzen, d. h. das wiederholte Auftreten gleicher Wörter oder Phrasen im Diskurs. Darunter befinden sich viele „partielle Rekurrenzen“ (De Beaugrande/Dressler 1981: 51), in denen ein Wortbestandteil durch Derivation oder Komposition (oder andere Wortbildungsmittel) wiederaufgegriffen wird.

Ein Text beziehungsweise ein Gespräch kann auch durch semantische Referenzidentität wiederaufgenommen werden. Dieses Verfahren zur expliziten Wiederaufnahme ist semantischer Natur und besteht darin, eine semantische Relation zwischen dem Referenten und den bedeutungsähnlichen referierten Objekten herzustellen. Es wird in nahezu allen Threads beobachtet. Im Gegensatz zum Deutschen (und zum Französischen) werden im Spanischen und Portugiesischen vor allem Adjektive dafür verwendet. So verweisen im folgenden Beispiel mehrere synonyme Adjektive auf den kommentierten Werbespot (10). Dadurch wird die Online-Konversation kohärent strukturiert:

- (10) Anuncio Spot Mahou Mundial Sudáfrica 2010: Lo vamos a recordar toda la vida
 <N1> increíble [friendswithbenefit1](#)
 <N2> Buenísimoo !!! [pagliuska](#)
 <N3> Amazing! [82fran](#)
 <N4> Un anuncio precioso! [Noisz](#)
 (<http://www.youtube.com/watch?v=ogXTthilu-w>, 15.08.2011)

Die implizite Wiederaufnahme, bei der keine Referenzidentität zwischen dem wiederaufnehmenden und dem wiederaufgenommenen Ausdruck besteht und dementsprechend nicht auf ein konkretes, auf der grammatischen Oberflächenstruktur vorhandenes Element verwiesen wird (Brinker 1992: 34), kommt im romanischen Korpus deutlich häufiger vor. So wird in (11) eine logische inhaltlich-thematische Kontiguitätsrelation zwischen „melhor anuncio da Reunalt de sempre“ und „é sim senhor“ beobachtet:

- (11) Renault. Veículos eléctricos para todos.
 <N1> melhor anuncio da Reunalt de sempre :D [MR13RAZOR](#)
 <N2> @MR13RAZOR é sim senhor! a contrastar com o ultimo anuncio que acabei de publicar... Segundo ele, aqui neste anuncio andam uns quantos "automóveis velhos" [danielnogueira](#)
 (http://www.youtube.com/all_comments?v=k--Hg55wFqY, 15.08.2011)

Um einen unverfälschten Datenvergleich zu ermöglichen, könnte bei einer größer angelegten kontrastiven Untersuchung ein Häufigkeitsindex erstellt werden. Auf der Basis eines solchen Index sollte die Zahl der in den jeweiligen Korpora vorkommenden Äußerungseinheiten stehen. In diesem Sinne könnte man im Rahmen der hier vorgestellten Untersuchung beispielweise den Häufigkeitsindex (HI) deutscher und spanischer Wiederaufnahmemechanismen durch Rekurrenz errechnen. Der Index ergibt sich aus dem Quotienten der Anzahl der Okkurrenzen (Ok) und der Äußerungseinheiten (ÄE): $HI = Ok / \text{ÄE}$. Im Falle des Deutschen beträgt der Index 0,103, im Falle des spanischen Korpus 0,037. Dieser Wiederaufnahmemechanismus kommt also in den untersuchten deutschen Kommentargesprächen dreimal so häufig vor wie in den spanischen.

Verweisformen kommen sehr oft in YouTube-Gesprächen vor. Internetuser machen vor allem Gebrauch von der Personaldeixis. Auch Lokaldeiktika werden gerne verwendet. Temporaldeiktika scheinen bei spanischen und französischen Nutzern beliebter zu sein als bei deutschen und portugiesischen Usern. Die gewonnenen Erkenntnisse sind aber (noch) nicht schlüssig genug, um Aussagen über die Verwendung dieses kohärenzstiftenden Mittels auf YouTube treffen zu können.

Diskursmarker und Konnektoren sind grammatische Mittel der Gesprächsstrukturierung (Gülich/Mondada 2008: 94). Diskursmarker im engeren Sinne, die man nach Auer/Günthner (2005: 336) als „metapragmatische sprachliche Zeichen“ definieren kann, spielen eine wichtige Rolle bei der Strukturierung

schriftlicher Kommentargespräche. Das Deutsche hebt sich von den drei anderen Sprachen durch einen vermehrten Gebrauch von komplexen Gliederungssignalen wie *nicht zuletzt* oder *auf der einen Seite* ab. Sie können oft bei längeren deutschen Kommentaren beobachtet werden. Französische und spanische Nutzer scheinen einfache Gliederungssignale wie *bien*, *tu sais*, *puis*, *venga* oder *bueno* zu bevorzugen. Diesbezüglich ist bemerkenswert, dass französische Gliederungssignale relativ oft von einem metadiskursischen Strukturierungskommentar begleitet werden (12):

- (12) Pub Coca-Cola 2010
bon pour repondre a la question car je vois que faire une recherche sur internet c'est trop dur c'est "Sergueï Prokofiev" "Pierre et Le Loup, op. 67 : Thème de Pierre" voila votre question est resolu ;) [davee38](#)
(http://www.youtube.com/all_comments?v=HkcAyGJ8dP8, 17.08.2011)

Hörersignale, d. h. kurze sprachliche Äußerungen des Hörers/Schreibers, mit denen er unter anderem Zustimmung oder Ablehnung signalisiert (Brinker/Sager 2001: 59), kommen in allen untersuchten Online-Gesprächen vor (13):

- (13) VW Werbung „Das Auto“ II 2 - Volkswagen Commercial
<N> @RoyProductions89 ja, die haben wirklich sehr ähnliche stimmen. ich hab da mal ne seite mit hörproben der beiden gefunden und ich find so gut wie keinen unterschied [nivro](#)
(http://www.youtube.com/all_comments?v=1G-YTi1-gTQ, 17.08.2011)

Besonders relevant für die Werbekommunikation sind kommunikative Gesprächshandlungen. Nach Henne/Rehbock ist eine Gesprächshandlung „ein situativ und thematisch bestimmtes kooperatives Handlungsgefüge, das jeweils eine spezifische Station des Gesprächsverlaufs darstellt“ (Henne/Rehbock 2001: 167). Bei den untersuchten Kommentargesprächen sind vor allem appellative Handlungen zu beobachten. Informationen zum im Werbespot gepriesenen Produkt oder Dienstleistung sind in allen vier Teilkorpora selten zu finden. Die vorkommenden informativen Handlungen beziehen sich meistens auf den Werbespot und auf die im Spot verwendete Melodie. Die Teilhandlung hieße also „Lied oder Sänger angeben“ (14):

- (14) Anuncio Viajes El Corte Ingles
<N1> alguien sabe que cancion es la que se oye en el anuncio? suena a coldplay pero no es [drc18](#)
<N2> Es una versión de Talk como bien tú dices de Coldplay [xavibass](#)
(http://www.youtube.com/all_comments?v=hfjLHRiVGy0, 20.08.2011)

Die meisten Äußerungen und Gesprächsschritte haben eine klare persuasive Intention und damit Appellcharakter. Hier ragen fünf Gesprächshandlungen hervor: „Produktvorteile aufzählen“, „Produkt Nachteile aufzählen“, „Vergleich mit ähnlichen Produkten anstellen“, „an überindividuelle Werte appellieren“

und „Werbepspot kommentieren“. Bei der Aufzählung der Produktvorteile überwiegen bei romanischen Nutzern die Teilhandlungen „positive Produkteigenschaften herausstellen“ und „geistige Produktvorteile anführen“, wie man in den folgenden Kommentaren feststellen kann (15):

- (15) TAP Portugal
<N1> na minha familia já é tradição ser funcionário na tap.O meu avô, o meu pai, o meu primo, eu...tenho um grande orgulho nesta empresa! Cmdtsantosalmeida
<N2> Adoro a tap... Famouser
(http://www.youtube.com/all_comments?v=HrpZWjNAvx0, 20.08.2011)

Deutsche User verweisen dagegen selten auf die positiven Eigenschaften eines Produkts. Wenn sie das Kaufverhalten anderer Nutzer beeinflussen möchten, dann bevorzugen sie die Gesprächshandlungen „an überindividuelle Werte appellieren“ und „Vergleich mit ähnlichen Produkten anstellen“ (16):

- (16) VW Werbung „Das Auto“ II 2 - Volkswagen Commercial
<N> will dich ja net beleidigen,aber du bist auch nur son kommerzopfer.wer einen auf dicke hose macht,hat meist nichts drin, oder?die werbung ist total prollig und verlogen.keine der erwähnten innovationen ist von vw,sondern franzen,mercedes,bmw und dsg ausm rennsport der 80er(pkd)
vw ist reines image.eben ein produkt für mesnchen,die angst haben eigene wege zu gehen und ihr leben nach der glotze richten. ...ja und es ist vorallem einer der führenden ausbeuterbetriebe unseres volkes Wilson84KS
(http://www.youtube.com/all_comments?v=1G-YTi1-gTQ, 21.08. 2011)

Produktnachteile werden in allen Sprachen gerne aufgezählt. Im Unterschied zu spanischen und portugiesischen Nutzern bedienen sich Deutsche und Franzosen häufig der Ironie, um Kritik am Produkt und an der Firma zu üben, wie beispielweise in (17):

- (17) McDonalds Werbung - Danke ! 40 Jahre McD – 2011
<N1> Danke für 40 Jahre Gentechnik.
TheNrwskyrock vor 2 Monaten
<N2> Danke für 40 Jahre Volksverblödung, Müllberge und Massentierhaltung :)
blacktuna
(http://www.youtube.com/all_comments?v=gNxCSwo3drU, 22.08. 2011)

Appellcharakter hat auch die Gesprächshandlung „Werbepspot kommentieren“. Sie kann positiv oder negativ auffallen. Diesbezüglich ist es bemerkenswert, dass deutsche Internetuser Werbespots länger und eingehender besprechen als etwa spanische oder französische Nutzer.

3.3. Die Mikroebene

Im Falle der getippten Gespräche kommen nur zwei der von Henne/Rehbock (2001: 14) für eine Analyse der Mikroebene vorgeschlagenen Kategorien in Frage, nämlich die lexikalische und die syntaktische Struktur der Kommentare.

Auf lexikalischer Ebene müsste man die in den Kommentaren vorkommenden publizistischen Fachwörter, Kurzwörter sowie Fremdwörter und Neologismen ermitteln. Publizistische Ausdrücke, d. h. für Werbeziele verwendete sprachliche Verstärkungselemente (Sánchez Prieto 2011: 110), werden auch beim Kommentieren von Werbung benutzt. Deutsche und französische Kommentare auf YouTube bedienen sich dabei vor allem lexikalischer Mittel der semantischen Aufwertung, also Hochwertwörter im Sinne Römers (1968: 99). Im publizistischen Fachwortschatz spanischer und portugiesischer User überwiegen dagegen Steigerungsformen. Kurzwörter scheinen ebenfalls bei deutschen und französischen Usern beliebter zu sein als bei spanischen und portugiesischen Nutzern. Fremdwörter bestimmen die lexikalische Beschaffenheit der meisten deutschen Threads. Ohne Prozentsätze und Häufigkeitsindizes angeben zu können, kann trotzdem festgehalten werden, dass das Vorkommen unangepasster oder assimilierter Anglizismen bei deutschen Kommentaren außerordentlich hoch ist. Manchmal findet man sogar gänzlich in englischer Sprache verfasste Phrasen oder Sätze wie in (18).

- (18) iPhone Werbung – Wenn du kein iPhone hast, dann hast du kein iPhone
<N> Wenn du kein iPhone hast, hast du ein um generationen bessere Samsung Galaxy SII Where’s the problem? [essotanke](http://www.youtube.com/all_comments?v=Hlbus3qrXKQ)
(http://www.youtube.com/all_comments?v=Hlbus3qrXKQ, 23.08.2011)

In den zwei iberoromanischen Sprachen sind auch häufig Anglizismen aus dem Entlehnungsbereich der Computerfachsprache zu beobachten. Ansonsten benutzen Spanier und Portugiesen eher eigene Wortschöpfungen und Lehnprägungen als Lehnwörter. In französischen Kommentaren sind Anglizismen keine Seltenheit. Sie dürften auf jeden Fall häufiger in französischen als in spanischen oder portugiesischen Kommentaren zu lesen sein. Diese vorläufigen Befunde sind konsistent mit den wenigen multilingualen, korpusbasierten Untersuchungen zum Anglizismusgebrauch in den europäischen Sprachen (Janoschka 2008: 91).

Aus morphologischer und morphosyntaktischer Sicht beobachtet man keine großen Unterschiede: In allen untersuchten Kommentaren dominiert das Präsens Indikativ Aktiv. Auch Imperativformen sind reichlich vorhanden. Nebensätze werden selten verwendet. Divergenzen kann man eigentlich nur bei der Anrede feststellen: Während spanische Nutzer sich mehrheitlich duzen, ziehen französische und portugiesische User das Siezen vor. In deutschen Kommenta-

ren findet man mehr Höflichkeitsformen als in spanischen, aber deutlich weniger als in französischen oder in portugiesischen Kommentargesprächen.

4. Ausblick

In diesem Beitrag wurden die zur dialogischen Textsorte „virtuell spontanes Gespräch“ gehörenden Kommentare auf Video-Sharing-Plattformen aus kontrastiv-diskursiver Sicht beschrieben. Es wurde ebenfalls eine für diese sich neu bildende Diskurstradition konzipierte Analysemethodik dargestellt. Anhand eines kleinen deutsch-romanischen Beispielkorpus konnten erste kontrastive Befunde gewonnen werden, die allerdings nur auf verschiedene diskursive und textuelle Gebrauchsunterschiede hindeuten. Die vor uns liegende Aufgabe besteht nunmehr darin, die Analysemethodik weiter zu verfeinern und mit Hilfe eines aussagekräftigen Korpus herauszufinden, wie deutsche und romanische Internetuser Werbespots sprachlich kommentieren.

Bibliographie

- Adamzik, Kerstin (2010): *Sprache: Wege zum Verstehen*. – Tübingen: Francke.
- Auer, Peter/Günthner, Susanne (2005): Die Entstehung von Diskursmarkern im Deutschen – ein Fall von Grammatikalisierung? – In: Torsten Leuschner u. a. (Hg.): *Grammatikalisierung im Deutschen*, 335-362. Berlin/New York: De Gruyter.
- Becker-Mrotzek, Michael (1994): Diskursforschung in der alten BRD. – In: Konrad Ehlich (Hg.): *Diskursanalyse in Europa*, 87-105. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Beißwenger, Michael (2010): Chattern unter die Finger geschaut: Formulieren und Revidieren bei der schriftlichen Verbalisierung in synchroner internetbasierter Kommunikation. – In: Ágel Vilmos (Hg.): *Nähe und Distanz im Kontext variationslinguistischer Forschung*, 247-294. Berlin/New York: De Gruyter.
- Bierwisch, Manfred (1965): Poetik und Linguistik. – In: Helmut Kreuzer, Rul Gunzenhäuser (Hg.): *Mathematik und Dichtung*, 49-66. München: Nymphenburger.
- Brinker, Klaus/Sager, Sven (2001): *Linguistische Gesprächsanalyse*. – Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Brown, Gillian/Yule, George (1983): *Discourse Analysis*. – Cambridge: Cambridge University Press.
- Ceyp, Michael/Scupin, Juhn-Petter (2011): Social Media Marketing – ein neues Marketing-Paradigma? – In: *Dialogmarketing Perspektiven 2010/2011*, 9-20.
- De Beaugrande, Robert-Alain/Dressler, Wolfgang (1981): *Einführung in die Textlinguistik*. – Tübingen: Niemeyer.
- Deppermann, Arnulf (2007): *Grammatik und Semantik aus gesprächsanalytischer Sicht*. – Berlin: De Gruyter.
- Dürscheid, Christa (2006): *Einführung in die Schriftlinguistik*. – Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

- Eckkrammer, Eva Martha (2001): Textsortenkonventionen im Medienwechsel. – In: Peter Handler (Hg.): *E-Text: Strategien und Kompetenzen: elektronische Kommunikation in Wissenschaft, Bildung und Beruf*, 45-66. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Fraas, Claudia/Pentzold, Christian (2008): Online-Diskurse – Theoretische Prämissen, methodische Anforderungen und analytische Befunde. – In: Ingo Warnke, Jürgen Spitzmüller (Hg.): *Methoden der Diskurslinguistik*, 291-326. Berlin/New York: De Gruyter.
- Gesellschaft für Angewandte Linguistik (2001): *Zeitschrift für Angewandte Linguistik* 54. – Berlin/New York: De Gruyter.
- Gülich, Elisabeth/Mondada, Lorenza (2008): *Konversationsanalyse. Eine Einführung am Beispiel des Französischen*. – Tübingen: Niemeyer.
- Helmke, Stefan/Uebel, Matthias/Dangelmeier, Wilhelm (2008): *Effektives Customer Relationship Management: Instrumente, Einführungskonzepte, Organisation*. – Wiesbaden: Gabler.
- Henne, Helmut/Rehbock, Helmut (2001): *Einführung in die Gesprächsanalyse*. – Berlin/New York: De Gruyter.
- Janich, Nina (2010): *Werbesprache. Ein Arbeitsbuch*. – Tübingen: Narr.
- Janoschka, Anja (2008): She's Cool and Sexy: Global Brand Communication in Cross-Cultural European Print Advertising. – In: Gudrun Held, Sylvia Bendel (Hg.): *Werbung – grenzenlos. Multimediale Werbetexte im interkulturellen Vergleich*, 77-94. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (2007): Schriftlichkeit und kommunikative Distanz. – In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 35, 346-375.
- Muther, Andreas (1998): *Electronic Customer Care. IT in der Anbieter-Kunden-Beziehung*. – Dissertation, Universität St. Gallen.
- Rehm, Georg (2007): *Hypertextsorten. Definition – Struktur – Klassifikation*. – Norderstedt: Books on Demand.
- Römer, Ruth (1968): *Die Sprache der Anzeigenwerbung*. – Düsseldorf: Schwann.
- Sánchez Prieto, Raúl (2009): Grammatik und Wirtschaft: Die kontrastive Hypertextgrammatik. – In: *Aussiger Beiträge* 3, 69-80.
- Sánchez Prieto, Raúl (2011): *Unternehmenswebseiten kontrastiv*. – Tübingen: Narr.
- Schütte, Daniela (2004): *Homepages im World Wide Web. Eine interlinguale Untersuchung zur Textualität in einem globalen Medium*. – Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Spieß, Constanze (2008): Linguistische Diskursanalyse als Mehrebenenanalyse. – In: Ingo Warnke, Jürgen Spitzmüller (Hg.): *Methoden der Diskurslinguistik*, 237-260. Berlin/New York: De Gruyter.
- Storrer, Angelika (2001): Getippte Gespräche oder dialogische Texte? Zur kommunikationstheoretischen Einordnung der Chat-Kommunikation. – In: Andrea Lehr, Matthias Kammerer u. a. (Hg.): *Sprache im Alltag. Beiträge zu neuen Perspektiven in der Linguistik*, 439-468. Berlin/New York: De Gruyter.
- Stöckl, Helmut (2011): Multimodale Werbekommunikation – Theorie und Praxis. – In: *Zeitschrift für Angewandte Linguistik* 54, 5-32.

3. Literaturwissenschaftliche und philologische Fallstudien

Klaus W. Hempfer

Konvergenzen und Divergenzen disziplinärer Begriffsbildungen: linguistische ‚Diskurstraditionen‘ und literaturwissenschaftliche ‚Gattungen‘

Es war einmal eine Zeit, da fungierte die Sprachwissenschaft als Leitdisziplin, die als strukturelle Linguistik methodisch-begrifflicher Bezugspunkt für eine Mehrzahl geisteswissenschaftlicher Disziplinen wurde, auch wenn hieraus abgeleitete transdisziplinäre Strukturalismen in den unterschiedlichen Disziplinen und zum Teil in ein und derselben Disziplin höchst unterschiedliche Ausprägungen erfuhren.¹ Ganz selbstverständlich war zu jener Zeit auch eine wechselseitige Kenntnisnahme von Literatur- und Sprachwissenschaft, was sicherlich dadurch erleichtert wurde, dass Kollegen wie Harald Weinrich oder Wolf-Dieter Stempel die beiden philologischen Teildisziplinen in ihrer Arbeit, wenngleich mit unterschiedlicher Akzentsetzung, zu verbinden wussten. Mit dem verstärkten Aufkommen formaler Grammatikmodelle in der Sprachwissenschaft und der Ausweitung der Literaturwissenschaft zu einer allumfassenden ‚Kulturwissenschaft‘, der alles wichtiger wurde als die Sprachreflexion – *gender* war angesagt, nicht *genre* –, kam es zu einer zunehmenden ‚Entfremdung‘, die in letzter Zeit wiederum zunehmend bedauert und etwa durch gemeinsame Kolloquien von Sprach- und Literaturwissenschaftlern zu beheben versucht wird.²

Trotz meiner Einleitungsformel will ich nun freilich kein Märchen erzählen, sondern in der Folge knapp einen Teilbereich skizzieren, wo ganz offenkundige Überlappungen zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft existieren, die geradezu nach einer gemeinsamen Theoretisierung verlangen.

¹ Zu einem frühen Überblick über die transdisziplinäre ‚Chaotisierung‘ des (linguistischen) Strukturalismus vgl. Schiwy 1969, zu einer aktuellen Bestandsaufnahme Müller/Lepper/Gardt (Hg.) 2010 und speziell zur Literaturwissenschaft Titzmann 2010.

² Vgl. etwa Fludernik/Jacob (Hg.) 2014. Der Band vereinigt Beiträge eines gemeinsamen Kolloquiums von Linguisten und Literaturwissenschaftlern am Frias im Jahr 2009.

1. Das Generizitätspostulat

Die literaturwissenschaftliche Gattungstheorie wie die sprachwissenschaftliche Diskurstraditionenforschung basieren auf einer Grundhypothese, nämlich der generellen Generizität aller Äußerungen, die Wolf-Dieter Stempel bereits Anfang der siebziger Jahre explizit formulierte:

Die Entwicklung verschiedener Einzelwissenschaften hat [...] die Voraussetzung zur Erkenntnis geschaffen, daß es keine Rede ohne Rückführbarkeit auf generelle Muster gibt [...]. Es gibt keine Rede, die nicht generisch ist, und dieser Bestimmung vermag sich die Rede auch im metasprachlichen Bereich nicht zu entziehen. (Stempel 1972: 175)

Dieses Generizitätspostulat ist eine selbstverständliche Voraussetzung der poetologisch-rhetorischen Tradition seit Aristoteles, weil man Texte nur unterschiedlichen Gruppen zuordnen kann, wenn als Gemeinsamkeit der Differenz die grundsätzliche Generizität von Texten angenommen wird. In der Sprachwissenschaft wurde durch Text- und Pragmalinguistik der Satz als oberste Einheit des sprachwissenschaftlichen Interesses aufgegeben, wobei zunächst allerdings doch eher nach dem gefragt wurde, was ‚Texte‘ denn zu ‚Texten‘ macht, und weniger nach der prinzipiellen Unterschiedlichkeit von Texten und Diskursen. Es war dann insbesondere die ‚Freiburger Schule‘ mit ihrem Begriff der Diskurs- beziehungsweise Texttradition, die das Generizitätspostulat ins Zentrum sprachwissenschaftlicher Untersuchungen rückte (vgl. etwa Koch 1997). Wenn man jedoch von Diskurs- beziehungsweise Texttraditionen spricht – und nicht etwa von Diskurs- beziehungsweise Texttypen –, impliziert man notwendig eine Diachronie und damit die Frage nach der Historizität und/oder Transhistorizität beziehungsweise Universalität – was nicht identisch ist – von Diskurstraditionen. Dabei kann ein Blick auf die literaturwissenschaftliche Gattungstheorie zeigen, dass aus dem mehr oder weniger selbstverständlich akzeptierten Generizitätspostulat keineswegs notwendig ein generelles Historizitätspostulat abgeleitet werden kann (so Wilhelm 2001: insbes. 472), vielmehr kommt es darauf an, was man denn unter ‚Gattungen‘ oder ‚Diskurstraditionen‘ versteht, oder etwas präziser formuliert: welche Extension man den Begriffen ‚Gattung‘ und ‚Diskurstradition‘ zuordnet und mit welchem Begriffstyp (Klassen, Relationen, Typen, Prototypen u. a.) man die Intension des Begriffs bestimmt.

2. Generische Allgemeinheitsgrade und Begriffstypen in der Literaturwissenschaft

In den siebziger und achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts tobte ein heftiger Streit zwischen eher hermeneutisch-rezeptionsästhetisch und eher analytisch-strukturalistisch ausgerichteten Literaturwissenschaftlern um die Frage, ob sich ‚Gattungen‘ nur historisch oder auch transhistorisch bestimmen lassen. Der Streit basierte neben grundsätzlich erkenntnistheoretischen Unterschieden auf einer Reihe von Prämissen, die von der Nichtscheidung von Objekt- und Beschreibungsebene über die jeweils präsupponierte Extension von ‚Gattung‘ bis zu den Modellen der Vermittlung unterschiedlicher Abstraktionsebenen reichen.³

Ich möchte im Folgenden knapp skizzieren, was man unter den Begriff ‚Gattung‘ in der Literaturwissenschaft alles subsumiert und welche Begriffstypen die unterschiedlichen Textgruppenbildungen jeweils voraussetzen.⁴

Als metatheoretischer Term dient ‚Gattung‘ in Ausdrücken wie ‚Gattungstheorie‘, ‚generische Allgemeinheitsgrade‘ usw. als Oberbegriff für die unterschiedlichen Typen von Textgruppenbildungen. Als theoretischer Term fungiert ‚Gattung‘ neben jeweils spezifischen Termini zur Bezeichnung folgender Textgruppenbildungen, die sich sowohl hinsichtlich ihres Allgemeinheitsgrades wie hinsichtlich des vorausgesetzten beziehungsweise explizit zugrunde gelegten Begriffstyps unterscheiden:

1. Die Sammelbegriffe Epik/Narrativik, Dramatik, Lyrik und/oder andere Klassenbildungen wie ‚Gebrauchsliteratur‘, Zweckformen usw. Dabei handelt es sich um Grobklassifizierungen, die Zuordnungen von Texten nach mehr oder weniger isolierten Einzelementen vornehmen und im Wesentlichen dem abkürzenden Sprechen dienen. Die Sammelbegriffe sind zwar Klassenbegriffe, konstituieren aber keine wirklich disjunkten Klassen, da etwa der Lyrik zugeordnete Texte beziehungsweise Textgruppen wie die Ballade auch erzählend sein können.
2. Ein offenes Repertoire transhistorischer Invarianten wie das Narrative, das Dramatische, das Satirische, das Komische usw., die als strukturelle Konstrukte Phänomene einer transphrastischen kommunikativen Kompetenz abzubilden suchen, deren jeweils kulturell gebundener oder transkultureller Charakter nicht apriorisch postuliert, sondern nur kulturvergleichend ermit-

³ Vgl. hierzu bereits Hempfer 1973; knappe Zusammenfassung der Streitpunkte in Hempfer 2010a.

⁴ Ausdifferenzierung nach Hempfer 2010a: 15f., nähere Begründung für die Notwendigkeit einer Ausdifferenzierung in Hempfer 1973: 14-25.

telt werden kann. Dass zumindest ‚Erzählen‘ eine solch kommunikative ‚Universalie‘ darstellt, scheint in der aktuellen Narrativitätsforschung unumstritten.

3. Historische Textgruppenbildungen wie Verssatire, Fabel, Ode, Tragödie usw., die als ge- und bewusste Normen die Produktion und Rezeption von Texten bestimmen.
4. Untergruppen von (3) als typologische und/oder historische Spezifizierungen historischer Gattungen wie Briefroman, anakreontische Ode, bürgerliches Trauerspiel usw.

Dass sich historische Textgruppenbildungen nur historisch bestimmen lassen, ist trivial; das darüber hinausgehende Postulat, generische Strukturen generell als ausschließlich historisch bestimmbar aufzufassen, hat sich im literaturwissenschaftlichen Diskurs als performativer Widerspruch erwiesen, da zugleich beständig auf Kategorien wie das Erzählen, das Komische, das Tragische usw. rekuriert wird. Der aktuelle Forschungsstand ist dadurch charakterisiert, dass es nicht mehr um ein Entweder-oder, sondern um ein Sowohl-als-auch geht, wobei die Frage, wie transhistorische Invarianten und historische Variablen in einem konsistenten Modell zu vermitteln sind, nach wie vor umstritten beziehungsweise schlicht ungeklärt ist.⁵

Entscheidend ist nun, dass die Unterscheidung verschiedener Allgemeingrade nicht mit einer Klassenhierarchie, einer Taxonomie im traditionellen Sinne zu verwechseln ist, wie dies gängig geschieht (etwa bei Genette 1979: 78f.), weil sich ‚Gattungen‘ sinnvoll gar nicht als ‚Klassen‘ im logischen Sinne rekonstruieren lassen. Wie neuere Einsichten der Kognitionspsychologie und der kognitiven Linguistik gezeigt haben, basiert unsere Begriffs- und Kategorienbildung nicht einfach auf disjunkten Klassen – diese gibt es natürlich auch –, sondern ist vielfach prototypischer Natur, d. h. erlaubt sowohl die Zuordnung eines Exemplars zu einer Kategorie A und nicht zu einer Kategorie B als auch die Skalierung dieser Zuordnung (‚Schrank‘ ist ein prototypischeres ‚Möbel‘ als ‚Telefon‘).⁶ Auf dieser theoretischen Grundlage wurde in Hempfer (2010) vorgeschlagen, die transhistorischen Invarianten als Prototypen zu begreifen, während sich für die historischen Gattungen der Wittgensteinsche Begriff der ‚Familienähnlichkeit‘ anbietet, der für die diachrone Identität der Gattung im Unterschied zum Klassenbegriff nicht die Rekurrenz zumindest eines identischen Merkmals in allen Exemplaren der Gattung voraussetzt, sondern diese über historisch unterschiedliche Merkmalsbündel beschreibt, die jedoch zueinander in einer Ähnlichkeitsrelation stehen, sodass es stets zu partiellen

⁵ Zusammenfassende Skizze in Hempfer 2010a: 16f.

⁶ Zur Prototypentheorie und deren Übertragung in die Linguistik vgl. Taylor ³2003.

‚Überlappungen‘ historisch unterschiedlicher Manifestationsformen der Gattung kommt.

Ich will hier nicht näher auf die an anderer Stelle skizzierte Relationierung von prototypisch definierten Schreibweisen und über Familienähnlichkeiten bestimmten historischen Gattungen eingehen (vgl. Hempfer 2010 und 2010a), mir geht es nur darum anzudeuten, dass die aktuelle literaturwissenschaftliche Theoriebildung sowohl das Problem generischer Allgemeinheitsgrade als auch die Frage, welcher Begriffstyp den unterschiedlichen generischen Allgemeinheitsgraden zugeordnet wird, eingehend diskutiert.⁷ Zu klären ist damit die Frage, wie sich die sprachwissenschaftliche Theorie der Diskurstraditionen zu dem aufgefächerten literaturwissenschaftlichen Gattungskonzept verhält.

3. Der Begriff ‚Diskurstradition‘

Der linguistische Diskurstraditionenbegriff scheint auf den ersten Blick ähnlich polysem und theoretisch amorph zu sein wie der literaturwissenschaftliche Gattungsbegriff und darüber hinaus mit letzterem zumindest partiell synonym. Eingeführt wurde der Begriff bekanntlich von Wulf Oesterreicher und Peter Koch als Erweiterung von Coserius Drei-Ebenen-Modell der Sprache, indem auf der historischen Ebene neben der Einzelsprache und deren Sprachnormen und Sprachregeln die Diskurstradition mit ihren Diskursnormen und Diskursregeln eingefügt werden (Koch 1997: 45f.). Der grundlegende Unterschied zwischen den beiden Teilebenen beruht darauf, dass es sich bei den Diskurstraditionen um einzelsprachenübergreifende Normen und Regeln handelt:

[...] unter einzelsprachlichem Aspekt beschäftigen wir uns mit historischen Sprachen und ihren Varietäten wie z. B. Deutsch, Englisch, Französisch, Russisch, Moselfränkisch, Cockney, Argot usw.; unter diskurstraditionellem Aspekt beschäftigen wir uns mit Textsorten, Gattungen, Stilen, rhetorischen Genera, Gesprächsformen, Sprechakten usw. wie z. B. Beipackzettel, Sonett, Manierismus, Prunkrede, Talkshow, Lehnseid usw. (Koch 1997: 45)

Eine solch extensive Extension von ‚Diskurstradition‘ hilft der Literaturwissenschaft natürlich nicht aus ihrem Begriffschaos, unterscheidet sie doch zumindest grundsätzlich etwa zwischen Gattung, Stil, Epoche, Sprechakten, *genera elocutionis* usw. Um für die Notwendigkeit solcher grundsätzlicher Unterscheidungen nur ein Beispiel anzuführen: In der Literaturwissenschaft spricht man im Anschluss an die rhetorisch-poetologische Tradition seit der Antike von

⁷ Zu einem Überblick über den aktuellen Stand der literaturwissenschaftlichen Gattungstheorie vgl. Zymner (Hg.) 2010.

Gattungsstilen, d. h. bestimmten Gattungen werden in der Regelpoetik bestimmte Stillagen zugeordnet, die ihrerseits durch eine spezifische Syntax, Lexik, Figürlichkeit u. a. charakterisiert sind und die notwendige, aber keine hinreichenden Bedingungen für die Konstitution von Gattungen sind (so ist etwa der hohe Stil zugleich konstitutiv für Tragödie und Epos, aber eben nicht distinktiv⁸). Begreift man ‚Stil‘ und ‚Gattungen‘ gleichermaßen als Diskurstraditionen, wäre ein ‚Gattungsstil‘ eine ‚Diskurstraditionsdiskurstradition‘. Damit ein Konzept wie ‚Gattungsstil‘ nicht pleonastisch ist, muss zwischen ‚Gattung‘ und ‚Stil‘ ein essentieller Unterschied bestehen: Gattungen differenzieren Textgruppen unterschiedlicher Abstraktionsebene, Stile sind textgruppenübergreifende transphrastische Formationen (so auch Koch 1997: 51f.), die je nach ihrer näheren Spezifizierung als Personalstil, Epochenstil, Gattungsstil usw. anderes zusammenfassen als generische Textgruppenbildungen. Auch wenn in der Regelpoetik bestimmten Gattungen bestimmte Stilarten zugeordnet werden, ist das rhetorische – und nicht poetologische – Modell der drei Stillagen gattungsübergreifend und damit ein gänzlich anderes ‚Ordnungssystem‘. Historisch ist die Situation wesentlich komplexer, als ich sie hier einfangen kann. So entwickeln etwa die französische Lexikographie, Rhetorik und Poetologie des 17. und 18. Jahrhunderts ein höchst differenziertes diaphasisches Modell, das ich aus keiner anderen mir bekannten Nationalsprache/-literatur kenne (vgl. François 1932), das in seiner spezifischen Ausprägung also gerade einzelsprachlich ist. In der Regel nicht übereinzelsprachlich sind natürlich auch Personalstile, und diese werden gerade nicht von „Gruppen“ getragen, woran Koch die Diskurstraditionen im Unterschied zu den Sprachgemeinschaften bindet.

Koch ist sich der skizzierten Problematik durchaus bewusst, wenn er ‚Stil‘ als Diskurstradition von ‚Stil‘ als Begriff einer einzelsprachlichen Varietätenlinguistik im Sinne von ‚Register‘ unterscheidet (Koch 1997: 51f.). Begriffe wie ‚Personalstil‘ als einzelsprachliche Regularitäten auf der Ebene der *parole* (eines je individuellen Sprechens) und ‚Epochenstil‘ als Einzelsprachen und Gattungen übergreifendes Phänomen lassen sich jedoch aus je unterschiedlichen Gründen schwerlich mit dem varietätenlinguistischen Konzept des ‚Registers‘ verbinden. Bleiben die *genera elocutionis*, die aber gerade, wie Koch auch zu Recht feststellt, keine ‚Gattungen‘ *qua* Textgruppenbildungen sind (Koch 1997: 52), sondern Stillagen, die im Geltungsbereich der rhetorisch-poetologischen Tradition einzelsprachenübergreifende Differenzierungskriterien für Gattungen

⁸ Die tatsächlichen historischen Gegebenheiten sind etwas komplexer, insofern die Regelpoetik zumindest teilweise zwischen dem dem Epos angemessenen ‚hohen‘ Stil und dem ‚hohen‘ Stil der Tragödie zu unterscheiden versucht. Zur Differenzierung und gleichzeitigen systematischen Aufeinanderbezogenheit von ‚Gattung‘ und ‚Stil‘ am Ende der Regelpoetik vgl. Hempfer 1972, insbesondere 41-44.

sind, in den jeweiligen Einzelsprachen aber spezifische Register ausbilden, also gerade ‚Stil‘ als ‚Diskurstradition‘ und ‚Stil‘ als Register im Sinne Kochs verbinden.

Einen eingeschränkteren Begriffsumfang von ‚Diskurstraditionen‘ scheint Wilhelm 2001 anzusetzen. Er unterscheidet drei „Komplexitätsgrade [...]“: die Diskursuniversen, die Text- oder Diskursgattungen und die Formeln“ (Wilhelm 2001: 468). Die Diskursuniversen bilden dabei „gleichsam Klassen von Text- oder Diskursgattungen“ wie Literatur, Wissenschaft, Religion, Alltag, während es sich bei „den Gattungen [...] um Diskurstraditionen eines mittleren Komplexitätsgrades“ handele (Wilhelm 2001: 468), und unter Formeln begreift er „textgliedernde Versatzstücke [...], die eine übereinzelsprachliche Verbreitung besitzen“ (Wilhelm 2001: 469). Ich würde zu bedenken geben, dass sich ‚Diskursuniversen‘ im Sinne Wilhelms wie der religiöse Diskurs schwerlich als ‚Klassen‘ bestimmen lassen und dass der Unterschied zwischen ‚Diskursuniversen‘ und ‚Formeln‘ so groß ist, dass sie gleichfalls schwerlich unter ein und denselben Begriff subsumiert werden können: Die ‚Diskursuniversen‘ sind offenkundig gattungsübergreifende Konzepte und nähern sich einem Verständnis von ‚Diskurs‘, wie es sich in mehr oder weniger kritischem Anschluss an Foucault in der Literaturwissenschaft und einer Mehrzahl anderer Disziplinen entwickelt hat (vgl. etwa Fohrmann 1997, Titzmann 1989 und Mahler 2010), während Formeln als „Versatzstücke“ weitgehend dem entsprechen, was Curtius als *Topoi* bezeichnet, die Gattungen signalisieren, aber nicht konstituieren können, was ich mit der ironischen Verwendung des Märcheneingangs zeigen wollte: Ein wissenschaftlicher Vortrag wird nicht dadurch zu einem Märchen, dass er die Exordialtopik dieser Gattung verwendet. Wenn jedoch Diskurstraditionen *qua* ‚Diskursuniversen‘ und Diskurstraditionen *qua* ‚Formeln‘ gattungsübergreifend sind beziehungsweise sein können, können Diskurstraditionen nicht gleichzeitig ‚Gattungen‘ – welcher Abstraktionsebene auch immer – sein, da ‚Gattungen‘ ja gerade Textgruppendifferenzierungen darstellen.

Um nicht missverstanden zu werden: Ich finde es zentral wichtig, dass sich die Sprachwissenschaft die Frage nach transphrastischen Bedingungen sprachlicher Kommunikation stellt und dabei auch und gerade Manifestationsformen von Texten berücksichtigt, die die Literaturwissenschaft als Wissenschaft von dem, was im jeweiligen synchronen Diskursuniversum als ‚Literatur‘ beziehungsweise ‚Dichtung‘ verstanden wird, naheliegenderweise nicht als ihren primären Untersuchungsgegenstand betrachtet.

Worauf ich hinaus will, ist zweierlei, zum einen dass ‚Diskurstraditionen‘ ein *conchetto ombrello* im Eco’schen Sinne sind, ein Begriff, der ähnlich wie der literaturwissenschaftliche Gattungsbegriff ausdifferenziert werden muss, um in seinen einzelnen Komponenten angemessen theoretisierbar zu werden, und zum anderen dass sich transphrastische Regularitäten unterschiedlichen Abs-

traktions- und Historizitätsgrades im Rahmen des Coseriu'schen Ebenenmodells, auch wenn man dieses erweitert, nicht adäquat theoretisieren lassen.⁹ Systematisch würde ich ‚Diskurstraditionen‘ der pragmatischen Komponente kommunikativer Kompetenz zuordnen, wobei zwischen transhistorischen Invarianten, die gegebenenfalls den Status von Universalien haben können, wie z. B. dem Erzählen, und historischen Variablen wie etwa Gattungen und Stilen unterschieden wird. Der Begriff ‚Diskurstradition‘ sollte dabei nicht einfach den Begriff ‚Gattung‘ oder ‚Schreibweise‘ doppeln, sondern auf gattungs- und/oder schreibweisenübergreifende transphrastische Regularitäten abheben, wie sie einem in kritischem Anschluss an Foucault entwickelten Diskursverständnis zugrunde liegen. So definiert etwa Titzmann ‚Diskurs‘ als „ein System des Denkens und Argumentierens, das von einer Textmenge abstrahiert ist“ und das durch drei Bedingungen näher bestimmt wird, nämlich durch 1. „einen gemeinsamen Redegegenstand“, 2. „Regularitäten der Rede über diesen Gegenstand“ und 3. „seine Relationen zu anderen Diskursen“ (Titzmann 1989: 51ff.). Was Titzmann hier eigentlich definiert, ist, präzise formuliert, der Begriff ‚Diskurstyp‘, da es nicht um die Unterscheidung einzelner Diskurse, sondern um die Unterscheidung von Typen von Diskursen geht. Im Unterschied zu ‚Diskurs‘, verstanden als Diskurstyp, wären ‚Diskurstraditionen‘ dann diachrone Filiationen und Transformationen *transgenerischer* Regularitäten, die Begriffsbildungen wie ‚erotischer‘, ‚theologischer‘, ‚wissenschaftlicher‘, ‚religiöser‘, ‚naturphilosophischer‘ usw. Diskurs zugrunde liegen.

Ein solches Verständnis von ‚Diskurstradition‘ scheint mir letztendlich den prototypischen Kern dieses Begriffs auszumachen, wie ihn die ‚Freiburger Schule‘ verwendet. Wenn man bei der Erforschung solchermaßen verstandener

⁹ Peter Koch hat in der Diskussion gegen diese Auffassung Einspruch erhoben. Ich glaube gleichwohl, dass ein Modell der Sprachbeschreibung, wie es in Logik, Sprachphilosophie oder Semiotik gängig ist und das nach Syntax bzw. Syntaktik, Semantik (extensional und intensional) sowie Pragmatik unterscheidet und auf jeder dieser Ebenen die Differenzierung von ‚System‘ (*type*) und ‚Aktualisierung‘ (*token*) bzw. von Kompetenz und Performanz vornimmt, besser geeignet scheint, insbesondere pragmatische Phänomene wie Diskurstraditionen systematisch zu verorten. Ich habe bereits vor geraumer Zeit zu begründen versucht, warum die linguistische Pragmatik nicht als „eine Linguistik der ‚parole‘ im besten Sinne“ (Schlieben-Lange 1975: 20) begriffen werden kann, da es sich auch bei der Untersuchung von (Typen von) Sprechsituationen, Sprechakten, indexikalischen Ausdrücken usw. nicht um Phänomene des je aktuellen Sprachgebrauchs handelt, sondern um Erscheinungen, die generelleren Regeln, Mustern, Normen, Konventionen (oder wie immer man präzisieren will) gehorchen und somit im Kontext eines kommunikativ erweiterten und historisierten Kompetenzbegriffs zu theoretisieren sind (vgl. Hempfer 1977). Nur beiläufig sei hier erwähnt, dass der zitierte Aufsatz in der Druckfassung nicht nur durch das Fehlen logischer Zeichen entstellt ist, sondern dass auf S. 7 oben auch zwei ganze Textzeilen beim Umbruch ‚ausgefallen‘ sind. Das der Auslieferung beigelegte Errata-Blatt dürfte in den wenigsten Bibliotheksexemplaren noch vorhanden sein.

Diskurstraditionen an eine Aufgabenteilung zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft denkt, dann wäre es wohl die *vorrangige* Aufgabe der Literaturwissenschaft, transgenerische Regularitäten im transnationalen Vergleich zu ermitteln – etwa Konstituenten des europäischen Petrarkismus als eines spezifischen erotischen Diskurses –, während die Sprachwissenschaft die einzelsprachliche ‚Rückbindung‘ der transnationalen Diskurstraditionen untersuchen müsste. Aber vielleicht sehen Sprachwissenschaftler die Aufgabenteilung beziehungsweise -verbindung auch ganz anders...

Bibliographie

- Fludernik, Monika/Jacob, Daniel (Hg.) (2014): *Linguistics and Literary Studies: Interfaces, Encounters, Transfers*. – Berlin/New York: De Gruyter.
- Fohrmann, Jürgen (1997): Diskurstheorie(n). – In: Klaus Weimar u. a.: *Realexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Berlin/New York: De Gruyter, Bd. I, 372-374.
- François, Alexis (1932): *La langue postclassique*. – Paris: Colin.
- Genette, Gérard (1979): *Introduction à l'architexte*. – Paris: Seuil.
- Hempfer, Klaus W. (1972): *Tendenz und Ästhetik. Studien zur französischen Verssatire des 18. Jahrhunderts*. – München: Fink.
- Hempfer, Klaus W. (1973): *Gattungstheorie. Information und Synthese*. – München: Fink.
- Hempfer, Klaus W. (1977): Zur pragmatischen Fundierung der Texttypologie. – In: Walter Hinck (Hg.): *Textsortenlehre – Gattungsgeschichte*, 1-26. Heidelberg: Quelle & Meyer.
- Hempfer, Klaus W. (2010): Zum begrifflichen Status der Gattungsbegriffe: von „Klassen“ zu „Familienähnlichkeiten“ und „Prototypen“. – In: *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur* 120, 14-32.
- Hempfer, Klaus W. (2010a): Generische Allgemeinheitsgrade. – In: Rüdiger Zymner (Hg.): *Handbuch Gattungstheorie*, 15-19. Stuttgart: Metzler.
- Koch, Peter (1997): Diskurstraditionen: zu ihrem sprachtheoretischen Status und ihrer Dynamik. – In: Barbara Frank, Thomas Haye, Doris Tophinke (Hg.): *Gattungen mittelalterlicher Schriftlichkeit*, 43-79. Tübingen: Narr.
- Mahler, Andreas (2010): Diskurs. Versuch einer Entwerrung. – In: *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur* 120, 153-173.
- Müller, Hans-Harald/Lepper, Marcel/Gardt, Andreas (Hg.) (2010): *Strukturalismus in Deutschland. Literatur- und Sprachwissenschaft 1910-1975*. Göttingen: Wallstein.
- Schiwy, Günther (1969): *Der französische Strukturalismus*. – Hamburg: Rowohlt.
- Schlieben-Lange, Brigitte (1975): *Linguistische Pragmatik*. – Stuttgart: Kohlhammer.
- Stempel, Wolf-Dieter (1972): Gibt es Textsorten? – In: Elisabeth Güllich, Wolfgang Raible (Hg.): *Textsorten. Differenzierungskriterien aus linguistischer Sicht*, 175-182. Frankfurt a. M.: Athenäum.
- Taylor, John R. (2003): *Linguistic Categorization*. – Oxford: Oxford University Press.
- Titzmann, Michael (1989): Kulturelles Wissen – Diskurs – Denksystem. Zu einigen Grundbegriffen der Literaturgeschichtsschreibung. – In: *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur* 99, 47-61.

- Titzmann, Michael (2010): Strukturalismus. Was bleibt. – In: Hans-Harald Müller, Marcel Lepper, Andreas Gardt (Hg.): *Strukturalismus in Deutschland. Literatur- und Sprachwissenschaft 1910-1975*, 371-411. Göttingen: Wallstein.
- Wilhelm, Raymund (2001): Diskurstraditionen. – In: Martin Haspelmath, Ekkehard König, Wulf Oesterreicher, Wolfgang Raible (Hg.): *Sprachtypologie und sprachliche Universalien. Ein internationales Handbuch*. Berlin/New York: De Gruyter, Bd. I, 467-477.
- Zymner, Rüdiger (Hg.) (2010): *Handbuch Gattungstheorie*. Stuttgart: Metzler.

Désirée Cremer

Die *Consolatio*-Übersetzung von Colard Mansion: Zum Auftakt der französischen Elegie und weiterer texttraditioneller Phänomene

1. Ansatz

Gegenstand dieses Beitrags sind vier Gedichte einer anonymen, mittelfranzösischen Übersetzung der *Consolatio Philosophiae* des Boethius, deren metrische und rhetorische Verfahren unter texttraditionellem Aspekt untersucht werden. Wie Albesano (2006) im Anschluss an *volgarizzamenti*-Studien von Segre (1953), Folena (1991) u. a. anhand der italienischen Übersetzungstradition der *Consolatio* im Trecento herausarbeitet, wählt der volkssprachliche Übersetzer zwischen zwei grundsätzlich verschiedenen Möglichkeiten: Entweder orientiert er sich texttraditionell an im *volgare* bereits vorhandenen, dem Ausgangstext eigentlich fremden Modellen, oder aber er erschafft in der Volkssprache das Modell des lateinischen Originals neu. Innerhalb dieses Spannungsverhältnisses von Aneignung und Entfremdung in der Volkssprache gilt es, das 1477 in Brügge von Colard Mansion, einem angesehenen Kopisten, Drucker, Buchhändler und Übersetzer, im Umkreis des burgundischen Hofes und des einflussreichen flämischen Fürsten Louis de Bruges veröffentlichte *Liure de boece de consolation de phylosophye* als herausragende Übersetzung innerhalb der französischen *Consolatio*-Tradition zu positionieren.¹ Im Ergebnis soll der Nachweis geführt werden, dass das mittelfranzösische Werk als Zeuge eines neuen texttraditionellen Bewusstseins und Wegbereiter dessen kreativer Umsetzung nicht nur für die Boethius-Rezeption, sondern darüber hinaus von literar- wie sprachhistorischer Wichtigkeit ist.

Der Analyse der französischen Übersetzung seien einige Fakten zum Ausgangstext und zu dessen sich über das gesamte Mittelalter erstreckenden

¹ Vgl. Lebsanft 2010: 304, 311, 329, der außerdem an einer kritischen Edition dieser mittelfranzösischen Übersetzung arbeitet.

Übersetzungstradition vorangestellt.² Der von Theoderich im Hochverratsprozess zum Tode verurteilte Boethius (480-524/526) schreibt die zahlreiche philosophische und literarische Traditionen vereinende *Consolatio Philosophiae* während seiner Gefangenschaft in Pavia. Das prosimetrisch abgefasste Meisterwerk entfaltet sich in einem Dialog zwischen dem verzweiferten ‚Boethius‘ und der als Therapeutin fungierenden ‚Philosophie‘, die ihren Patienten zur Erkenntnis seiner selbst sowie zur Wahrheit der göttlichen Weltlenkung hinführt.³ Zwar ist die formale Gestaltung als Prosimetrum bereits in der antiken Literatur bekannt, der regelmäßige Wechsel von Vers und Prosa sowie deren inhaltliche und quantitative Anpassung zeugen jedoch von hoher Originalität. Insgesamt enthält die *Consolatio* 39 Prosastücke und ebenso viele Gedichte, die hinsichtlich Funktion, Länge und Versmaß äußerst heterogen sind.⁴ Mit der großen metrischen Vielfalt wirkt Boethius laut Klopsch (1972: 94) der „Tendenz zur Beschränkung auf die daktylischen Versmaße“ in spätantiker Zeit entgegen. Er greift dabei nicht nur auf bekannte antike und zeitgenössische Versmaße zurück, sondern kreiert auch neue Formen, wodurch er sich in die literarische Tradition der *procreatio metrorum* einreihet. Das kunstvolle Streben nach innovativer Polymetrie verdeutlicht die Wichtigkeit der Konzepte der *aemulatio* und *variatio*.⁵

Die Tradierung des neuplatonischen Werks ins Mittelalter ist vor allem dessen Christianisierung zu verdanken. Seit der Wiederentdeckung durch Alkuin erlebt die *Consolatio* eine rege Rezeption, die sich in über 400 Handschriften, zahlreichen lateinischen Kommentaren und volkssprachlichen Übersetzungen, deren hohe Überlieferungsdichte texttraditionelle Untersuchungen begünstigt, niederschlägt. Bereits im 11. Jahrhundert entsteht der altokzitanische *Boeci*,

² Einen systematischen Überblick über die volkssprachlichen *Consolatio*-Übersetzungen im Mittelalter und teilweise darüber hinaus geben zuletzt Cropp 2007 sowie Glei/Kaminski/Lebsanft 2010.

³ Genauer gesagt kann bei dem vom empirischen Autor Boethius hergestellten Grundtext zwischen der meist stark in den Hintergrund gedrängten extradiegetischen Ebene, auf der ‚Boethius‘ als Ich-Erzähler im Vergangenheitstempus spricht, und dem in diese Rahmenerzählung eingebetteten dramatischen Dialog zwischen ‚Boethius‘ und ‚Philosophie‘ differenziert werden. Wie Lebsanft 2011 darlegt und in einem Rahmenmodell veranschaulicht, verkompliziert sich in der französischen Übersetzung, die Gegenstand dieses Beitrags ist, und dem ihr zugrunde liegenden lateinischen Kommentar die Situation der *énonciation*, indem noch mehr Sprecherinstanzen zutage treten, sodass beide in Anlehnung an die Kategorisierung verschiedener Schriftstellertypen durch Bonaventura von Bagnoregio der Texttradition der Kompilation zuzuordnen sind. Zu Boethius’ Leben vgl. Moorhead 2009.

⁴ Zur thematisch-formalen Ausgestaltung der *Consolatio* vgl. Gruber ²2006: 14-24, 32-35 und Shanzer 2009: 231-233.

⁵ Laut Pepe 1954: 241f. wirkt sich das wetteifernde Bemühen um Polymetrie jedoch nachteilig auf die poetische Qualität seiner Dichtung aus.

eine, wie Selig (1994) zeigt, das Original texttraditionell stark verändernde Bearbeitung. Die französische Übersetzungsgeschichte wird um 1230 durch eine in Burgund angefertigte Prosafassung eingeleitet, auf die bis zum Ende des 15. Jahrhunderts elf weitere, meist glossierte, in Vers, Prosa oder als Prosimetrum verfasste Übersetzungen folgen, deren Endpunkt das hier fokussierte *Liure de boece de consolation de phylosophye* darstellt. Auch in der Frühen Neuzeit erscheinen weitere, in der Regel prosimetrische Übersetzungen (Glei/Kaminski/Lebsanft 2010: 3f., 10f.). Grundlage meiner Korpusanalyse bildet die folgende, mit eigenen Vorschlägen verbundene Auseinandersetzung mit den Konzepten *Text*, *Diskurs* und *Texttradition* sowie deren Standort im Coseriu'schen Drei-Ebenen-Modell des Sprechens.

2. Theoretische Aspekte der individuellen Ebene

In der Sprachwissenschaft werden *Text* und *Diskurs* häufig synonym verwendet (Lebsanft 2006: 531f.). In seinem Drei-Ebenen-Modell zum Objektbereich *Sprache* differenziert Coseriu (²2007: 75) die beiden Begriffe nach dem „Gesichtspunkt“ der Betrachtung des Sprachlichen; so versteht er den Diskurs als „Tätigkeit“, den Text als „Produkt“ des Sprechens auf der individuellen Ebene. In der Philosophie und verstärkt auch in der neueren Linguistik entwickelt sich hingegen im Anschluss an Foucault „die Vorstellung vom *Diskurs* als einer einzeltextübergreifenden kommunikativen Strukturgröße“ (Warnke 2007: 5), mit der eine Zurückweisung des Subjektbegriffs zu Gunsten der Annahme kollektiver Wissensarchive einhergeht (Böhler/Gronke 1994: 804).⁶ Diese Auf-

⁶ Zum Foucault'schen Diskursbegriff vgl. Brenner 1998, der dessen Erfolg auch in dessen Ambiguität begründet sieht: „Der ‚Diskurs‘ ist also doppelt bestimmt: Auf der einen Seite ist er ein Instrument von Disziplinierungen, die sich unschwer als die Institutionalisierungen einer rationalistischen Zivilisation identifizieren lassen. Auf der anderen Seite ist er das, was diszipliniert wird. Hinter allen Formierungen verbirgt sich ein unablässiges, kaum hörbares Murmeln. Dieses ordnungslose Rauschen wird von Foucault als spontane Lebensäußerung gefeiert“ (231). Der disziplinierende Diskurs wird jedoch nicht hintergangen, um den Zustand ursprünglicher Freiheit des Denkens zurückzugewinnen: „Er [Foucault] ist nicht der Versuchung erlegen, für möglich zu halten, was er sich gewünscht haben mochte: eine Wissenschaft, die sich diesem ‚ordnungslosen Rauschen‘ ergibt. In seinen eigenen Arbeiten jedenfalls zeigt er sich dem wissenschaftlichen Diskurs stärker verpflichtet als dem ‚Gemurmel der Dinge‘“ (254). Ähnlich zwiespältig erscheinen Foucaults Ausführungen zum Subjekt und Individuum: „Das 68er Denken hatte den Prozeß der Zersetzung des Subjekts befördert und gleichzeitig einer schrankenlosen Individualisierung den Weg bereitet, der die postmoderne Gesellschaft auszeichnet, und Foucault war ihm darin gefolgt [...]. Seine späten theoretischen Arbeiten sind aber ganz im Gegenteil der Frage gewidmet, wie sich wieder ein Bild vom Menschen zurückgewinnen läßt, das der Verteidigung gegenüber einer alles verschlingenden ‚Macht‘ lohnt“ (242). Indem Foucault das Konzept eines sich „nach dem Modell der Ästhetik“ selbsterschaffenden und „selbstbestim-

fassung teilt auch Mahler, der in Anlehnung an Titzmann (1989: 51) den Diskurs folgendermaßen definiert:

Demnach ist ein Diskurs also zuvörderst eine Abstraktion: etwas, das man aus Texten gewinnt, um es sodann in anderen Texten wiederzufinden. Er liegt zudem auf der Vorstellungsebene, auf der Ebene des *énoncé*; was er vorstellig macht, ist Kohärenz in Teilbereichen menschlichen Denkens. Ein Diskurs ist mithin eine Agentur des Sinns, und was sich in ihm artikuliert, ist eine Art konsensfähigen kulturellen Wissens. Damit wird zugleich deutlich: ‚Diskurse‘ artikulieren sich in ‚Texten‘. (Mahler 2010: 160)

Der Diskurs als einzeltextübergreifende, vom Text abstrahierte und in direkter Relation zur Sinndimension befindliche Größe kann jedoch auch – entgegen seinem Verständnis als kollektive Wissensstrukturierung – als Ort der individuellen Aneignung, Ordnung und Nutzung von Wissen aufgefasst werden, was eine experimentelle Neupositionierung innerhalb des Coseriu’schen Modells bewirkt. Text gilt somit als aktuelles Produkt der individuellen Ebene, Diskurs als dem Text zugrunde liegendes virtuelles, schöpferisches und dynamisches Denksystem. Der historische Bezug von Texten im Sinne einer Traditionszugehörigkeit erscheint offensichtlich. In jedem aktuellen Text manifestiert sich die Bezugnahme auf bestehende Regeln, gleichzeitig können neue Elemente zur Erfüllung kommunikativer Bedürfnisse eingeführt werden, die entweder einzigartig bleiben oder aber als neue Regeln übernommen werden (Lebsanft 2005: 31). Die individuelle Ebene bildet somit die Schnittstelle von Tradition und Innovation und kann als Ort, an dem die Grundprinzipien der Sprecher, „nämlich die *Mimesis*“ und das „Prinzip der kreativen Innovation“ wirksam werden, gelten (Eggert 2010: 109).

Nach dem erläuterten Diskursverständnis erweist sich die Koch’sche (2008) Umbenennung der individuellen Ebene in „aktuell“ als unzulässig, denn mit jeder Aktualisierung ist auch die Möglichkeit zur Abstraktion neuer Regeln und Veränderung des Wissens gegeben.⁷ Die individuelle Ebene enthält vielmehr – wie bereits im Ausgangsmodell Coserius implizit – einen aktuellen und einen virtuellen Bereich, in denen zwischen synchronen und diachronen Kategorien differenziert werden kann. Die Dimension *in actu* bietet sowohl dem Text als auch der Texttradition Platz, wobei deren wesentlicher Unterschied im Umfang begründet liegt, da Letztere den Text als Glied einer sich diachron herausbil-

menden Individuums“ kreiert (242), kommt er „wieder zu einem positiv bestimmten anthropologischen Ideal zurück. [...] Die Summe dieser Bestimmungen ergibt im Kern und vielleicht ungewollt eine Rehabilitation des klassischen neuzeitlichen Subjekts“ (244).

⁷ Vgl. Cremer 2012: 50-52, wo die Problematik der Dopplung der historischen Ebene und die Differenz zwischen dem Individuellen und dem Aktuellen diskutiert werden.

denden Kette zeigt.⁸ Im virtuellen Bereich setzt sich der Diskurs aus den konventionalisierten Mustern sprachlicher Sinnproduktion und -rezeption zusammen, fungiert folglich einerseits als Ausgangspunkt schöpferischer Tätigkeit, andererseits als Abstraktion des aus der Texttradition gewonnenen Wissens. Dass bei der Produktion eines Textes nicht nur aus der Texttradition extrahierte Regeln, sondern auch neue Lösungen gewählt werden können, impliziert die Offenheit beziehungsweise Grenzenlosigkeit des Diskurses.

Die folgende Abbildung mag veranschaulichen, inwiefern das Coseriu'sche Modell und insbesondere die individuelle Ebene für das Übersetzen relevant sind:

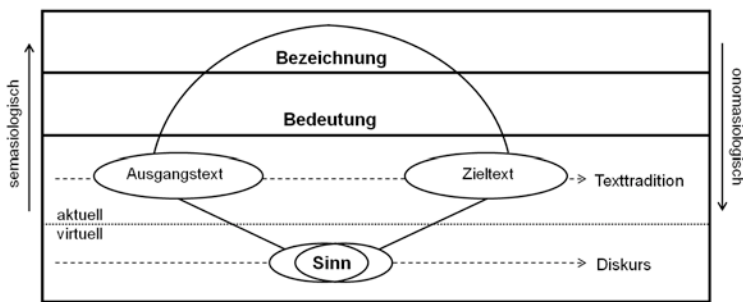


Abbildung 1: Der Übersetzungsprozess unter Berücksichtigung von Texttradition und Diskurs in Coserius Drei-Ebenen-Modell des Sprechens

Bekanntlich zeigt Coseriu (1978: 33; ²2007: 129), dass es keine direkte Entsprechung von Bedeutungen zweier unterschiedlicher Einzelsprachen gibt, daher die Ermittlung der *Bezeichnungen* auf außersprachlicher Ebene *im Textzusammenhang* notwendig ist. Der Übersetzungsweg als semasiologische Dekodierung des Ausgangstextes und anschließende onomasiologische Enkodierung des Sinns im Zieltext führt also von der individuellen über die historische sowie universelle Ebene und wieder zurück. Ausgangs- und Zieltext sind aktuell und bilden eine Texttradition. Der Sinn, der für die De- und Enkodierung der Texte aktiviert werden muss, liegt im virtuellen Bereich und ist für die Herausbildung eines Diskurses verantwortlich. Den aus dem Ausgangstext abstrahierten Sinn gilt es im Zieltext mit anderen Mitteln möglichst äquivalent wiederherzustellen. Da sich der Sinn jedoch nur in der individuellen Texterfahrung konkretisiert, übersteigt oder unterschreitet der Zieltext zwangsläufig das Sinnpotential des

⁸ Vgl. Kabatek 2004: 5, der – in Bezug auf die *Diskurstradition* – die zeitliche Perspektivierung sowie die Wiederholung von Ereignissen betont: „O traço definidor das TD [tradições discursivas] é, então, a relação de um texto em um momento determinado da história com outro texto anterior: uma relação temporal com *repetição* de algo.“

Ausgangstextes, sodass sich höchstens eine gemeinsame Sinnschnittmenge, nicht aber Sinnidentität ergibt.⁹ Im Hinblick auf sprachwissenschaftliche Untersuchungen mittelalterlicher Übersetzungen, die, wie Albesano (2006) sehr schön herausarbeitet, meist große Unterschiede zu den jeweiligen Ausgangstexten aufweisen, sollte die Äquivalenz nicht nur als den Sinn betreffendes Zielprodukt, sondern auch als punktuelles Verfahren im sprachlichen Instrumentarium begriffen werden (vgl. Eggert 2010: 64f.). Insgesamt erweist sich das Coseriu'sche Modell des Sprechens und dessen theoretische Weiterentwicklung in der aktuellen Forschung für die Analyse mittelalterlicher Übersetzungen als äußerst gewinnbringend, da – so veranschaulicht die folgende Analyse einer französischen *Consolatio*-Übersetzung – ausgehend vom Text und im ständigen Vergleich zu anderen verwandten Texten auf der individuellen Ebene traditionelle und innovative Verfahren beobachtet werden können, die Auskünfte über dahinter stehende Wissensprozesse liefern und sich auf ihre historische Relevanz prüfen lassen.

3. Korpusanalyse

Das am Angelpunkt der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen *Consolatio*-Tradition befindliche *Liure de boece de consolation de phylosophye* ahmt die formale Einteilung in fünf Bücher sowie die prosimetrische Struktur des Originals nach. Die Übersetzung erfolgt allerdings nicht allein auf der Grundlage des *Consolatio*-Textes, sondern als Vorlage dient ihr eine um den lateinischen Kommentar des Renier de Saint Trond, im späten 14. Jahrhundert vermutlich Leiter des Studiums der Augustiner-Eremiten in Mecheln, erweiterte Fassung. Das didaktisch konzipierte Werk Reniers beinhaltet ein christlich-spiritueller Anliegen, welches weitgehend in die Übersetzung transportiert wird (Lebsanft 2010: 304, 326f.).

Um das *Liure de Boece* zu kontextualisieren und seine besonderen Züge herauszustellen, erfolgt zunächst eine Skizzierung der Gedichte in der gesamten französischen prosimetrischen und metrischen Übersetzungstradition: Alle mir

⁹ Dass jedem Text eine hermeneutische Dynamik eigen ist, aus der beim Übersetzen, aber auch schon bei der Lektüre Differenzen resultieren, macht Greiner 2004: 28 deutlich, indem er „die Einzigartigkeit jeglicher Texterfahrung“ hervorhebt. Wilhelm 2011 legt dar, dass sich das flexible Wesen eines Textes auch materiell manifestiert, und zwar insbesondere in der mittelalterlichen Manuskriptkultur. Um die „Dynamik des individuellen Textes im Laufe seiner Überlieferungsgeschichte“ (157) abzubilden, greift er auf das von Koch/Oesterreicher erweiterte Coseriu'sche Modell zurück und versteht die individuelle Ebene, auf der er eine textuelle sowie sprachliche Dimension lokalisiert, „als die Geschichte eines häufig kopierten Textes [...], der in einer Serie von Abschriften immer aufs Neue ‚aktualisiert‘ wird“ (158).

bekannten früheren Übersetzungen bedienen sich für die Wiedergabe der Verspartien des Achtsilbers, vorzugsweise in Kombination mit dem Paarreim.¹⁰ Der gepaarte Achtsilber gilt als frühester regelmäßiger Vers in der französischen Literatur und als dominante Versform im Mittelalter; er wird vor allem in erzählenden Gattungen verwendet, setzt sich mit der Zeit aber auch in dramatischer sowie lyrischer Literatur durch und erfährt erst Mitte des 16. Jahrhunderts einen starken Rückgang.¹¹ Da sich die mittelalterlichen Übersetzungen auf diese Versart stützen, erscheint das Mansion'sche Werk, in dem sich erstmals deutlich der Wunsch nach formaler *variatio* widerspiegelt, als beachtliche Innovation. Der Übersetzer verwendet unterschiedliche Versmaße und Reimschemata, um die Polymetrie des lateinischen Originals nachzuahmen: So finden sich neben dem dominanten Achtsilber auch Zehn-, Sieben-, Drei- sowie ein Zwölf- und ein Fünfsilber und neben dem traditionell verwendeten Paarreim ebenso andere kunstvolle Kompositionen, bei denen sich oft viele Verse reimen. Nach Mansion knüpft man meist an dessen Variationsbereitschaft in Metrik und Reim an und verstärkt sie.¹² Mit der Zeit setzen sich auch polymetrische Gedichte und die Wiedergabe in Strophenform durch.

Ziel der folgenden Analyse vierer Gedichte ist die exemplarische Darstellung innovativer Verfahren und rhetorischer Fertigkeiten des Übersetzers, die nicht als singuläre Erscheinungen, sondern als generelle Tendenzen des *Liure de Boece* gelten können.

3.1. Buch 1, Metrum 1¹³

Boethius' *Consolatio* wird durch eine klassische Elegie in antiken Distichen eröffnet. Wie die Forschung nachweist, eignet sich diese Form nach römischer Tradition am besten, um der schmerzerfüllten Klage des Dichters Ausdruck zu verleihen und seine Verzweiflung dem vergangenen Glück entgegenzustellen.

¹⁰ Eine Ausnahme stellt das 5. Metrum aus Buch 1 der Mitte des 14. Jahrhunderts entstandenen, anonymen und sehr bekannten Übersetzung *Le Livre de Boeces de Consolation* (Cropp 2006) dar, welches aus alexandrinischen Versen besteht und folgendes Reimschema aufweist: 11xa, 11xb, 11xc. Die drei miteinander verwobenen Übersetzungen *Roman de Fortune et de Felicité sus Bœce de Consolation* (1336), *Bœce de Confort* (ca. 1380) und *Bœce de Confort remanié* (15. Jahrhundert) verwenden zwar durchgängig den Achtsilber, bezeugen jedoch im Reimschema von Buch 1 größere Komplexität (Cropp 2011: 13).

¹¹ Vgl. hierzu Suchier ²1963: 55f.; Baehr 1970: 55-57; Elwert ⁴1978: 125; Gouvard 1999: 108f.

¹² Außer Jean d'Ennetières, der in seiner Übersetzung von 1628 konsequent das achtsilbige Versmaß mit der Reimfolge *abbacc* wählt, greifen alle auf Mansion folgenden Übersetzer zu verschiedenen Versmaßen und Reimschemata.

¹³ Die französischen Gedichte sind als Appendices aufgeführt. Der lateinische Text wird nach Moreschini ²2005 zitiert.

Die Elegie fungiert in der literarischen Tradition häufig als Einleitungsgedicht größerer Werke, so z. B. bei Claudian, Sidonius Apollinaris und Martianus Capella (Gruber ²2006: 54).

Mansions Übersetzung verwendet den zehnsilbigen Paarreim, wohingegen alle früheren Versionen im Achtsilber verfasst sind. Die Wahl dieses von der Tradition sich absetzenden Versmaßes lässt sich als dezidierte und reflektierte Entscheidung deuten und erfordert einen Blick auf die Gattung der Elegie beziehungsweise die Wiedergabe des antiken Distichons in französischer Tradition, wobei wortgeschichtliche Befunde als gattungsgeschichtliches Bewusstsein gewertet werden können: Der DMF gibt die frühe Verwendung des Adjektivs *élégiaque* in der *Archiloge Sophie* des Jacques Legrand im Jahre 1400 an, der es als Bezeichnung für die ‚von Unglücklichen handelnde Dichtung‘ einführt.¹⁴ Legrand bezeugt damit ein Elegieverständnis, das sich allein aus thematischen Motiven speist. Das Substantiv *élegie* ist erstmals bei Jean d’Auton dokumentiert, zunächst im Jahre 1500 in seinen *Chroniques de Louis XII*,¹⁵ anschließend aber auch zur Bezeichnung seiner Gedichte:

He [Jean d’Auton] was also the first to give us an elegy, or rather one should say a poem to which the word elegy is attached, because the poem in question scarcely distinguishes itself from the general run of *rhétoriqueur déplorations*, and the real title of the poem is not, in fact, *élegie*, but the more conventional *complainte*: ‚La complainte de Gennes sur la Mort de Dame Thomassine Espinolle [...]‘. In the prose immediately following the poem, however, d’Auton refers to his poem as an ‚elegye‘, and its main section [...] is called ‚Complaincte elegiacque‘. (Clark 1975: 19)

Laut Clark weisen die Rhétoriqueurs Jean d’Auton und Michel de Tours zwar erstmals in der französischen Literatur Gedichte explizit als Elegien aus, bedienen sich dabei jedoch noch keiner gattungsspezifisch ‚festen‘ Struktur:

To conclude about the elegy before the appearance of Marot’s examples, one must first emphasize the lack of pattern in the two poems by d’Auton and the three by Michel. All the poems resemble various already established forms [...]. The function of the word *élegie*, then, seems to be to suggest simply a tone of complaint and not a genre. Let us remember that d’Auton prefers the adjective *élégiaque* to his own noun *élegie* – *com-*

¹⁴ S.v. *élégiaque*: ‚[D’un poète] ‚Qui écrit des élégies‘: Oultre plus dois savoir que se les dis des poetes parlent des pasteurs, lors ilz sont appelléz buquoliques, et se ilz parlent des hommes notables ilz sont appelléz eroÿques; et se ilz parlent des meschans [‚malheureux‘] ilz sont appelléz elegiaques (LEGRAND, *Archil. Sophie* B., c.1400, 152).“ Die Bedeutungsangabe ‚Qui écrit des élégies‘ ist jedoch ungenau, da sich das Adjektiv in der Verwendung Legrands nicht auf „poetes“, sondern auf „dis“ bezieht. In DHLF (I, 1143a) und TLF (VII, 835a) wird das Adjektiv erst auf das Jahr 1480 datiert (Regnaud le Queux, *Barâtre infernal*).

¹⁵ Vgl. TLF VII, 835b; FEW III, 212b. Vgl. auch DHLF I, 1143a: „*Élegie* est le nom donné à un poème grec ou latin composé de distiques dont la tonalité est mélancolique. Par extension, le mot s’emploie à propos d’une œuvre littéraire moderne dont le thème est la plainte (av. 1850).“

plainte élégiaque, épître élégiaque – and that Michel twice links the word *élégie* with words like *threnes, complaintes* and *lamentations*.

If the word *élégie* simply suggests a tone rather than a subject and/or a prosodic form, it is not surprising for instance that d'Auton's two poems are not only different in theme but different in form as well (stanzas in the first, couplets in the second). In the case of Michel, however, there is more uniformity in his choice of form: all three of his poems are in couplets, octosyllabic in the first case and decasyllabic in the other two examples. (Clark 1975: 23)¹⁶

Auch wenn ‚unser‘ französisches Gedicht von 1477 nicht unmittelbar als ‚Elegie‘ bezeichnet wird, so kennzeichnet der Kommentar die Form des lateinischen und damit indirekt eben auch des französisch übersetzten Textes als ‚elegisch‘:¹⁷

Ad lamentandum igitur utitur boecius genere metrorum quod dicitur elegyachum quod constat primo versu heroyco id est exámetro quo facta heroum id est magnorum dominorum solebant describi, secundo vero metro pentámetro. dicitur autem elegyachum ab elegya quod est miseria quia misere materie ut amores et dolores antiquitus illo genere solebant describi ut ex imparitate versuum imparitas fortune includeretur. nunc tamen alie materie illo metro describuntur, unde oracius: „versibus impariter iunctis queremonia primum. Post etiam inclusa est voci sententia compos“ [Hor., *Ars*, 75f.]. (Renier de St. Trond 1381, Ms. Lüttich, f. 4r a)

Boece donques pour lamenter son infortune vse dune maniere de metre que on appelle elegiatique laquele maniere est ^[f. 20 v b] quant le premier vers est heroicque et exámetro cest adire de six piedz par lequel le fait des grans barons et seigneurs soloient estre descripz et quant le second vers est penthametre cest adire de cincq piedz. Et est appellee ceste maniere de mettre elegiaque et diriuee de eleys en grec qui est adire misere car les miserables matieres comme terreurs et douleurs anciennement soloient estre descriptes par celle maniere de metre. affin que par imparite de vers jmparite de fortune fust enclose et comprinse. Touthefois les hautes et eureuses matieres sont descriptes de present par celle maniere de metre pourquoy Orace dit. Versibus inpariter iunctis querimonia primum. Post etiam inclusa est voti sententia compos. Querimonia premiere ment fut comprinse et enclose par vers impareux et jointcs ensemble mais aussi de present la sentence de accomplissement de desir et de prosperite y est comprinse et y doit estre entendue. (Mansion 1477, f. 20v a-b)

¹⁶ Vgl. auch Clarks „Elegienkatalog“ (1975: 196-238, h. 197f.), in dem zwei Gedichte d'Autons (1505, 1512) und drei Michels (1516, 1518, 1526) als erste Elegien aufgeführt sind.

¹⁷ Bei der Transkription des lateinischen Textes werden Satzzeichen hinzugefügt und u/v nach vokalischem bzw. konsonantischem Gebrauch gesetzt. Den mittelfranzösischen Druck transkribiere ich imitativ, indem ich keine Veränderungen an der Zeichensetzung und an der i/j- bzw. u/v-Unterscheidung vornehme. In beiden Texten werden die Abkürzungen aufgelöst, Spalten- und Seitenumbruch, nicht aber der Zeilenumbruch und daher auch nicht die ursprüngliche Silbentrennung angegeben.

Der Übersetzer verwendet also bereits vor d’Auton und Michel zwei Varianten des Adjektivs, „elegiacque“ und „elegiacque“, zur Bestimmung eines konkreten Gedichts. In Anlehnung an den lateinischen Kommentar behandelt er die Eigenschaften der Elegie, nimmt bei der Übertragung ins Französische allerdings eine intendierte Sinnverschiebung vor, wie die folgende Abbildung veranschaulicht:¹⁸

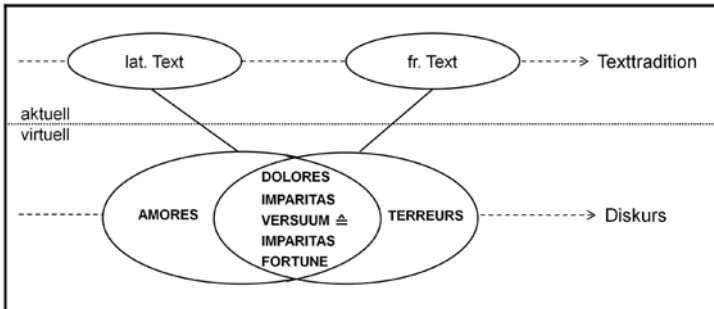


Abbildung 2: Das antike Elegiekonzept bei Renier de Saint Trond und Colard Mansion

Zur Beschreibung der ursprünglichen, aus dem Griechischen¹⁹ stammenden Elegie ersetzt er nämlich die „amores“ durch „terreurs“ und blendet auf diese Weise die erotische Thematik, die sich insbesondere in der Tradition der römischen Liebeselegie etabliert, aus, sodass der an das Distichon gekoppelte Ausdruck des Schmerzes die konzeptuelle Schnittmenge von Ausgangs- und Zieltext ergibt. Den bei Renier bereits anklingenden Kontrast zwischen *einst* („antiquitus“/„anciennement“) und *jetzt* („nunc“/„de present“) stellt der Übersetzer – legitimiert durch das Zitat des Horaz – folglich noch deutlicher heraus, indem er die thematische Öffnung erst der Elegie jüngerer Zeit zuschreibt, wobei die „alie materie“ ansatzweise konkretisiert als „hautes et heureuses matieres“ wiedergegeben werden. Entscheidend ist, dass der Übersetzer – anders als Legrand – ein formal und thematisch geprägtes Gattungskonzept expliziert, wohingegen die Auffassung des Elegischen als pathetische Stimmung ohne feste Form noch bis in die Frühe Neuzeit besteht.

¹⁸ Abbildung 2 und 3 fokussieren in Anlehnung an Abbildung 1 die individuelle Ebene. Für die Darstellung der im virtuellen Bereich befindlichen Konzepte werden nach Blank’scher Konvention Kapitälchen verwendet.

¹⁹ Den expliziten Verweis auf die griechische Etymologie führt der lateinische Kommentator erst an späterer Stelle in der *expositio* (zur *expositio* und *constructio* vgl. Lebsanft 2011: 18ff.) an: „ulterius notandum quod elegi sunt cantus miserie ab ‚elegos‘ grece unde quidam: ‚Sunt versus elegi quos elegi in dudum.‘ Sunt elegi quia talia legi“ (Ms. Lüttich, f. 4r b). Der Übersetzer übernimmt diese Passage nicht in seinen Text.

Die schillernde Komplexität der Elegie nimmt Hempfer (2010) zum Anlass, die Unzulänglichkeit eines klassifikatorischen und die Notwendigkeit eines kommunikativen Gattungsbegriffs eindrücklich zu schildern. Er definiert einen Ansatz, mit dem mein eingangs entwickeltes Modell (vgl. Abbildung 1) durch Hinzufügung vertikaler Zuordnungen kompatibel erscheint: „Wenn man von einem historisch variablen Diskursuniversum ausgeht, dann sind ‚Gattungen‘ ganz allgemein synchrone Kategorisierungen, die diachrone Diskurstraditionen konstituieren“ (24). Während sich bestimmte „Schreibweisen“ wie das Narrative und Dramatische als „transhistorische Invarianten“ und somit „als Prototypen begreifen lassen“ (24), erscheint Hempfer angesichts der Heterogenität „für die historischen Gattungen der Wittgenstein’sche Begriff der Familienähnlichkeiten ohne das Postulat eines prototypischen Kerns angemessener“ (25f.), wie er im Folgenden in Bezug auf die Elegie ausführt:²⁰

Wenn ich die Faden- und Faser-Metaphorik Wittgensteins aufnehmen darf, dann haben wir in der Antike zunächst einen relativ ‚dicken‘ Faden, dessen durchgängige Faser das elegische Distichon bildet, die mit einer Reihe von unterschiedlichen thematischen Fasern verbunden ist und in der römischen Elegie im Wesentlichen auf die beiden Fasern der threnetischen und erotischen Elegie ‚reduziert‘ wird. Die weitere Gattungsgeschichte basiert sodann vor allem darauf, dass jeweils einzelne ‚Fasern‘ in unterschiedlichen Epochen unterschiedlich ‚weitergesponnen‘ werden [...]. Die Diachronie der Gattung lässt sich also in einem synchronen Netz von Bezügen abbilden, in dem der jeweilige Einzeltext beziehungsweise die jeweilige epochale Ausprägung der Gattung mit anderen historischen Ausprägungen der Gattung durch gemeinsame Merkmale verbunden sind, einzelne historische Ausprägungen jedoch so unterschiedlich sein können wie etwa die römische Liebeselegie und das, was wir heute unter ‚elegisch‘ verstehen. Die Identität der Gattung wird dann nicht durch ein einzelnes Merkmal, sondern durch die Gesamtheit der Bezüge zwischen deren historischen Ausprägungen hergestellt. (Hempfer 2010: 28)

Die Kommentare beschreiben in diesem Sinne je zwei synchrone Ausprägungen (*einst* und *jetzt*) einer sich diachron herausbildenden Texttradition des Elegischen, deren Mehrsträngigkeit im lateinischen Text stärker betont wird als in der französischen Übersetzung, welche um eine Homogenisierung in synchroner und eine kontrastive Determinierung in diachroner Sicht bemüht erscheint. Indem sie die historische Diversität der Elegie herausstellen, überwinden sie die Synchronie des Gattungsbegriffs und schreiben ein Stück Gattungsgeschichte. In Hempfers Fazit (2010: 29), dass historische Gattungen

²⁰ „Es dürfte wenig sinnvoll sein, für die Elegie ein prototypisch Elegisches zu postulieren, da diese Gattung ursprünglich ja nur durch ihre Metrik, das elegische Distichon, nicht aber durch eine spezifische Thematik [...] charakterisiert ist“ (26). – Zumindest ‚unser‘ französischer Übersetzer würde dem sicher nicht zustimmen. Zum Begriff der Familienähnlichkeiten vgl. Wittgenstein 2001.

‚Netzwerke‘ komplexer Ähnlichkeitsrelationen zwischen je historischen Texten und Textgruppen [konstituieren, D.C.], wobei immer schon Interdependenzen und partielle Überlagerungen zwischen unterschiedlichen ‚Netzwerken‘ mitzudenken sind,

tritt die Relevanz der Texttradition, aus deren unterschiedlichen Komplexitätsgraden sich die Gattungsgeschichte bildet, deutlich hervor.²¹

Aufgrund der expliziten Erläuterung des lateinischen Metrums unter Verwendung französischer Termini im Kommentar erhält die innovative Wiedergabe des Gedichts im Zehnsilber noch mehr Gewicht, da eine bewusste Auseinandersetzung des Übersetzers mit der betreffenden Versform evident erscheint. Da dieser auf keine französische Texttradition der Elegie zurückgreifen kann, entscheidet er sich frei für das isometrische zehnsilbige Reimpaar ohne festgelegte Alternanz und wird damit – ob bewusst oder unbewusst, sei dahingestellt – viele Nachfolger finden. So sei z. B. auf Jean Lemaire de Belges verwiesen, der dasselbe Metrum ebenfalls als Äquivalent des lateinischen Distichons in seinen *Epistres de l'Amant vert* verwendet und damit ein Modell bereitstellt, das im 16. Jahrhundert, in dem sich eine Vermischung der beiden Gattungen *épître* und *élégie* beobachten lässt, zur verstärkten Ausbreitung gelangt. Als eigentlicher Begründer der französischen Elegie mit fester Form, nämlich dem zehnsilbigen Paarreim, und von Theoretikern wie Thomas Sébillet empfohlenes Vorbild gilt erst Clément Marot, dessen Elegien in enger Verbindung zur Gattung der *épître* und den Verfahren der *Rhétoriqueurs*, insbesondere Lemaire, stehen. Zwar sind im 16. Jahrhundert einzelne Versuche unternommen worden, das antike Distichon durch eine Kombination unterschiedlicher Versmaße nachzuahmen – Ronsard z. B. wählt in einem Gedicht die Kombination aus Alexandriner und Zehnsilber –, allein das isometrische Reimpaar aus Zehn-, später auch aus Zwölfsilbern erhält jedoch texttraditionelle Modellfunktion, was dem Einleitungsgedicht des *Liure de boece* einen besonders hohen und von der Forschung bisher nicht erkannten Wert verleiht.²²

Das ausgeprägte Formbewusstsein des Übersetzers kommt auch in der kunstvollen Handhabung des gewählten Versmaßes zum Ausdruck. Der lyrische Zehnsilber, der in seiner typischen Form mit Zäsur nach der vierten Silbe

²¹ Zwar reicht die Analyse einer Übersetzung und deren Ausgangstexts keinesfalls aus, um historische Invarianten bestimmter Konzepte herauszustellen, doch sei auf eine gewisse Analogie von Sinnschnittmenge und dem konzeptuellen Kern im Sinne einer Prototypikalität hingewiesen.

²² Vgl. hierzu Desonay 1951: 185; Clark 1975: 13-16, 27-32. Eine wirkliche Gattungsdifferenzierung zwischen *épître* und *élégie* vollzieht sich in der französischen Literatur – so Andersson (2001: 49) – erst durch Ronsard. Als besonders interessant erweist sich, dass auch in Italien eine *Consolatio*-Übersetzung, nämlich die Albertos della Piagentina (1322-32), unter Verwendung der Terzarima den Grundstein für die formal geprägte Elegie als neue und eigenständige Texttradition legt (Carrai 2003: 7f.; Cremer 2012: 57).

verwendet wird, stellt zwar innerhalb der Übersetzungstradition der *Consolatio* eine Innovation dar, in der französischen Literatur insgesamt erfreut er sich aber – verstärkt durch den Einfluss des italienischen Endecasilabo – bereits seit dem 14. Jahrhundert großer Beliebtheit (Baehr 1970: 61; Aquien 2009: 27f.). In neun Versen findet sich eine lyrische, in immerhin fünf die epische Zäsur. Das Enjambement, in der französischen Dichtung erst seit der Renaissance als elementares Stilmittel genutzt (Baehr 1970: 41), trägt ebenso zur Rhythmisierung bei. Im lateinischen Gedicht findet es eine auffällige Verwendung (1, I, 13f.: „Mors hominum felix, quae se nec dulcibus annis / inserit et maestis saepe vocata venit!“), in der Übersetzung wird es häufiger eingesetzt (z. B. 5f., 12f., 27f., 39f.), wobei besonders der versinterne Gebrauch hervorzuheben ist (z. B. 6, 31). Auch jenseits der Rhythmik finden sich rhetorische Mittel zur klanglichen Stilisierung: Das traditionelle Reimpaar, welches stellenweise den Kontrast zwischen dem vergangenen Glück und dem gegenwärtigen Schmerz hervorhebt (1f.: „joyeux“ : „doloureux“, 17f.: „vieillesse“ : „jonesse“), wird durch Kunstgriffe ästhetisiert. Es finden sich paronomastische, sogenannte äquivoke Reime (13f.: „mon aduersite“ : „a vers cite“, 25f.: „appellee“ : „et pelee“, 41f.: „estable degre“ : „son gre“), ein Polyphton im Versinneren mit Alliteration und Hiat (16f.: „A moy dolant par male destinee / Et ma douleur commanda a vieillesse“) sowie zwei Binnenreime in Verbindung mit Alliteration (19f.: „Deuant leur temps cheueux blans et chenus / Sont expandus en mon chief et venus“).²³ Des Weiteren werden vor allem die zentralen Lexeme des Schmerzes und der Fortuna durch Alliterationen hervorgehoben, ansatzweise auch im Lateinischen (1, I, 2: „maestos [...] modos“, 1, I, 17: „Dum levibus male fida bonis fortuna faveret“ > 4: „Metres tristes de dolante matere“, 7: „metres de misere“, 31: „fortune fausse“). Besonders auffällig ist die Klanggestalt der Verse 35-37 – „Mais maintenant pource que icelle obscure / Ma ja mue sa face fausse et sure / Ma male vie ma prolongie demeure“ –, die die gehäufte Verwendung der geschlossenen Vokale *i* und *u* im lateinischen Text kompensiert: „nunc quia fallacem mutavit nubila vultum / protrahit ingratas impia vita moras“ (1, I, 19f.).

3.2. Buch 1, Metrum 7

In diesem Gedicht legt ‚Philosophie‘ vergleichend dar, wie der harmonische Naturzustand durch die Elemente, die Harmonie des Menschen durch die Leidenschaften beeinträchtigt werden können. In einer moralphilosophischen Schlussfolgerung fordert sie die Vertreibung der Affekte, um die Wahrheit zu

²³ Die Hervorhebungen in den zitierten Passagen sind – auch im Folgenden – von der Verfasserin.

erblicken (Gruber ²2006: 164). Das lateinische Gedicht ist in stichischen Adoneen – das verwendete Versmaß wird im lateinischen Kommentar thematisiert – verfasst, die sich in der Regel aus einer Länge, zwei Kürzen und zwei Längen zusammensetzen, folglich mit den letzten beiden Füßen des daktylischen Hexameters identisch sind (Halporn/Ostwald 1962: 37, 44). Das in der Antike hauptsächlich in Kombination, selten eigenständig verwendete Versmaß kommt im Mittelalter zu häufigem Gebrauch (Stotz 1982: 142, 426f.).

Das französische Gedicht sticht erneut aus der vorgefundenen Übersetzungstradition heraus. Es wird im Fünfsilber wiedergegeben, einem Versmaß, das auch von den Rhétoriqueurs verwendet wird (Elwert ⁴1978: 131) und vor allem als „*mètre de chanson*“ fungiert (Gouvard 1999: 100). Im Gegensatz zum Einleitungsgedicht werden die Informationen über das lateinische Versmaß aus dem Kommentar nicht in die „Glose“ der französischen Übersetzung übernommen, sodass über das metrische Wirken des Übersetzers nur spekuliert werden kann: Die für einen erhabenen Gegenstand innovative und kühne Wahl des Fünfsilbers, welcher im 15. Jahrhundert den ‚leichteren‘ Gattungen wie beschreibenden Gedichten vorbehalten ist (Suchier ²1963: 73f.), legt die Vermutung nahe, dass der Übersetzer das lateinische Versmaß auszählt – aus einer Zählung ergeben sich schließlich fünf Silben – und äquivalent im Französischen wiedergibt. Bemerkenswert ist zudem die durchdachte Reimkomposition. Zwar wird in der gesamten Übersetzung kein regelmäßiger Wechsel männlicher und weiblicher Verse angestrebt – die Forderung nach Alternanz wird erst im 16. Jahrhundert laut (Baehr 1970: 47) –, doch scheint der Übersetzer diesem Gedicht eine Systematik zu unterlegen, indem er in der ersten Hälfte (1-23) zu drei weiblichen, in der zweiten Hälfte (24-40) zu drei männlichen Versendungen greift. Hinzuweisen ist außerdem auf einen äquivoken Reim (21f.: „*sentonne*“ : „*vne tonne*“), die *Figura etymologica* in den Versen 11, 16, 18 und mehrere Binnenreime in Kombination mit Alliteration (4-11: „*Sur nous sa lumiere / Sa la mer tournée / Auster moult meslee / chaleur fort foisonne / Leau de maniere / Clere que verriere / Seraine et entiere / Aux clers jours consonne*“, 33-35: „*Creneur denier / Espoir despite / Doleur soit absent*“). Weitere auffallende Alliterationen sind „*De noire nuee / Nullement ne donne*“ (2f.), „*souuent sentonne*“ (21), „*Veoir verite*“ (26) und „*Car on peut jugier / Le cuer prisonnier / Et du tout plongier*“ (36-38).

3.3. Buch 2, Metrum 1

Das nur neun Verse umfassende lateinische Gedicht, in dem ‚Philosophie‘ den wechselhaften Charakter der Fortuna verdeutlicht, ist im Choliambus, auch Hinkiambus genannt, verfasst – ein auf Boethius zurückzuführendes und im

lateinischen Mittelalter kaum bekanntes Versmaß (Stotz 1982: 141), das wie ein jambischer Trimeter aufgebaut ist, nur anstelle des letzten *breve* ein *longum* aufweist (Halporn/Ostwald 1962: 28). Gruber (²2006: 175) macht darauf aufmerksam, dass das „Umschlagen des 6. Fußes im Hinkiambus [...] das unerwartete Umschlagen des Schicksals treffend wider[spiegle], so daß eine glückliche Einheit von Inhalt und Form des Gedichts entsteh[e].“

Auch wenn der Übersetzer das Versmaß in seiner „Glose“ im Gegensatz zum lateinischen Kommentator wiederum nicht expliziert, vermag er diesem Stilmittel ein gelungenes Äquivalent entgegenzusetzen, indem er ausnahmsweise von der Isometrie abweicht:

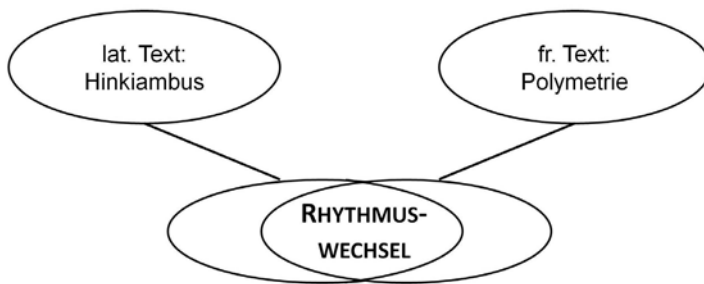


Abbildung 3: Verfahren zur Erzeugung des Rhythmuswechsels bei Boethius und Mansion

Seine 36 Verse lassen sich in eine regelmäßige Abfolge von sechs Sextinen aufteilen; der fünfte Vers ist stets dreisilbig, die anderen sind siebensilbig.²⁴ Durch dieses systematische Zusammenspiel der beiden Versarten, das Fortunas Wechselhaftigkeit auch rhythmisch wiedergibt, kann der Übersetzer die Wirkung des lateinischen Versmaßes sogar verstärken. Neben der raffinierten Metrik setzt er weitere lautliche Besonderheiten ein: So bestätigt die Reimanordnung die strukturelle Regelmäßigkeit, da sich ein Schema von dreimal zwölf Versen ergibt. Andere rhetorische Elemente sind erneut äquivoke Reime (12, 14: „prent la cure“ : „le relieue et le cure“, 19f.: „tresaspre poincture“ : „adoulcist par oincture“ – dieser Reim hebt die Wechselhaftigkeit des Schicksals besonders schön hervor), zahlreiche Belege der *Figura etymologica* auf dem Wortstamm von *verser* sowie einige auffällige Lauthäufungen: „seschauffant fort“ (4), „Des plourans comme peruerse. / Et tresperce“ (16f.), „ses forces foisonne. / Nul de ses folz nassaisonne“ (24f.), „dure / Daenture“ (28f.).

²⁴ Lediglich Vers 18, der quantitative Mittelpunkt des Gedichts, besteht aus 8 Silben.

3.4. Buch 4, Metrum 3

Im lateinischen Gedicht wird die Kirkesage in „epische[r] Breite“ erzählt, worauf sich im zweiten Teil, ab Vers 29, die moralische Auswertung der Geschichte anschließt, durch die sich das Gedicht der Tradition der popularphilosophischen Diatribe annähert (Scheible 1972: 138). Das Metrum umfasst 39 Verse im stichischen Glyconeus – erneut im lateinischen Kommentar dargelegt –, der hier von Boethius bis auf den letzten Vers mit trochäischer Basis verwendet wird.

In der französischen Übersetzung wird das Gedicht als einziges im Zwölfsilber mit – häufig epischer – Zäsur nach der sechsten Silbe wiedergegeben, folglich im Alexandriner. Der Übersetzer grenzt sich damit wie zuvor von seinen Vorgängern ab. Die Verwendung des Alexandriners kann in der mythologischen Thematik und epischen Entfaltung begründet sein, schließlich findet sich dieses Versmaß, oft in Verbindung mit der epischen Zäsur, seit dem 13. Jahrhundert vor allem in epischen Texten. Im Hinblick auf den zweiten Gedichtteil, in dem sich die moralische Deutung vollzieht, muss auf die Tradition des *Dit* als lehrhaft moralisierende Gattung verwiesen werden, die sich im 13. und 14. Jahrhundert ebenfalls der Versform des Alexandriners bedient (Baehr 1970: 65). Die regelmäßige Reimkomposition unterstreicht die stilisierte metrische Form, so erscheinen vier Sechzeiler und zwei Vierzeiler mit je gleichem Reim; Letztere bieten der moralisierenden Zusammenfassung Platz. Die Strophenartigkeit wird durch die semantisch-syntaktische Struktur unterstützt. Um weitere rhetorische Mittel aufzuzeigen, sei auf einen Binnenreim (21: „*cerchans les glans*“), einen äquivoken Reim (8, 11: „*son pareil*“ : „*son appareil*“) sowie den Einsatz der *Figura etymologica* (3f.: „*sa voye*“ : „*lui enuoie*“, 25f.: „*impuissans*“ : „*puissans*“) hingewiesen. Hinzu kommen zahlreiche Alliterationen und Klangauffälligkeiten, z. B. „*Après quil eust perdu parmer ses gens sa proye*“ (2), „*circe ses espies auoye / Mais de leur ambassade grandement leur ennoye. / Celle circe estoit la fille du soleil*“ (5-7), „*par son appareil*“ (11), „*sapareil a plourer*“ (13), „*Vlixes de ses chermes et telz maulx escheuer / Toutesfois ses soichons et tous ses mariniers / Qui furent enchantez de la issent les men-giers / De bledz, cerchans les glans par chemins et sentiers*“ (18-20), „*membres mues soyent puissans*“ (26), „*Pardedens leur corage par art eulx tapissans*“ (28), „*Mais les venins des vices sont tenus pour plusfors / Qui du tout percent lame et ne grieuent le corps / De quoy on se percoiue en riens ou pardehors*“ (29-31). Insgesamt ist besonders die gehäufte Verwendung von Zischlauten und des Plosivs [p] zu vernehmen.

Als Quelle des behandelten Stoffes werden sowohl im lateinischen Kommentar als auch in der entsprechenden französischen Übersetzung die *Metamorphosen* Ovids genannt, wobei Letztere in der Angabe einen Fehler aufweist:

„quartodecimo Metamorphosos“ (Ms. Renier de St. Trond 1381, Lüttich, f. 119r a) > „ou .xiiij de methamorphose“ (Mansion 1477, f. 208v b). In Anlehnung an Renier erläutert die französische „Glose“ zwei mögliche Interpretationen des Ovid’schen Kirke-Gedichts, die den epischen und moralisierenden Charakter der Version Boethius’ und ihrer französischen Übersetzung rechtfertigen:

quod quidem dictum poeticum dupliciter intelligi potest: uno modo hystorice sic quod Cyrche erat quidem sapiens regina et ideo filia solis dicitur. Sol enim seu apollo dicitur deus sapiencie. hec autem arthe magyca vertebat corpora hominis in corpora bestiarum. Demones enim naturas rerum scientes docuerant eam naturas secretas diversarum rerum ex quibus pocula facta et exhausta hic cornua illuc ungulas et consimilia crescere faciebant. autem semina proferebant quibus statim serpentes vel alia animalia nascebantur ut de magis pharaonis et symone mago. hoc autem satis concordat sermone Augustini in „de trinitate dei“. Olixes monitus mercurii qui preest facundie ita blande locutus est quia a Cyrche non est mutatus. aliter potest exponi allegorice ut per cyrchem intelligatur opulencia vel fertilitas terrenorum. dicitur enim cyrche quasi „chyron crise“ id est „manuum iudicium“. nam ex labore manuum provenit ubertas terrenorum. per ulixen intelligitur vir sapiens et facundus ab „olon“ „totum“ et „senos“ quando est „sensus“ vel „xenon“ „peregrinum“ quasi ubique sensatus vel peregrinus^[f. 119r b] id est expertus [Fulg., *Myth.*, II, 7-9]. Per navem ulixis intelligitur voluntas. Insula in qua moratur cyrche est terra que ubique circumdatur mari. secundum hoc igitur exponatur littera. (Renier de St. Trond 1381, Ms. Lüttich, f. 119r a-b)

Ceste poesie peut estre entendue en deux manieres. Premièrement par forme de hystoire ainsi. selon que raconte bocace en son liure de genealogie des dieux alegant theodoncius qui dient que circe estoit vne sage^[f. 209r b] royne celle estoit ditte fille du soleil pour tant quelle estoit sage et tressubtille et aussi que le soleil ou apolo est appelle dieu de sapience Ceste par art de magicque tournoit et muoit les corps des hommes es corps des bestes sauuaiges et par ses coniurations muoit les deables es diuerses natures des choses lesquelz enseignerent les secrettes natures dicelles. dont elle faisoit bruuages de la potion desquelz elle faisoit croistre aux vns cornes aux autres ongles comme il appart des enchanteurs de pharaon et de simon magus Toutesfois vlixes amoneste et premuni de la fleur de mercure qui domine a eloquence: proposa tant doucement que circe espoentee de son elegance ne le mua pas. Autrement peut on exposer ceste poesie par allegorie telement que par circe on entend affluence ou fertilitte des choses terriennes, Circe vault autant adire que jugement de mains, car par le labeur des mains prouient la pleni^[f. 209v a]tude des choses terriennes. par vlixes on entend lomme sage bien emparle et vault autant a dire vlixes que tout plain de sens ou tout expert par sa nef, et par ses voilles on entend volente, par lisle en laquele demouroit circe on entend la terre laquele est auironnee de toutes pars de nauires. (Mansion 1477, f. 209r a-v a)

Die Darstellung der potentiellen Interpretationen vollzieht sich unterschiedlich: Die historische Lesart des Ovid’schen Gedichts wird im französischen Text anders als im lateinischen Kommentar durch den Verweis auf die bekannte Mythensammlung Boccaccios und den bisher nicht identifizierten „theodon-

cius“ gestützt, wohingegen Augustinus nicht mehr erwähnt wird.²⁵ Indem der Übersetzer außerdem auf die mittels griechischer Wörter angebrachten etymologischen Erläuterungen verzichtet, die auf Fulgentius, Mythograph und Zeitgenosse Boethius’, zurückgehen, ist die allegorische Interpretation nicht mehr nachvollziehbar.²⁶

4. Fazit und Ausblick

In der Tradition der französischen Übersetzungen manifestiert sich die herausragende Rolle des *Liure de Boece de consolation de phylosophye* auf mannigfache Weise: Ein deutliches Streben nach rhetorischen Effekten zur Übertragung der literarischen Qualität des lateinischen Originals und Überbietung früherer französischer Übersetzungen durchzieht alle Gedichte. Anders als seine Vorgänger ist der Übersetzer durchgängig um Reimfülle bemüht, erzeugt äquivoke Reime, Binnenreime, nutzt *Figura etymologica*, *Polyptoton*, *Enjambement* und vor allem *Alliteration*. Als wichtigste Innovation erweist sich sein kreativer Umgang mit Versmaß und Reim. Erstmals in der französischen *Consolatio*-Geschichte wird die *variatio* des lateinischen Textes als Invariante begriffen und mit zahlreichen rhetorischen Elementen in die Übersetzung überführt. Zwar bietet dieser Beitrag nur Platz für erste Ergebnisse über texttraditionelle Phänomene des *Liure de boece*, diese weisen jedoch in eine klare Richtung: In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wird eine neue Texttradition geboren, deren komplexes Netz von Bezügen und Ausprägungen es zu erschließen gilt.²⁷

Es sei diesbezüglich erneut auf die Tradition der Grands Rhétoriciens verwiesen, die primär zwischen 1470 und 1520 im Herzogtum Burgund und dem

²⁵ Als diesbezüglich interessant erweist sich das scheinbar generelle Interesse Mansions an den zitierten Autoren. So hatte er bereits ein Jahr vor dem Erscheinen des *Liure de boece* eine französische Übersetzung von Boccaccios *De casibus virorum illustrium* herausgegeben (*De la ruine des nobles hommes et femmes*. – Brügge 1476). Im Jahre 1484 erscheint in Brügge seine eigene französische Übersetzung der *Metamorphosen* unter dem Titel *Ovide moralisé*.

²⁶ Bezüglich der Etymologie des Namens der Kirke vgl. Dain 2005: 217, Anm. 36: „Pour Circé, Fulgence écrit: *id est quasi diceret ciron | cr<in>e*. Dans la première partie du mot, on reconnaît χειρῶν, gén. pl. de χεῖρ (ἡ): la main, équivalent du latin *manuum* et dans *-cr<in>e* une forme issue du participe κρίνων, de κρίνω: juger, décider, c’est-à-dire *manuum iudicium*: le discernement donné par les mains.“ Bezüglich der Etymologie des Namens des Odysseus vgl. Dain 2005: 218, Anm. 48: „L’expression latine *omnium peregrinus*, étranger à tout, est la traduction latine exacte du grec ὄλων ξένος, *olon xenos* [...]. Pour Fulgence (Myth., II, 84), l’expression grecque serait l’étymologie du nom *Ulixes*, Ulisse.“

²⁷ Die von mir herausgestellte historische Wichtigkeit der Mansion’schen Elegie bietet einen möglichen Ansatz für komplexere Untersuchungen. Außerdem liefert der Boom prosimetrischer Werke im 15. Jahrhundert einen offensichtlichen Bezugsrahmen für texttraditionelle Analysen.

französischen Königreich (Zumthor 1978: 11), d. h. in demselben historischen Kontext wie ‚unsere‘ Übersetzung, zu verorten ist. Die Grands Rhétoriqueurs kreieren polymetrische Werke, bezeugen intentionalen Einsatz der Zäsur, legen Wert auf Reimfülle und verwenden in beachtlichem Maße alle rhetorischen Figuren, die ich für das Mansion’sche Werk herausgestellt habe. Insgesamt erreicht die kunstvolle Verwendung des Reims unter ihnen einen Höhepunkt.²⁸ Auch wenn die Stilmittel in der Übersetzung Mansions nicht so konzentriert wie in manchen Werken der Rhétoriqueurs zum Einsatz kommen, treten Parallelen in Methodik und Ästhetik deutlich hervor. Daher erscheint durchaus möglich, dass die Rhétoriqueurs der französischen Übersetzungstradition der *Consolatio* Beachtung schenken, schließlich ist ihre Bezugnahme auf Boethius selbst in der Forschung nachgewiesen. Sie haben nicht nur eine Vorliebe für das Prosimetrum, da es *rhétorique première* und *seconde* in harmonischer Vollkommenheit vereine, sondern betrachten die *Consolatio* als dessen Idealtyp (Goyet 1997: 182).²⁹ Angesichts dieser Boethius-Begeisterung sowie des gemeinsamen kulturellen Zentrums rund um den burgundischen Hof und die Druckereien sind wechselseitige Einflüsse zwischen dem anonymen Übersetzer und den Grands Rhétoriqueurs im Sinne eines gemeinsamen Diskursreservoirs von großer Wahrscheinlichkeit.

Um ein umfassendes Bild von der Übersetzung zu gewinnen, müssen sich ausgehend von den kontextualisierten Erkenntnissen über metrisch-rhetorische Aspekte Analysen zur sprachlichen Struktur anschließen. Erste Beobachtungen weisen daraufhin, dass der Übersetzer auch in Syntax und Lexik große Unabhängigkeit von seinen französischen Vorgängern beweist. Viel stärker als zuvor verwendet er lexikalische und syntaktische Latinismen, z. B. Infinitiv- und Partizipialkonstruktionen sowie Gerundien, um, ähnlich wie im literarisch-rhetorischen Bereich, den lateinischen Elementen direkte Äquivalente entgegenzustellen. Insgesamt ist das einzigartige, aber auch Kurs gebende *Liure de boece de consolation de phylosophye* ein äußerst fruchtbares Feld für weitere texttraditionelle Untersuchungen (vgl. Cremer im Druck).

²⁸ Vgl. hierzu Elwert ⁴1978: 93-98; Zumthor 1978: 234-237, 249, 269.

²⁹ Einflüsse der prosimetrischen Struktur der *Consolatio* auf die Rhétoriqueurs sind mehrfach belegt, z. B. in *Lunettes des princes* von Jean Meschinot (Zumthor 1978: 241f.) sowie im belehrenden und unterschiedliche Versformen integrierenden Prosimetrum *Le Séjour d’honneur* von Octavien de Saint-Gelais (vgl. Ménager 1997: 134, 137, 140f., 144, der auch auf Unterschiede zur *Consolatio* hinweist). Neben dem Prosimetrum stellt die Aufnahme didaktisch-dialogischer Elemente eine auffällige Parallele dar, wobei auch Allegorien als Gesprächspartner fungieren (Zumthor 1978: 181). Nicht unerheblich für die Dichtung der Rhétoriqueurs erscheint außerdem die boethianische Musiktheorie (Cornilliat 1994: 197, 527f., 592 etc.; Zumthor 1978: 198, 200).

Bibliographie

Quellen

- Mansion, Colard (1477): *Liure de boece de consolation de phylosophye*. – Brügge.
Moreschini, Claudio (2005): *Boethius, de consolatione philosophiae, opuscula theologica*. – München/Leipzig: Saur.
Renier de St. Trond (1381): *Commentaria super tractatum Boethii de consolatione philosophiae*. – Lüttich, Bibliothèque de l'Université, Ms. 348 (früher 705).

Literatur

- Albesano, Silvia (2006): „*Consolatio Philosophiae*“ *volgare. Volgarizzamenti e tradizioni discorsive nel Trecento italiano*. – Heidelberg: Winter.
Andersson, Benedikte (2001): Un genre et ses fonctions: L'exemple de l'élégie ronsardienne. – In: *Nouvelle Revue du XVI^e siècle* 19, 49-68.
Aquien, Michèle (2009): *La versification*. – Paris: PUF.
Baehr, Rudolf (1970): *Einführung in die französische Verslehre*. – München: Beck.
Böhler, Dietrich/Gronke, Horst (1994): Diskurs. – In: Gert Ueding (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Tübingen: Niemeyer, Bd. II, Sp. 764-819.
Brenner, Peter J. (1998): *Das Problem der Interpretation. Eine Einführung in die Grundlagen der Literaturwissenschaft*. – Tübingen: Niemeyer.
Carrai, Stefano (2003): Appunti sulla preistoria dell'elegia volgare. – In: Andrea Comboni, Alessandra di Ricco (Hg.): *L'elegia nella tradizione poetica italiana*, 1-15. Trient: Dipartimento di Scienze Filologiche e Storiche.
Clark, John E. (1975): *Élégie. The Fortunes of a Classical Genre in Sixteenth-Century France*. – Den Haag/Paris: Mouton.
Cornilliat, François (1994): „*Or ne mens*“. *Couleurs de l'Eloge et du Blâme chez les „Grands Rhétoriciens*“. – Paris: Champion.
Coseriu, Eugenio (1978): Falsche und richtige Fragestellungen in der Übersetzungstheorie. – Wieder in: Wolfram Wilss (Hg.) (1981): *Übersetzungswissenschaft*, 27-47. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
Coseriu, Eugenio (2007): *Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens*. – Tübingen: Narr.
Cremer, Désirée (2012): Boethius' Schöpfungshymnus (III 9m) in der Übersetzung von Alberto della Piagentina. Aspekte einer neuen Texttradition und ihrer mikrostrukturellen Versprachlichungsmittel. – In: Daniela Pirazzini, Francesca Santulli, Tommaso Detti (Hg.): *Übersetzen als Verhandlung*, 47-72. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
Cremer, Désirée (im Druck): *Boethius französisch. Zur diskursiven Vernetzung mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Consolatio-Übersetzungen*. – Frankfurt a. M.: Klostermann.
Cropp, Glynnis M. (Hg.) (2006): *Le Livre de Boece de Consolation*. – Genf: Droz.

- Cropp, Glynnis M. (2007): Boethius in Translation in Medieval Europe. – In: Harald Kittel u. a. (Hg.): *Übersetzung. Ein internationales Handbuch zur Übersetzungsforschung*. Berlin/New York: De Gruyter, Bd. II, 1329-1337.
- Cropp, Glynnis M. (2011): Introduction. – In: dies. (Hg.): *Böece de Confort remanié*, 7-30. London: Modern Humanities Research Association.
- Dain, Philippe (2005): *Mythographe du Vatican* 3. – Besançon: Presses Universitaires de Franche-Comté.
- Desonay, Fernand (1951): Rezension zu Jean Frappier (1948): *Jean Lemaire de Belges. Les Épîtres de l'Amant vert*. Lille/Genf: Giard/Droz. – In: *Revue belge de philologie et d'histoire* 29.1, 184-186. <<http://www.persee.fr>> [gesehen: 15.03.2012].
- DHLF = Rey, Alain (2012): *Dictionnaire historique de la langue française*. Nouvelle édition augmentée. – Paris: Le Robert.
- DMF = *Dictionnaire du moyen français (1330-1500)*. ATILF CNRS – Nancy Université, version 2010. <<http://www.atilf.fr/dmf>> [gesehen: 15.03.2012].
- Eggert, Elmar (2010): „Die Eigenschaften der Dinge“. *Zur Übernahme und Entwicklung der fachlichen Texttradition der Enzyklopädie im kastilischen Spätmittelalter*. – Bochum (bisher unveröffentlicht).
- Elwert, Theodor W. (⁴1978): *Französische Metrik*. – München: Hueber.
- FEW = Wartburg, Walther von (1922-2002): *Französisches etymologisches Wörterbuch. Eine Darstellung des galloromanischen Sprachschatzes*. – Bonn u. a.: Klopp u. a. 25 Bde.
- Folena, Gianfranco (1991): *Volgarizzare e Tradurre*. – Turin: Einaudi.
- Glei, Reinhold F./Kaminski, Nicola/Lebsanft, Franz (2010): Einleitung. – In: dies. (Hg.): *Boethius Christianus? Zur Rezeption von Boethius' ‚Consolatio Philosophiae‘ in Mittelalter und Früher Neuzeit*, 1-17. Berlin/New York: De Gruyter.
- Gouvard, Jean-Michel (1999): *La versification*. – Paris: PUF.
- Goyet, Francis (1997): Conclusion. – In: *Grands Rhétoriciens*, 179-184. Paris: Presses de l'École Normale Supérieure.
- Greiner, Norbert (2004): *Übersetzung und Literaturwissenschaft. Grundlagen der Übersetzungsforschung*, Bd. I. – Tübingen: Narr.
- Gruber, Joachim (²2006): *Kommentar zu Boethius, De Consolatione Philosophiae*. – Berlin/New York: De Gruyter.
- Halporn, James W./Ostwald, Martin (1962): *Lateinische Metrik*, übers. v. Herbert Ahrens. – Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (Studienhefte zur Altertumswissenschaft 8).
- Hempfer, Klaus W. (2010): Zum begrifflichen Status der Gattungsbegriffe: von ‚Klassen‘ zu ‚Familienähnlichkeiten‘ und ‚Prototypen‘. – In: *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur* 120, 14-32.
- Kabatek, Johannes (2004): Tradições discursivas e mudança lingüística. Online-Version eines Vortrags im Rahmen des PHPB em Itaparica, Bahia. <<http://www.kabatek.de/discurso>> [gesehen: 15.03.2012].
- Klopsch, Paul (1972): *Einführung in die mittellateinische Verslehre*. – Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Koch, Peter (2008): Tradiciones discursivas y cambio lingüístico: El ejemplo del tratamiento ‚vuestra merced‘ en español. – In: Johannes Kabatek (Hg.): *Sintaxis histórica del español y cambio lingüístico: Nuevas perspectivas desde las Tradiciones Discursivas*, 53-87. Madrid/Frankfurt a. M.: Vervuert/Iberoamericana.

- Lebsanft, Franz (2005): Kommunikationsprinzipien, Texttraditionen, Geschichte. – In: Angela Schrott, Harald Völker (Hg.): *Historische Pragmatik und historische Varietätenlinguistik in den romanischen Sprachen*, 25-43. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen.
- Lebsanft, Franz (2006): Sprecher zwischen Tradition und Innovation: Zum Problem von ‚Diskurstraditionen‘ und ‚Diskursgemeinschaften‘ am Beispiel der Sprache der Politik. – In: *Zeitschrift für romanische Philologie* 122, 531-548.
- Lebsanft, Franz (2010): Der Trost der Philosophie und die christliche Tugend der Demut. Reniers de Saint-Trond lateinischer Kommentar (ante 1381) und Colard Mansions französische Übersetzung (1477) der kommentierten *Consolatio Philosophiae*. – In: Reinhold F. Gleis, Nicola Kaminski, Franz Lebsanft (Hg.): *Boethius Christianus? Zur Rezeption von Boethius‘ ‚Consolatio Philosophiae‘ in Mittelalter und Früher Neuzeit*, 303-331. Berlin/New York: De Gruyter.
- Lebsanft, Franz (2011): Stufen der *énonciation* und mehrfache Rahmung: Textstrukturen in Colard Mansions *Liure de boece de consolation de phylosophye* (1477). – In: Wolfgang Dahmen u. a. (Hg.): *Die romanischen Sprachen als Wissenschaftssprachen*. Romanistisches Kolloquium XXIV, 3-31. Tübingen: Narr.
- Mahler, Andreas (2010): Diskurs. Versuch einer Entwerrung. – In: *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur* 120, 153-173.
- Ménager, Daniel (1997): Vers et prose dans *Le Séjour d’honneur* d’Octavien de Saint Gelais. – In: *Grands Rhétoriciens*, 133-144. Paris: Presses de l’École Normale Supérieure (Cahiers V.-L. Saulnier 14).
- Moorhead, John (2009): Boethius’ Life and the World of Late Antique Philosophy. – In: John Marenbon (Hg.): *The Cambridge Companion to Boethius*, 13-33. Cambridge: Cambridge University Press.
- Pepe, Luigi (1954): La metrica di Boezio. – In: *Giornale Italiano di Filologia* 7, 227-243.
- Scheible, Helga (1972): *Die Gedichte in der Consolatio Philosophiae des Boethius*. – Heidelberg: Winter.
- Segre, Cesare (1953): *Volgarizzamenti del Due e Trecento*. – Turin: UTET.
- Selig, Maria (1994): ‚Weitergeschriebene‘ Texte. Der altokzitanische *Boeci* und seine lateinischen Quellen. – In: Hildegard L. C. Tristram (Hg.): *Text und Zeittiefe*, 149-184. Tübingen: Narr.
- Shanzer, Danuta (2009): Interpreting the Consolation. – In: John Marenbon (Hg.): *The Cambridge Companion to Boethius*, 228-254. Cambridge: Cambridge University Press.
- Stotz, Peter (1982): *Sonderformen der sapphischen Dichtung*. – München: Fink.
- Suchier, Walther (²1963): *Französische Verslehre auf historischer Grundlage*, 2. Auflage bearb. v. Rudolf Baehr. – Tübingen: Niemeyer.
- Titzmann, Michael (1989): Kulturelles Wissen – Diskurs – Denksystem. Zu einigen Grundbegriffen der Literaturgeschichtsschreibung. – In: *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur* 99, 47-61.
- TLF = Imbs, Paul/Quemada, Bernard (Hg.) (1971-1994): *Trésor de la langue française. Dictionnaire de la langue du XIX^e et du XX^e siècle (1789-1960)*. – Paris: Centre National de la Recherche Scientifique. 16 Bde.
- Warnke, Ingo (2007): Diskurslinguistik nach Foucault – Dimensionen einer Sprachwissenschaft jenseits textueller Grenzen. – In: ders. (Hg.): *Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände*, 3-24. Berlin/New York: De Gruyter.

- Wilhelm, Raymund (2011): Lombardische Schreibtraditionen im 14. und 15. Jahrhundert. Zur empirischen Methodik der historischen Sprachwissenschaft. – In: Sarah Dessi Schmid, Jochen Hafner, Sabine Heinemann (Hg.): *Koineisierung und Standardisierung in der Romania*, 151-169. Heidelberg: Winter.
- Wittgenstein, Ludwig (2001): *Philosophische Untersuchungen*, kritisch-genetische Edition, hg. v. Joachim Schulte. – Frankfurt a. M.: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Zumthor, Paul (1978): *Le masque et la lumière. La poétique des grands rhétoriciens*. – Paris: Seuil.

Appendices

Buch 1, Metrum 1

- 1 IE qui jadis ay fait dittiers joyeux
Par estude flourissant doloureux
^[f. 19 v a] Las suis constraint commencer par misere
Metres tristes de dolante matere
- 5 Car mes muses deschirez me dittent
Choses que doy escrire, et me jncitent
Puis les metres de misere y ont place
Qui de vrais pleurs fort arrousent ma face
Aumoins cremeur de nul na peut deffendre
- 10 Nos compaignes de nostre chemin prendre
Celles muses furent jadis la gloire
De ma jonesse verdoyant. et aincoire
Me consolent en mon aduersite
Triste ancien com homme a vers cite
- 15 Vieillesse vint hastiue inopinee
A moy dolant par male destinee
Et ma douleur commanda a vieillesse
Entrer en moy ains quen fust hors jonesse
Deuant leur temps cheueux blans et chenus
- 20 ^[f. 19 v b] Sont expandus en mon chief et venus
Mon cuir lasche fait tout mon corps trembler
Et par soussi sa nourreture embler
On dit la mort des hommes estre eureuse
Qui ne vient pas en saison plentureuse
- 25 Mais des tristes moult souuent appelee
Elle y affuit nue seche et pelee
Las que de moult sourde oreille elle ascoute
Les maleureux, com celui qui not goutte
Et la cruele denie fermeture
- 30 Aux yeulx plourans qui de viure nont cure
Comme fortune fausse si me blandist

- Et que apres moy par biens mondains tendist
Leure triste de mort auoit plongie
Presque mon chief de doleur tout rongie
35 Mais maintenant pource que icelle obscure
Ma ja mue sa face fausse et sure
Ma male vie ma prolongie ^[f. 20^r a] demeure
Non agreables dont ie maudis les heures
O, mes amis, pour neant tant me vantiez
40 Le bien eureux, pourquoy tel me teniez
Cil nestoit pas en estable degre
Qui en est cheut et non pas de son gre.

Buch 1, Metrum 7

- 1 Estoille mucee
De noire nuee
Nullement ne donne
Sur nous sa lumiere
5 Sa la mer tournee
Auster moult meslee
chaleur fort foisonne
Leaue de maniere
Clere que verriere
10 Seraine et entiere
Aux clers jours consonne
Sans estre troublee
Tantost muse arriere
Sa beaute premiere
15 Du fons ordoyee
A loeul fait ensonne
Se leaue habandonne
Son cours et resonne
En roche brisee
20 Tendant a riuiere
Monlt souuent sentonne
^[f. 88^v a] Comme en vne tonne.
En haulte quarriere
Tu semblablement
25 Se voeulz clerement
Veoir verite
Et par deoit sentir
Aller seurement
Sans encombrement
30 Ou aduersite
Tu dois tout premier

- Joyes dechassier
Cremeur denier
Espoir despite
35 Doleur soit absent
Car on peut jugier
Le cuer prisonnier
Et du tout plongier
En mendicite
40 Serre tellement

Buch 2, Metrum 1

- 1 Quant fortune la diuerse
Ses offices change ou verse
Comme euripus se reuerse.
En seschauffant fort bouillonne.
5 Toult et donne.
Par son estrange nature.
Auec toutes gens conuerse
Sus les cremus roys ex^[f. 93 v b]cerce
Ses tours, et fait a reuerse
10 Gesir, puis les habaudonne
Et sadonne.
Au vaincu dont prent la cure.
Et de sa desconfiture.
Tost le relieue et le cure.
15 Elle se rit par droiture.
Des plourans comme peruerse.
Et tresperce.
Ses subiectes quelle guerdonne.
Lun de tresaspre poincture.
20 Autre adoulcist par oincture.
Jamais ne se desnature.
En dressant lun, lautre enuerse.
Et le berse.
Ainsi ses forces foisonne.
25 Nul de ses folz nassaisonne
Et a nullui ne pardonne
Mais tousiours leur liure ensonne
Et se celle fausse et dure
Dauenture
30 Nest a aucun homme aduerse
Par cestui elle achoisonne
^[f. 94 r a] Les autres et les combonne

- Et montre quelle est tresbonne
Par cest miracle ou figure
35 Qui est sure
A ceulx quelle controuerse.

Buch 4, Metrum 3

- 1 QVant le duc vlixes ^[f. 207 v b] se retournoit de troye
Après quil eust perdu par mer ses gens sa proye
Droit en lisle ou circe demouroit print sa voye
Eurus soufflant ses voilles rudement lui enuoye
5 Tantost enuers circe ses espies auoye
Mais de leur embassade grandement leur ennoye.
Celle circe estoit la fille du soleil
Denchanter toutes gens nul nestoit son pareil
A ses hostes nouueaux fist merueilleux toueil
10 Beuurages leur donna dun enchante bareil
Lun mue en sengler est par son appareil
Lautre deuent lion ruyant faisant resuel
Cestui lou deuenu sapareille a plourer
Mais a tous fait paour par son terrible vller
15 Lautre mue en tigre doucement habiter
Fait soubz ses couuertes sans riens nullui greuer
Et combien que mercure ait volu preseruer
^[f. 208 r a] Vlixes de ses chermes et telz maulx escheuer
Toutesfois ses soichons et tous ses mariniers
20 Qui furent enchantez de la issent les mengiers
De bledz, cerchans les glans par chemins et sentiers
En voix et corpulence ne demeurent entiers
Mais la seule pensee remaint qui volentiers
Gemiroit pour les monstres dont sueffre telz dangiers
25 O tresfacilles euures, et herbes jmpuissans
Qui combien que des membres muer soyent puissans
Toutesfois les vigneurs des hommes sont gisans
Pardedens leur corage par art eulx tapissans
Mais les venins des vices sont tenus pour plusfors
30 Qui du tout percent lame et ne grieuent le corps
De quoy on se percoiue en riens ou pardehors
Les cuers naurez diceulx forsennent ou sont mors

Miriam Wittum

Die Handschrift als Umfeld. Zeitgeschichtliche Texte in einem norditalienischen Hausbuch des späten 15. Jahrhunderts

1. Einleitung

In meinem Beitrag möchte ich zwei Einzeltexte in ihrem konkreten Überlieferungskontext analysieren und davon ausgehend Rückschlüsse ziehen auf die Entwicklung der Diskurstradition, der sie angehören.

Dabei werde ich zunächst die beiden *poemetti* kurz vorstellen, die in einer reich illustrierten spätmittelalterlichen Handschrift mit vor allem religiös-erbaulichem Inhalt abgeschrieben wurden. Anschließend werde ich auf die Diskurstradition, der sie zugeschrieben werden können, eingehen. Zurückkehrend zur Handschrift, will ich versuchen zu zeigen, dass deren Zusammenstellung und materielle Beschaffenheit Aussagen über die Kommunikationsform beziehungsweise Verwendung des einzelnen Textes ermöglichen. Die Handschrift als Ganze lässt nämlich Rückschlüsse auf die konkreten „Umfelder“ jener beiden Texte im Sinne von Coseriu (1955-1956) zu. Dieser soziokulturelle Bezug soll schließlich in Beziehung mit Entwicklung und Wandel der Diskurstradition der beiden *poemetti* gebracht werden.

2. Zwei zeitgeschichtliche Texte im bergamaskischen Codex Cassaforte 3.3

In der bergamaskischen Handschrift Codex Cassaforte aus dem ausgehenden 15. Jahrhundert finden sich neben vor allem religiösen Texten auch zwei *poemetti*, die zeitgenössische Geschehnisse betreffen: *Le imprese di Uson Casano in Albania* (Bl. 106r-107v) und die *Storia della guerra del re di Spagna contro il re di Granada* (Bl. 116r-134r). Im erstgenannten Text ist die Rede von Uzun Hasan, turkmenischer Feldherr und Alliiertes des Papstes Sixtus IV. und König Ferdinands I. von Aragón, König von Neapel (im Text: „re Ferrante“). Thematisiert sind seine siegreichen Kämpfe gegen die Türken unter Mehmed I. („el

Turcho“) und die Bekehrung eines seiner Mitstreiter zum Christentum. Im Anschluss an diesen Text nennt sich der Schreiber samt Abschreibedatum und präzisiert Jahr und Ort der im *poemetto* erzählten Ereignisse:¹

Ego Antonio de Suardis scripsi 1492 die 19 novenbris.
Questi gueri si fo fati a di vintatri de Mazo 1474, e si fo fati là in Albania chi era
terre de la Turchia. (*Uson Casano Suardi*, Bl. 107v)

Im zweiten Text, der *Storia della guerra del re di Spagna contro il re di Granada*, (Bl. 116r-134r) geht es um die Eroberung Granadas im Januar 1492 durch die katholischen Könige Ferdinand II. von Aragonien und Isabella von Kastilien, genannt wird nur Ferdinand (im Text: „re Ferrante“) und zahlreiche Mitstreiter. Gegenspieler sind Boabdil (Muhammad XII; im Text: „re Bolasem“), dessen Sohn („re Quieto“) und die Mauren („mori cani“). Die Einnahme der Stadt ist allerdings am Textende noch nicht abgeschlossen – mit einem formelhaften „Lasamo star de la oribel guera“ wendet sich der Berichterstatter vom Kriegsschauplatz ab –, sondern wird mit der letzten Strophe von Gott erbeten:

Ora si pregamo l'eterno re di Gloria
e la sua madre Virgine Maria
cha re di Spagna di' tanta victoria
de aquistar Granata in so bailia
E che l'ornata e valor[sa] istoria
in honore de Iesu Cristo fata sia.
Victoria abia per terra e per mare
al vostro honore è dito sto cantare.
(*Guerra Spagna Suardi*, LVII, Bl. 133v-134r)

Gefolgt ist auch dieser Text von einem Kolophon, das den Schreiber (*Ego Antonius de Souardis subscripsi*) und das Datum nennt (17. Juni 1493). Im Gegensatz zum ersten Text hat aber der Schreiber die Ereignisse nicht in Bezug auf die eigene *origo* eingeordnet, also die erfolgreiche Einnahme der Stadt festgestellt, obwohl die Nachricht gut anderthalb Jahre später auch bis Bergamo gekommen sein dürfte. Vor allem dieser zweite Text ist mit mehreren sehr lebendigen Illustrationen versehen, die sich auf den Textinhalt beziehen.²

Keiner der Texte trägt einen Titel. Beide sind in Oktavenstrophen (d. h. in *ottava rima*, nach dem Schema abababcc) abgefasst, wobei die Stropheneinteilung

¹ Die Transkription anhand der Fotoreproduktion der Handschrift (*Leggende* 2005) stammt von der Autorin. Zur besseren Verständlichkeit füge ich moderne Getrennt- und Zusammen- sowie Groß- und Kleinschreibung, Akzente und Interpunktion ein. Dasselbe gilt für die weiter unten transkribierten Teile aus Inkunabeln, es sei denn, sie entstammen Sekundärliteratur.

² Auf Bl. 105v, dem nur zwei Blätter umfassenden *Uson Casano Suardi* unmittelbar vorangehend, befindet sich eine sicher zu diesem Text gehörende Federzeichnung, auf der zwei berittene Truppen um eine befestigte Stadt herum dargestellt sind.

lung für die wenigsten metrischen Einheiten auch graphisch umgesetzt wird: Die metrisch sieben Oktavenstrophen von *Uson Casano* hat der Schreiber zu 14 graphischen „Quartinen“ gruppiert. Die *Guerra Spagna Suardi* dagegen, die aus 57 Oktavenstrophen besteht, ist als fortlaufender Text mit rubrizierten Versanfängen – sog. Versalien – angeordnet, eine Ausnahme bilden dabei die letzten acht Strophen, wo die Oktaven auch visuell, nämlich durch Freilassen einer Zeile zwischen den Strophen, erkennbar sind. Das kann man so interpretieren, dass dieser Text als Nicht-Prosa gekennzeichnet ist, aber die metrische Einteilung unwichtig wird. Sehen wir uns kurz die Strophen I und XLVI der *Guerra Spagna* an:

O re di re della superna gloria,
o vero o vivo fonte de piatade,
de' piacerte, Signore, donare victoria
ala meschina tua cristianitade
be[n]ch' e' sia indegno, mi presti memoria
de sequitare cum le rime ornate
et de trattare la guerra insmesurata
che el re di Spagna fa al re di Granata.
(*Guerra Spagna Suardi*, I, Bl. 116r)

Lasamo il re di Spagna l'armata
e del smesurato e gran assedio,
tornamo a' mori e re di Granata
che de continuo davan remedio
a la città de Malica è sedrata
dubitando che non andase in predio.
Dentro mandò molti gran capitani
qual veneno de paiesi lontani.

(*Guerra Spagna Suardi*, XLVI, Bl. 129v)

In Strophe I ruft der Erzähler zunächst Gott an, um Beistand für die Christenheit allgemein und dann für sich selbst als Erzähler zu erbitten. Dann wird, gewissermaßen als Titel, das Thema genannt. Für Strophe XLVI weise ich auf die formelhafte (und mehrfach im Text vorkommende) Wendung *lassamo ... e tornamo* hin, die den Wechsel der Schauplätze anzeigt.

Obgleich sich die beiden Texte in einem handschriftlichen Codex befinden, legen die eben skizzierten makrostrukturellen Merkmale, die Form der Oktavenstrophe sowie die Aktualität der Berichterstattung eine Zuordnung beider *poemetti* zur Diskurstradition der *Guerra in ottava rima* beziehungsweise *historie*, eines Flugschriftentyps, nahe.

3. Eine Diskurstradition der mittleren Ebene: die *historia*/*Guerra in ottava rima*

Bei der *historia* beziehungsweise *Guerra in ottava rima* handelt es sich um eine Diskurstradition der mittleren Ebene beziehungsweise eines „mittleren Komplexitätsgrades“, wenn man die Terminologie von Wilhelm (2001: 468) zugrun-

de legt.³ Wir haben es hier mit einer der beiden Leitgattungen der Flugschriften zu tun, die im 16. Jahrhundert in Italien verbreitet waren. Eine leicht zugreifbare und ausführliche Dokumentation steht mit GOR (1989) zur Verfügung, diskurstraditionell und varietätenlinguistisch beschrieben ist die Gattung in Wilhelm (1996). Die Textgattung der *historie* lässt sich medial, inhaltlich und formal wie folgt umreißen: Zunächst einmal ist eine Flugschrift drucktechnisch „eine aus mehr als einem Blatt bestehende selbständige Druckschrift“, die *aktuell* (dazu gehört auch das Merkmal „Wirklichkeitsbericht“) und *öffentlich* ist (Wilhelm 1996: 45-47). Thematisch betreffen *historie* v. a. Kriegsberichte (eben „guerre“), aber auch Einzüge („entrate“) von Herrschern; daneben gibt es in geringerem Ausmaß Berichte über andere aktuelle Geschehnisse, etwa Entdeckungen in der Neuen Welt (vgl. Wilhelm 1996: 126).⁴ Evident ist des Weiteren die formale Herkunft aus dem *cantare*, nämlich aufgrund der entsprechenden Makrostruktur, der Formelhaftigkeit wie oben angedeutet und einiger weiterer erzählerischer und sprachlicher Merkmale (vgl. Ivaldi 1989: 37f.).⁵ Beer (2007: 447) spricht von einem „tronco preesistente di una ricchissima e antica tradizione di poesia politica e storica.“ Eine prominente Rolle als Produktionsstätte der *historie* nahm übrigens Venedig ein, das propagandistisches Interesse daran hatte, als christlicher Schutzwall dazustehen. Die spezifische Form „in ottava rima di impronta toscana“ garantierte dabei die überregionale Verständlichkeit (vgl. Beer 2007: 448).

Wie die *cantari* wurden diese Texte anfangs, zumindest teilweise, von Bänkelsängern vorgetragen oder auch gesungen und dann eben als *historie* zum Verkauf feilgeboten (was auch in den Werken selbst oft genug thematisiert wird), standen also der Mündlichkeit recht nahe und können von daher als „semi-oral“ bezeichnet werden.⁶ Für handschriftliche *poemetti* dieser Art des 14. Jahrhunderts ist dokumentiert, dass sie nach dem Vortrag des *cantastorie* in der Öffentlichkeit, z. B. am Kirchtor, aufgehängt wurden, wo sie gelesen und auch kopiert werden konnten (vgl. Beer 2007: 443f.).

Ivaldi (1989) beschreibt die historische Entwicklung der Diskurstradition in drei Phasen von jeweils 30 Jahren; Wilhelm (1996) präzisiert hinsichtlich der Länge, also der Seitenzahl der Flugschriften. In der ersten Phase vom Beginn

³ Im Gegensatz dazu wollen Schrott/Maaß 2010: 317 die Gattungen als „historisch konkretisierte Konstellationen bzw. Bündel von Diskurstraditionen“ verstanden wissen.

⁴ Der Name resultiert aus der häufigen Selbstbezeichnung mit dem eigentlich generischen *historia*, das hier aber deutlich als Gattungsname verwendet wird und sowohl das Medium als auch den Texttyp bezeichnet (Wilhelm 1996: 127-130).

⁵ Vom *cantare* unterscheidet sich die *historia* neben der Medialität unter anderem durch die ihr eigene Aktualität sowie durch ihren Wahrheitsanspruch. Die Übergänge sind freilich fließend. – Zur Historizität von Diskurstraditionen und ihrer *creatio ex aliquo* vgl. Koch 1997: 62, 71.

⁶ Zum Paradoxon des die ‚mündliche Kultur‘ überliefernden Frühdrucks vgl. Burke 1988.

des Drucks in Italien 1471 bis 1501, die man als ‚Ausprobierphase‘ bezeichnen könnte, gibt es 51 (erhaltene) Editionen in allen Ausmaßen.⁷ Zwischen 1502 und 1531 wird die Produktion auf 150 Editionen gesteigert. In dieser zweiten Phase sind die Flugschriften meist kurz, umfassen also 2-8 Blätter. Auch eine formale Wandlung ist feststellbar; die Schrifttype ändert sich, der zuvor oft fehlende Titel wird hinzugefügt, häufig sogar ein Titelblatt und ein illustrierender Holzschnitt (Ivaldi 1989: 41). Wilhelm (1996: 125) spricht hier von der „Konventionalisierung“ der Gattung. Die dritte Phase, 1532-1561, ist durch ein Abflauen der Produktion gekennzeichnet, wobei die *historie* entweder sehr kurz oder sehr lang sind. Von den 77 Publikationen sind zudem (und damit sehr viel mehr als zuvor) 69% Nachdrucke älterer *historie*, womit die Schriften ihren Aktualitätscharakter verlieren. Es lässt sich also eine langsame Auflösung der Gattung ‚Flugschrift in *ottava rima*‘ feststellen, die auch geschichtliche Gründe hat: Die kriegerische Zeit geht zu Ende.⁸

Formal betrachtet entwickelt sich die *historia* von einer semi-oralen zu einer literalen Diskurstradition (vgl. Wilhelm 1996: 157ff.): Die natürlich weiter bestehende Dichtung in *ottava rima* wird zunehmend länger und geht unter Einfluss des Ritterromans zu einer literarischen Gattung über. Dies hängt offenbar auch mit der gebundenen Sprache zusammen, da der Vers in dieser Zeit immer mehr zu einem Kennzeichen von Fiktionalität wird, was er zuvor nicht war.⁹ Die Funktion hingegen, also der aktuelle, als gedruckte Flugschrift verbreitete kurze Bericht, verlagert sich auf die *avvisi*.

Die in der bergamaskischen Handschrift enthaltenen *historie* sind als gedruckte Flugschriften in GOR (1989) bibliographiert, teils auch abgedruckt. Die Textgestalt der Inkunabeln entspricht grundlegend jeweils derjenigen in der Handschrift; sie könnten also als Vorlage für die Abschriften im bergamaskischen Codex gedient haben. Unterschiede betreffen vor allem die Länge, dann auch die sprachliche Form. Ein früher, vermutlich florentinischer Druck ist von den Feldzügen Uzun Hasans erhalten: *Uson Casano*, Biblioteca Centrale Nazionale di Firenze, Magliab. L.6.23/b, Florenz, Nicolò di Lorenzo, ca. 1477.¹⁰

⁷ Wilhelm 1996: 125 teilt ein in kurze (4-10 Blätter), mittellange (10-20 Blätter) und lange Flugschriften.

⁸ Von daher gab es ein kurzes Wiederaufleben der *Guerre in ottava rima* anlässlich der Seeschlacht von Lepanto 1571 (vgl. Ivaldi 1989: 43). Offenbar wurde die Gattung aber danach nicht für andere Thematiken in Anspruch genommen.

⁹ Zu dieser Tendenz vgl. u. a. Koch 1997: 66.

¹⁰ In den hier genannten Flugschriften selbst fehlen die Angaben zu Druckort, -jahr und Typograph; sie wurden von den Herausgebern von GOR 1989 aufgrund typographischer Vergleiche erschlossen.

Von den 36 Strophen dieser Version entsprechen nur die letzten sieben Oktaven in etwa den im Codex Cassaf. 3.3 enthaltenen.¹¹ In den vorangehenden Strophen ist von anderen Unternehmungen Uzun Hasans die Rede.

Zur Schlacht um Granada sind mehrere Versionen überliefert, von denen hier insbesondere zwei von Interesse sind: *Guerra Spagna 1*, Biblioteca Nazionale di Napoli, SQ.VIII.C.38/2 (= GOR IV.2.1.), Mailand, Leonhard Pachel, nach 1492. Diese früheste Version mit 76 Strophen ist mit dem Text in der Handschrift fast deckungsgleich, wobei letztere aber wieder einige Strophen auslässt, und zwar an unterschiedlichen Stellen. Andererseits überliefert die Handschrift drei Strophen (XXVIII, XXXV, XXXVI), die die mailändische Inkunabel nicht wiedergibt, die aber wiederum in einem späteren Druck enthalten sind: *Guerra Spagna 2*, Biblioteca Trivulziana, Milano, Inc.C.257/5 (= GOR IV.2.2.), Venedig, ca. 1500.¹²

Diese vollständiger erscheinende Version besteht aus 80 Oktaven, d. h. den 76 von *Guerra Spagna 1* mit den dreien der Handschrift (die jene nicht mit *Guerra Spagna 1* gemein hat) sowie einer in beiden anderen Versionen fehlenden Strophe. Wenn die Zuordnung der Herausgeber von GOR stimmt, wäre diese Version allerdings als Vorlage zu neu für die Handschrift von Antonio de' Suardi, die ja auf 1493 datiert ist. Man muss also von einer verlorengegangenen Mittelversion ausgehen.¹³

Die Handschrift gibt die Texte wie gesagt in jeweils den Drucken sehr ähnlicher Textgestalt wieder, mit den erwähnten Auslassungen. Insofern halte ich eine Abschrift vom Druck für durchaus wahrscheinlich.¹⁴ Eine bemerkenswerte inhaltliche Variante findet sich in der Schlussformel von *Uson Casano*, die im Druck lautet: „or preghiamo Iddio che ne dia uettoria / al uostro honore è finita

¹¹ Der Wegfall der Oktaven I-XXIX ist sicherlich nicht auf fehlende Blätter zurückzuführen, wie das für andere Texte der Handschrift festgestellt werden kann; die den *Uson Casano* enthaltende Lage ist vollständig. Dass es sich nur um eine Teilabschrift handelt, ist im Übrigen schon von daher erkennbar, dass die Handschrift keine der üblichen Eingangsstrophen (mit *invocatio* und Themanennung) enthält.

¹² Dieser Druck ist mit dem Namen des (wahrscheinlichen) Autors versehen: Antonio Farina. Ein solcher ist in der Handschrift nicht genannt.

¹³ Daneben sind in GOR fünf weitere Flugschriften dieses Großereignisses dokumentiert, bis ca. 1500, bis zu 140 Strophen, aus verschiedenen Druckorten, vgl. GOR 1989, Bd. I: 169-172. Wie der Bibliographie und auch den teils abgedruckten *Guerre* selbst zu entnehmen ist, sind dies von sehr unterschiedliche *componimenti* des Themas, vgl. GOR 1989, Bd. I: 169-172 und Bd. IV: 225-252.

¹⁴ Gerade in den Anfängen des Drucks war das handschriftliche Kopieren eines gedruckten Textes kein ungewöhnlicher Vorgang, mit dem Argument, dass die Handschrift mehr Dauer habe (vgl. Müller 1988). – Für den Codex Cassaforte 3.3 zieht Banfi 1999: 192 für einen Text, die Legende des Giovanni Boccadoro, die Möglichkeit der Abschrift von einem (erhaltenen) Druck zumindest in Erwägung.

la storia“, wohingegen die Handschrift den folgenden Wortlaut überliefert: „Noi pregaremo Cristo che ce dia victoria / in questo mondo, e in l'altro la gloria“. Wo in der Flugschrift mit der Wendung ans zuhörende Publikum die Textgrenze markiert ist, enthält der Text in der Handschrift mit vermutlich individuellem Leser eine allgemeine Gebetsformel. Bei der *Guerra Spagna* hingegen ist der Wortlaut der Schlussstrophe in allen drei Versionen derselbe wie oben zitiert, sie endet mit „al vostro honore è dito sto cantare“. Sprachlich kommt es vor allem auf phonetischer Ebene zu Anpassungen. Sehen wir uns eine Strophe aus *Uson Casano* in der Handschrift im Vergleich mit der Inkunabel an. Die Rede ist von *el Turcho*, also vom Machthaber der Türken:

Non ve dubitare s'el à fato aquisto
che la gabela lui potrà pagare:
da che Negroponte feze tristo
molti signori lui à fato turbare
La signoria, re e papa Sisto
et altri signori se dà da fare
solicitando via i cristiani
a morte e destrucion di Turchi cani.
(*Uson Casano Suardi*, V, Bl. 107r)

E non dubitar s'egli à fatto aquisto
che la ghabella ne potrà paghare,
dapoi che Negroponte fece tristo
di molti cristiani à fatto turbare.
La signoria, il re e 'l papa Sisto
e molti altri signori che si dàn da ffare
e tuctavia sollecita e' cristiani
a morte et destrutione de' turchi chani.
(*Uson Casano*, XXXIV)

Einerseits sind im handschriftlichen Text einige allgemeinere norditalienische Kennzeichen zu erkennen. Dazu gehören die Assibilierung („feze“) und die einfache Konsonanz („fato“, „gabela“, „solicitando“). Auf morphosyntaktischer Ebene ist eine Tendenz zum Subjektausdruck feststellbar („lui potrà pagare“; „lui à fato turbare“), was insofern relevant ist, als in den norditalienischen Dialekten heute als Teil der Galloromania die Setzung des Subjektpronomens obligatorisch ist (vgl. Wilhelm 2007: 27-30). Als norditalienisch-populäres Merkmal zu deuten ist die fehlende Kongruenz von Subjekt und Prädikat hinsichtlich des Numerus, auch wo das Subjekt im Plural dem Verb im Singular vorangeht, in den Versen 5f. (vgl. Bonomi 1983: 267). Nun trifft man zwar gerade dieses Merkmal nicht selten auch in den Flugschriften an, ja kann es sogar als dafür typisch deuten (Wilhelm 1996: 449), es taucht für die hier diskutierten Texte indes deutlich häufiger in der Handschrift auf. Ein ähnliches Bild ergibt sich für die jeweiligen Versionen der *Guerra Spagna*.¹⁵

Andererseits sind die beiden *Guerre* im Gegensatz zu anderen Texten der Handschrift eigentlich nur schwach regional ausgeprägt. Und das, obwohl diese natürlich ebenfalls in einer Einzeltextradition stehen, also von Vorlagen abge-

¹⁵ Wobei *Guerra Spagna 1* toskanisierter erscheint als die zweite, in Venedig gedruckte Version.

schrieben oder abgehört – nicht neu verfasst – wurden.¹⁶ Das könnte damit zusammenhängen, dass die beiden *Guerre* wohl von Flugschriften kopiert wurden und offenbar die Vorlage einen nicht unbedeutenden Einfluss auf das Diasystem des Kopisten hat. Typisch für den Druck ist ja gerade, im Interesse einer möglichst weiten Verbreitung seiner Erzeugnisse, eine zunehmende Standardisierung (vgl. Koch 1988: 349). Davon heben sich die norditalienisch-lombardischen Versionen der Handschriften zwar ab, sind aber doch nicht so eindeutig dialektal charakterisiert wie die anderen Texte der Handschrift. Bezeichnenderweise findet sich ein Merkmal des Bergamaskischen, also eine starke diatopische Markierung, im oben zitierten Kolophon nach *Uson Casano Suardi*, nämlich der feminin Plural auf *-i*: „questi gueri si fo fati“. Diese Überlegungen führen mich zum nächsten Punkt: einer genaueren Betrachtung der Handschrift, die die besprochenen Texte überliefert.

4. Das ‚Umfeld‘ Handschrift

Dass die beiden *Guerre* beziehungsweise *historie* im bergamaskischen Codex Cassaforte 3.3 abgeschrieben wurden, ermöglicht uns, diese Verwendung der Flugschriften in *ottava rima* besser zu verstehen. Denn all das, was allgemein als Kontext und Situation bezeichnet wird und was in den gedruckten Flugschriften fehlt,¹⁷ wird zumindest teilweise durch die Einordnung in die Handschrift nachvollziehbar. Ich bediene mich dabei einzelner Elemente der differenzierten Umfeldtheorie von Eugenio Coseriu (1955-1956; ³1994: 119-137) in der Umdeutung von Heidi Aschenberg (1999: 63-76, zusammenfassend auch 2001).¹⁸ Bezogen auf die Handschrift, können anhand dieser Elemente die Kontexte oder eben Umfelder der beiden Texte rekonstruiert werden; zugespitzt gesagt, kann man die Handschrift selbst als ‚Umfeld‘ werten. Im Unterschied zu beiden Autoren beziehe ich mich vornehmlich auf die Texte der *poemetti* insgesamt als sprachliche Zeichen. Aschenberg fasst drei elementare (ontische) Kontext- bzw. Umfeldtypen zusammen: (1) die (außersprachliche) Sprechsituation („Situationalles Umfeld“), (2) den sprachlichen Kontext („Redekontext“) sowie (3) die

¹⁶ Zu einigen teils edierten anderen Texten der hier diskutierten vgl. Banfi 1997 und 1999, Rabaglio 1995, Tomasoni 1986.

¹⁷ Hinweise auf den Paratext gibt es in den hier diskutierten Inkunabeln recht wenige. Dass Druckort, -jahr und Typograph nicht genannt sind (sondern eben erschlossen werden müssen), ist wohl typisch für die erste Phase nach Ivaldi 1989.

¹⁸ Ohne auf die genauen theoretischen Hintergründe einzugehen, scheint mir die Betrachtung der Handschrift auf Grundlage dieser Umfeldtheorie sinnvoll für meine Fragestellung, da sie differenzierter als die üblichen Unterscheidungen von Kontext und Kotext (nach Catford) usw. ist und auch präziser als die Umfeldtheorie Bühlers, auf die sich Coseriu explizit bezieht.

Hintergrundkenntnisse der beteiligten Subjekte („Wissen“).¹⁹ Die Situation wird, das thematisiert Coseriu wie andere Autoren auch, im (medial) Schriftlichen gemeinhin reduziert, in den einzelnen Gattungen bzw. Diskurstraditionen dann aber auf verschiedene Art und in unterschiedlichem Ausmaß verbal kompensiert (Aschenberg 1999: 88). Bei der Rekonstruktion der Umfeld der hier diskutierten Texte, die eben nicht im Text selbst umgesetzt wurden, kann nun die vorliegende Handschrift eine Hilfestellung geben. Sehen wir uns die bergamaskische Handschrift als ‚Umfeld‘ etwas genauer an, strukturiert nach den genannten drei Kontextkomplexen. Dazu zunächst eine Beschreibung der Handschrift nach dem Katalog:²⁰

Biblioteca Civica di Bergamo *Angelo Mai*, Codex Cassaforte 3.3, sog. *Codice Suardi*

Papier, 160x105 mm, 147 Bl., 21 Lagen mit je 4-8 Bl. (fehlende Blätter in den Lagen 1 und 10), zeitgenössisches alphabetisches Lagenregister;

restaurierter Einband;

Kursivschrift von sehr wahrscheinlich einer Hand; zahlreiche Feder-/Aquarell-illustrationen in grün, rot, gelb, schwarz, blau von derselben Hand;

viermal datiert zwischen 10. Februar 1492 – 17. Juni 1493 auf den Bl. 30v, 84v, 107v,

134r, auf den Bl. 30v, 107v, 134r zusätzlich: *Ego Antonius de S(o)uardis subscripsi*

Wappen der bergamaskischen Familie Suardi auf Bl. 105r und 134r

(Bl. 1r-v) *Leggenda di sant'Antonio da Padova*

(Bl. 2r-30r) *Leggenda di santa Margherita*

(Bl. 31r-46v) *Leggenda di san Cristoforo*

(Bl. 46v-65r) *La storia del morto e del vivo*

(Bl. 65r-84v) *El iudicio del mondo*

(Bl. 85r-97r) *Leggenda di san Basilio*

(Bl. 98r-99v) *Rimedi sanitari per i diversi mesi dell'anno*

(Bl. 101r-103v) *Li sete alegreze de la nostra dona Benedeta*

(Bl. 106-107v) *Le imprese di Uson Casano in Albania*

(Bl. 108r-111v) *La deputacione che fa la morte contra lo peccatore*

(Bl. 112r-113r) *La desputacione de li dodeci misi de l'ano*

(Bl. 113v-115v) *Leggenda di sant'Uberto*

(Bl. 116r-134r) *Storia della guerra del re di Spagna contro il re di Granada*

(Bl. 134v-146v) *La istoria de santo Jovane dito bocadoro*²¹

Was das *situationelle Umfeld*²² betrifft, so sind folgende Zusammenhänge aus der Handschrift herauszulesen: *Unmittelbar* sind der Schreiber, Antonio de

¹⁹ Damit gruppiert sie die vier von Coseriu festgelegten Umfeld – Situation, Region, Kontext, Redeuniversum – um.

²⁰ Angelehnt an Rossi 1995, Lo Monaco 2003 und Bravi (in *Leggende* 2005: 16-25).

²¹ Die kursiv gesetzten Titel aus der Handschrift selbst, die übrigen aus Rossi 1995.

²² Mit Kursivsetzung kennzeichne ich die Begrifflichkeit von Aschenberg 1999: 75.

Suardi, und aufgrund der Familie der (eigentlich nicht genannte) Ort, Bergamo, bekannt, außerdem die Zeit (1492/93). Da sich die Art des Kolophons durch Häufigkeit und Stemma der Familie von der im Mittelalter üblichen Demutsformel unterscheidet, ist der Schreiber und gleichzeitig Besitzer offenbar wichtig. Als Rezipienten kann man zusätzlich zum Schreiber selbst den Familien- und Freundeskreis vermuten. Zum *physikalischen Außer-Rede-Kontext* lässt sich festhalten, dass es sich um eine kleinformatige, papierne Handschrift handelt, deren zahlreiche Illustrationen wohl von derselben Hand wie die Schrift stammen.²³ Wir haben es also nicht mit einer professionell und arbeitsteilig hergestellten, wertvollen Prachthandschrift zu tun, sondern mit einer, die der Schreiber unter einiger Mühe für die häusliche Lektüre hergestellt hat; ich möchte es ein ‚Hausbuch‘ nennen.

Im *Redekontext* interessiert mich insbesondere der *mittelbare Redekontext* der beiden *poemetti*, der im Textgefüge erkennbar wird: Neben den beiden zeitgenössischen *Guerre* sind sechs Heiligenlegenden, drei sich um den Tod bzw. das Jenseits drehende Texte (zwei Kontraste und eine Art gereimte Predigt), zwei moralisierende ‚Monatsrezepte‘ und ein Gebet an die Madonna kopiert, fast alle in Versen. Von Bedeutung ist auch, als quasi *unmittelbarer* Redekontext bei *Uson Casano Suardi*, dass die Ereignisse, wie oben gesagt, eingeordnet werden. Damit kennzeichnet der Schreiber den Text als eben nicht zu seiner *origo* gehörig. Ein *negativer* Redekontext wäre dementsprechend, dass das Ergebnis der Schlacht bei Granada gerade unerwähnt bleibt – möglicherweise war deren Ausgang ohnehin bekannt (auch der zweite, auf 1500 geschätzte Druck präzisiert ja nicht) und es kam dem Kopisten hier mehr auf die Art und Weise der Eroberung an als auf die Schilderung der Schlacht. Als *negativer* Redekontext sind in erweiterter Auslegung der Umfeldtheorie schließlich die erwähnten Auslassungen bezüglich des Drucktextes in beiden Fällen zu deuten. Die *Guerra Spagna Suardi* betreffend wird in zumindest einem Fall der fehlende Text jedoch ‚ersetzt‘ durch eine der großflächigen Illustrationen; diese durch Graunancen der abgebildeten Pferde und Ritter recht plastischen Schlachtenbilder (vgl. auch Rossi 1995: 148) bilden wieder einen *physikalischen Außer-Rede-Kontext*. Auf Bl. 132r ist dargestellt, wie der Heilige Jakob (erkennbar durch eine Beschriftung) gezogenen Schwertes dem maurischen Heer entgegenreitet. Das Bild steht gewissermaßen anstelle der 14 Strophen in den beiden Drucken, die von der Hilfe des Heiligen im Kampf gegen die Mauren berichten (ohne dass es natürlich die Einzelheiten des Verstextes ausführen könnte). An anderer

²³ So Rossi 1995: 148 aufgrund der Verwendung derselben Tinten, wegen der engen Text-Bild-Verknüpfung und des volkstümlichen, laienhaften Stils der Illustrationen (die zudem seiner Auffassung nach unabhängig sind von der zu jener Zeit in Bergamo dominierenden Werkstatt).

Stelle illustrieren die Zeichnungen das im Text erzählte Geschehen; so wird auf den Bl. 125v-128r die Duellszene zwischen „re Quieto“ von maurischer und einem „Sir di Calatrava“ von christlicher Seite sowohl in den Strophen als auch mithilfe von fünf Abbildungen dargestellt, die wie einzelne Szeneaufnahmen zwischen den Textteilen aufeinanderfolgen.²⁴ Das lässt an ein Comic *ante litteram* denken,²⁵ und es verdeutlicht den vorwiegend visuellen Gebrauch der Handschrift. Eine Konzentration auf das Erfassen mit dem Auge (die im Gegensatz zur semi-oralen Verbreitung der Flugschriften einzustufen ist) ist übrigens für fast alle der im Codex enthaltenen Texte nachvollziehbar.

Im dritten Umfeldtyp des *Wissens* nach Aschenberg (1999) ist zunächst das einzelsprachliche Wissen herauszustellen; die Texte sind rein volkssprachlich, d. h. nicht lateinisch, sondern im *volgare* und sogar vorrangig bergamaskisch gehalten. Dazu kommt das diskurstraditionelle Wissen (Coseriu ³1994: 56 nennt es das „expressive“) von den *historie* und noch allgemeiner von den *cantari in ottava rima* – immerhin die Hälfte der 14 Texte sind in Oktavendichtung. Beim *lebensweltlichen Wissen* wird der aktuell-historische Kontext beispielsweise mit dem Zusatz unter *Usan Casano Suardi* klargestellt (wann und wo sich die Ereignisse zugetragen haben). Freilich muss sich der moderne Leser mehr noch als der zeitgenössische dieses lebensweltliche und gerade das historische Wissen erschließen, etwa welcher *re Ferrante* gemeint sein kann. Das *Redeuniversum*, in dem wir uns befinden, also das Bezugssystem der Texte, ergibt sich in hohem Maße aus ihrer Zusammenstellung:²⁶ Alle sind der volkstümlichen religiösen Dichtung des ausgehenden 15. Jahrhunderts zuzuordnen. Dabei handelt es sich nicht um eine Sammlung von Gebeten, Predigten, Vorschriften für die Lebensführung von Laien, sondern um eine Art der Unterhaltungsliteratur mit eben religiösen Inhalten. Auch die beiden zeitgeschichtlichen Texte im *Codice Suardi* lassen sich unter diese Thematik fassen: Die

²⁴ Im Einzelnen sind dargestellt: Bl. 125v unten – die auf Streitrössern kämpfenden Duellanten (erkennbar an den Fahnen); Bl. 126r – die das Duell verfolgenden Heere in einer durch eine Linie zweigeteilten Zeichnung, oben die Mauren, unten das christliche Heer; Bl. 126v unten – der maurische Duellant sieht auf den christlichen Duellanten, der blutüberströmt am Boden liegt, im Hintergrund Teile des maurischen Heers mit wehenden Fahnen; Bl. 127r – fast deckungsgleich mit der Illustration auf 126r, verändert hat sich die Handbewegung des christlichen Königs; Bl. 127v – christlicher König und Heer reiten am unterlegenen Duellanten vorbei; Bl. 128r – die Mauren ziehen mit dem siegreichen Duellanten an der Spitze in die Stadt ein.

²⁵ Ähnlich auch Scarpellini 1972/73: 7, die die Handschrift für „uno tra i primi codici fumettati dell'epoca“ hält.

²⁶ In der Textlinguistik bezeichnet Coseriu mit *Redeuniversum* jede mögliche „Form der Weltinterpretation, jede besondere kohärente Art, über die Welt zu sprechen“. Seine eigentliche Definition lautet: „das universelle System von Bedeutungen, zu dem ein Text gehört und durch das er seine Gültigkeit und seinen Sinn erhält“ (Coseriu ³1994: 134). Wilhelm 2001: 468 spricht von Diskursuniversen als „Klassen von Text- oder Diskursgattungen“.

darin geschilderten Ereignisse aus den Jahren 1474 und 1492 zeigen Interesse an der Gefährdung dieser christlichen Volkskultur durch die Muslime an den Rändern des christlichen Europas – die Mauren in Spanien einerseits, die Osmanen im östlichen Mittelmeer andererseits.

5. Die beiden *Guerre* im Codex *Suardi*: Baustein in der Geschichte vom semi-oralen zum Lesetext

Im bergamaskischen Codex *Suardi* ist eine private Religiosität des ausgehenden 15. Jahrhunderts dokumentiert, und zwar auf unterhaltende – nicht etwa auf dogmatische – Weise. Es handelt sich also mitnichten um eine thematisch völlig ungeordnete Sammelhandschrift, wie das Urteil in dem Katalog der datierten Handschriften Bergamos lautet: „Miscellanea senza una comprensibile omogeneità tematica“ (Lo Monaco 2003: 81).²⁷ Vielmehr scheint die Handschrift ein wohlabgerundetes Ganzes zu sein, in der auch die eigentlich zur aktuellen Berichterstattung gedachten Flugschriften ihren Platz haben.

Auf die Diskurstradition Flugschriften *in ottava rima* bezogen gehören unsere Texte zur 1. Phase (nach Ivaldi 1989).²⁸ Zwar wurden die beiden *Guerre* auf sprachlicher Ebene an die Handschrift angepasst, sind aber nicht so dezidiert diatopisch gekennzeichnet wie andere darin enthaltene Texte. Als bedeutender Unterschied zum Druck erscheinen die Auslassungen sowie vor allem die stark betonte Bildebene. Solcherlei optische Reize lassen auf eine vorrangige Lektüre schließen, eine Hinwendung zum Anschauen und Lesen der Texte. Das steht eigentlich im Gegensatz zur eher oralitätsaffinen Frühphase der Geschichte der Diskurstradition, wo man in vielen Fällen von einem Bänkelsängervortrag ausgehen kann; es nimmt sozusagen die Literarisierung, also die Funktionsverschiebung der Gattung einige Jahrzehnte später voraus. Man könnte diese Deutung als zu teleologisch, auf das uns bekannte Ende der Gattung hin ausgerichtet empfinden. Es gibt jedoch weitere Hinweise: Auf medialer Seite haben wir es bei der Abschrift von *Suardi* nicht mit einer Flugschrift zu tun, die Rezeption ist in der Handschrift nicht öffentlich (sondern auf den Schreiber-Besitzer beziehungsweise dessen Hauskreis beschränkt), der Text nicht mehr ganz aktuell. Die Einbettung zwischen Texte, die der Unterhaltung und Erbauung gedient haben mochten, denen zwar sicher nicht der Wahrheitsgehalt abgesprochen wurde – ich denke insbesondere an die Heiligenlegenden –, die aber weniger aktuell informativ sein wollen als vielmehr eine zeitlose Gültigkeit

²⁷ Vgl. auch Previtali (in *Leggende* 2005: 29) „raccolta eterogenea di storie“.

²⁸ Dazu gehört neben der zeitlichen Einordnung auch das Fehlen eines Titels – wie eben auch in der Handschrift nachgeahmt.

erhalten, deutet ebenfalls in diese Richtung. Ein Hinweis ist schließlich auch die graphisch nicht entsprechend dem Metrum umgesetzte Stropheneinteilung: Der Text ‚tönt‘ nicht mehr.

Die handschriftliche Kopie einer Flugschrift steht dabei nicht allein. Bereits Wilhelm (1996: 150-152) zieht den Vergleich einer späteren *Guerra in ottava rima* (Bighignol von ca. 1510) mit deren Abschrift im *Codice Ferrarese* von 1535, auch diese übrigens signiert, von Francesco Bellagrande. Das Ergebnis ist hier noch deutlicher: Bei Bellagrande entfällt weitgehend das Erzähler-Ich, die Verbformen der Gegenwart und des Futurs werden durch solche der Vergangenheit ersetzt und das recht übliche Verkaufserheischen in der letzten Strophe des Drucks wird in der Handschrift durch eine moralische Interpretation des ganzen Berichts verwandelt:

Chi vol listoria la qual canto in banco	Per quatro tempi passa ogni creato
Per dar atuta gente e in cho piacere	non è fermeza nel tereste mondo
Mentro che bigignol vi he apreso al fianco	chi ua chi uen, chi piange e chi è beato
Vene dara atuti pel dovere	e chi de l'opre sue riguarda il fine,
E non credete che sia laso o stancho	il richo e il pouero ha il suo afanno a lato
Ma porta soldi chi la col auere	in roba o in persona o in la mente
E per che vgnun ne posi comperare	
Sol tre quatrini vi avere costare.	
(Bighignol 1510: XLVIII)	(Bellagrande 1547: XLVIII)

In der Handschrift hat sich also der Text ganz deutlich zu einem nicht-aktuellen, literarischen Text mit historischem Hintergrund gewandelt. Man kann dies als Annäherung an die Erfordernisse der Schriftlichkeit deuten (so Wilhelm 1996: 150-152).

Erstaunlich ist eben, dass die gedruckten Flugschriften in *ottava rima* jedenfalls in ihrer Anfangszeit mehr dem mündlichen Vortrag angelehnt sind, wohingegen die Handschrift jeweils als ‚literaler‘ bezeichnet werden muss. Zwar handelt es sich bei den Abschriften dieser Texte im *Codice Suardi* und auch in der Handschrift von Bellagrande wohl um einzelne Fälle. Immerhin sind sie aber Hinweise darauf, wie die Gattung zum Teil rezipiert wurde und wie ein Text, der ursprünglich für die Verbreitung einer Nachricht beziehungsweise deren propagandistische Aufbereitung – und damit auch zum schnellen Verfall – gedacht war, sich allmählich im Gebrauch literarisierte.

Bibliographie

Quellen

Uson Casano Suardi, Guerra Spagna Suardi aus: *Leggende agiografiche ovvero Storie illustrate di santi, diavoli e cavalieri. Riproduzione anstatica tratta dal testo originale conservato presso la Biblioteca Civica Angelo Mai di Bergamo* (Cassaforte 3.3.), con *Note introduttive*. – Bergamo: Centro Studi Valle Imagna, 2005.

Uson Casano: Biblioteca Centrale Nazionale di Firenze, Magliab. L.6.23/b, Florenz, ca. 1477.

Guerra Spagna 1: Biblioteca Nazionale di Napoli, SQ.VIII.C.38/2 (=GOR IV.2.1.), Mailand, nach 1492.

Guerra Spagna 2: Biblioteca Trivulziana, Milano, Inc.C.257/5, (=GOR IV.2.2.), Venedig, ca. 1500.

Literatur

Aschenberg, Heidi (1999): *Kontexte in Texten. Umfeldtheorie und literarischer Situationsaufbau*. – Tübingen: Niemeyer.

Aschenberg, Heidi (2001): Sprechsituation und Kontext. – In: Martin Haspelmath, Ekkehard König, Wulf Oesterreicher, Wolfgang Raible (Hg.): *Sprachtypologie und sprachliche Universalien. Ein internationales Handbuch*. Berlin/New York: De Gruyter, Bd. I, 435-444.

Banfi, Luigi (1997): La redazione in versi della leggenda di Santa Margherita di Antiochia secondo un manoscritto quattrocentesco bergamasco. – In: *Quaderni di filologia e lingue romanze* 12, 5-39.

Banfi, Luigi (1999): Intorno al cantare di san Giovanni Boccadoro. – In: *Quaderni di filologia e lingue romanze* 14, 181-215.

Beer, Marina (2007): Il cantare storico italiano a stampa del XVI secolo: i modi della circolazione. – In: Michelangelo Picone, Luisa Rubini (Hg.): *Il cantare italiano fra folklore e letteratura. Atti del Convegno internazionale di Zurigo*, 441-460. Florenz: Olschki.

Bonomi, Ilaria (1983): Cantari profani editi a Milano ai primi del '500: caratteri linguistici. – In: AA.VV.: *Studi di lingua e letteratura lombarda offerti a Maurizio Vitale*, 240-274. Pisa: Giardini.

Burke, Peter (1988): Mündliche Kultur und „Druckkultur“ im spätmittelalterlichen Italien. – In: Peter Dinzelbacher, Hans-Dieter Mück (Hg.): *Volkskulturen des europäischen Mittelalters*, 59-71. Stuttgart: Kröner.

Coseriu, Eugenio (1955-1956): Determinación y entorno. Dos problemas de una lingüística del hablar. – In: *Romanistisches Jahrbuch* 7, 29-54.

Coseriu, Eugenio (³1994): *Textlinguistik. Eine Einführung*. Hg. und bearb. von Jörn Albrecht. – Tübingen: UTB.

GOR = AA.VV. (Hg.) (1989): *Guerre in ottava rima*. – Modena: Panini.

Ivaldi, Cristina (1989): Cantari e poemetti bellici in ottava rima: la parabola produttiva di un sottogenere del romanzo cavalleresco. – In: Hempfer, Klaus (Hg.): *Ritterepik der Renaissance. Akten des deutsch-italienischen Kolloquiums*. Berlin 1987, 35-46. Stuttgart: Steiner.

- Koch, Peter (1988): Externe Sprachgeschichte I/Storia della lingua I. – In: Günter Holtus, Michael Metzeltin, Christian Schmidt (Hg.): *Lexikon der Romanistischen Linguistik (LRL)*, Bd. IV *Italienisch, Korsisch, Sardisch*, 343-360. – Tübingen: Niemeyer.
- Koch, Peter (1997): Diskurstraditionen: zu ihrem sprachtheoretischen Status und zu ihrer Dynamik. – In: Barbara Frank, Thomas Haye, Doris Tophinke (Hg.): *Gattungen mittelalterlicher Schriftlichkeit*, 43-79. – Tübingen: Narr.
- Lo Monaco, Francesco (2003): *I manoscritti datati della biblioteca civica Angelo Mai e delle altre biblioteche di Bergamo*. – Florenz: Sismel.
- Müller, Jan Dirk (1988): Der Körper des Buchs. Zum Medienwechsel zwischen Handschrift und Druck. – In: Hans Ulrich Gumbrecht, Karl Ludwig Pfeiffer (Hg.): *Materialität der Kommunikation*, 203-217. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Rabaglio, Matteo (1995): Di questa falce nessuno fugge. Parole, riti e immagini sulla morte. – In: *Quaderni dell'Archivio della cultura di base 22/23* (supplemento di Bergomum, Bollettino della Civica Biblioteca 1, 95).
- Rossi, Marco (1995): 51 [Beschreibung des Cod. bergamasco Cassaf. 3.3]. – In: Maria Luisa Gatti Perer (Hg.): *Tesori miniati. Codici e incunaboli dei fondi antichi di Bergamo e Brescia*, 147-148. Mailand: Silvana.
- Scarpellini, Nicoletta (1972/73): *Il codice di Antonio Suardi (Tesi di laurea)*. – Università cattolica del Sacro Cuore di Milano: Mailand.
- Schrott, Angela/Maaß, Christiane (2010): Deiktika in altspanischen Texten: Funktionen, Diskurstraditionen, Entwicklungen. – In: *Romanische Forschungen* 122, 307-328.
- Tomasoni, Piera (1986): La Leggenda di Santa Margherita e un nuovo testimone bergamasco. – In: *Diverse lingue* 2, 73-90.
- Wilhelm, Raymund (1996): *Italienische Flugschriften des Cinquecento (1500-1550). Gattungsgeschichte und Sprachgeschichte*. – Tübingen: Niemeyer.
- Wilhelm, Raymund (2001): Diskurstraditionen. – In: Martin Haspelmath, Ekkehard König, Wulf Oesterreicher, Wolfgang Raible (Hg.): *Sprachtypologie und sprachliche Universalien. Ein internationales Handbuch*. Berlin/New York: De Gruyter, Bd. I, 467-477.
- Wilhelm, Raymund (2007): Historische Sprachwissenschaft und Textphilologie. Subjektpronomina in der *Vita di Sant'Alessio* von Bonvesin da la Riva.– In: *Zeitschrift für romanische Philologie* 123, 1-35.

David Nelting

**„...je m’adonnay à l’imitation des poètes Italiens...“:
Texttraditionelle Aspekte poetischer Selbstautorisierung
in der Frühen Neuzeit¹**

1. Frühneuzeitliche Selbstautorisierung als Texttradition

In der frühneuzeitlichen Nachahmungslehre ist die Autorität einer Norm nicht gegeben, sondern das Resultat von Zuschreibungen. Autorisierungen werden zumeist in einem weiten Sinn dialogisch ausgehandelt; die Durchsetzungsfähigkeit einer Norm hängt dabei nicht zuletzt von der Inthronisierung einer geltungsmächtigen Autorfigur ab, welche die Autorität einer Norm verkörpert. Die Autorität eines Autors geht dabei vielfach auf entsprechende Bemühungen der Dichter selbst zurück. Zwar finden sich zahlreiche Fremdautorisierungen von Autoren etwa durch Akademiekommentare oder durch Editionsprojekte und -praktiken,² in besonderem Maße auffällig sind aber Selbstautorisierungen, durch die sich Autoren selbst und unabhängig von dem in der *imitatio veterum* traditionellen Geltungsargument der Anciennität als Autoritäten zu etablieren suchen. Diachron beschreibbar werden diese Selbstautorisierungen durch die Frage nach einschlägigen texttraditionellen Normen, die poetische Autorität dadurch herstellen, dass sie Wissen über den betreffenden Autor produzieren. Im Folgenden möchte ich eine m. E. in höchstem Maß wirkungsmächtige Linie dichterischer Selbstautorisierung texttraditionell erfassen. Die dabei in Frage stehende Texttradition nimmt ihren Ausgangspunkt bei Francesco Petrarca und lässt sich einzelsprachenübergreifend mit sehr geringer Variationsbreite verfolgen. Interessant in Hinblick auf die spezifische Fruchtbarmachung des

¹ Wesentliche Aspekte des vorliegenden Beitrages behandle ich bereits in Nelting 2011. Meine Überlegungen sind Teil eines von der Fritz Thyssen Stiftung geförderten Forschungsprojekts zum Thema „Singularisierung – Sodalisation. Poetische Selbstautorisierung in der italienischen und französischen Literatur der Frühen Neuzeit“.

² Vgl. hierzu Huss/Neumann/Regn 2004, Regn 2004, Mehlretter 2009, Busjan 2011.

Konzepts der ‚Texttradition‘ scheint mir dabei die Tatsache, dass die Texttradition, von der ich sprechen möchte, zwar schwerpunktmäßig an Textsorten beziehungsweise Gattungen anschließbar ist, dass sie aber weder mit diesen zu identifizieren ist,³ noch auf die Ebene bloßer regelhafter Gestaltungsmittel beschränkt ist.⁴

Die Texttradition, die ich im Blick habe, konkretisiert sich zunächst schwerpunktmäßig einerseits in der ‚lyrischen‘ Rede⁵ und andererseits im Diskurs des Briefs. Den ausdrucksseitigen Diskurszugehörigkeiten folgend, transportiert sie inhaltsseitig jeweils dominant bestimmte Dispositive der Selbstautorisierung. Die diskursabhängig je vorrangig realisierten Dispositive stehen komplementär zueinander, und ich möchte sie einerseits als ‚Vergemeinschaftlichung‘, als ‚Sodalisierung‘ des auktorialen Selbst bezeichnen – dieses Dispositiv findet sich vor allem in der Epistel –, und andererseits als ‚Singularisierung‘ des auktorialen Selbst – dies ist besonders prononciert in der lyrischen Rede der Fall. Kurz gesagt lautet meine These, dass Petrarca texttraditionelle Prozesse dadurch eröffnet, dass er über die beiden komplementären Dispositive der Vergemeinschaftlichung und der Singularisierung ein „expressives Wissen“ (Coseriu ²2007: 74) über Autorschaft und Autorität vermittelt und dabei diaphasisch klar zugeschnittene Regelkomplexe eröffnet, die in der Folge, insbesondere nach dem medialen Umbruch des Buchdrucks, als Norm weithin wahrgenommen und auf breiter Front fortgeschrieben werden.⁶ In texttraditionellen Prozessen wird das expressive Wissen Petrarcas so zu einem habitualisierten Musterwissen, und aus ihrer starken Regelhaftigkeit bezieht die Texttradition ihre einzel-sprachenübergreifende Stabilität.

Die ‚Texttradition‘ möchte ich dabei nicht nur als Nachweis einer *morphologischen* Kontinuität verstehen, in der sprachlich tradierte Normen immer

³ Zentral für die einschlägige Diskussion scheint mir neben Coseriu ²2007, Schlieben-Lange 1983 und Aschenberg 2003 vor allem Koch 1997, demzufolge Texttraditionen als übergreifende Wissens- und Kommunikationsstrukturen Textsorten und Gattungen entschieden transzendieren. In Hinblick auf die literaturwissenschaftliche Gattungsdiskussion scheint mir, dass selbst ein höchst avanciertes „kommunikatives Gattungsverständnis“ (Hempfer 2010), das Gattungen durch das „(Re-)Konstruieren kommunikativ relevanter transphrastischer Strukturen“ als ‚Familienähnlichkeiten‘ entwickelt, die zu beschreibenden Phänomene nicht wirklich erfasst.

⁴ Insofern zeigt sich am Beispiel der poetischen Selbstautorisierung, dass, entgegen der Annahme von Raymund Wilhelm, die Literaturwissenschaft könne aufgrund der Historizität ihrer Gattungsbegriffe auf das Konzept der ‚Texttradition‘ verzichten (vgl. Wilhelm 2001: 12), auch im Bereich der literaturwissenschaftlichen historischen Forschung der Begriff der ‚Texttradition‘ eine deskriptive Leerstelle zu füllen imstand ist.

⁵ Dass unser heutiges, nach-goethezeitlich weites Gattungsverständnis von ‚Lyrik‘ historisch keineswegs der Bedeutungsexension in der Frühen Neuzeit entspricht, haben zuletzt Primavesi 2008, Hempfer 2008 und Schneider 2010 gezeigt.

⁶ Zur druckhistorischen Fortüne Petrarcas vgl. die Übersicht in Ley 2002.

wieder und weitgehend unabhängig von den Wissensbedingungen ihrer historischen Kontexte essentialistisch „im Gemüthe geweckt“ werden.⁷ Vielmehr wäre es mir wichtig, den Begriff der Texttradition, so wie er als sprach- und diskurs-historische Beschreibungskategorie entwickelt worden ist,⁸ mit den gedanklichen Grundlagen einer letztlich an Michel Foucault orientierten Diskursarchäologie zu verknüpfen, wie sie Joachim Küpper in einer bedenkenswerten Stellungnahme zur Erkenntnisfähigkeit unserer Fächer postuliert hat (Küpper 2002). In diesem Sinn halte ich es durchaus für geboten, den Traditionsbegriff auf Verschiebungen zu öffnen und durch epistemologische Abgrenzungen historisch prägnanter zu machen. Auf den vorliegenden Fragezusammenhang bezogen bedeutet dies, dass die Texttradition, um die es mir im Folgenden geht, von starken epistemischen Wandelphänomenen begrenzt ist. Es ist daher angezeigt, die Tradition trotz möglicher morphologischer Kontinuitäten nicht über epochale Transformationsprozesse hinaus auszudehnen, also im vorliegenden Fall weder über die Epochenschwelle zurück in das Mittelalter hinein zu verfolgen noch in die Dehierarchisierung eines barocken Konzeptismus auszudehnen.

Um die Texttraditionalität frühneuzeitlicher Selbstautorisierung ansatzweise zu verdeutlichen, möchte ich im Folgenden zunächst die Voraussetzungen vor-moderner Autorschaft und Petrarcas Modellierung von Autorschaft und Autorität in Erinnerung rufen, um dann nach einem kurzen Blick auf Bembo am Beispiel von Joachim Du Bellays Leseranrede eingangs seiner Sonettensammlung der *Olive* zu zeigen, wie in einem engen Verweisungszusammenhang zu Petrarca die einschlägigen texttraditionellen Prozesse ereignishaft zu einem Halt kommen, die *dynamis* der Tradition gleichsam in den *ergon* (Coseriu ²2007: 71) des individuellen Textes überführt wird, und die Möglichkeiten der petrarkischen Regelkomplexe in der Aktualisierung der petrarkischen Norm einzelsprachenübergreifend textuelle Wirklichkeit werden. Auf diese Weise soll aus-

⁷ So Wilhelm von Humboldt über das Wesen sprachlicher Tätigkeit (Humboldt 1960: L). Die Vorstellung von Diskurstraditionen als Mustern morphologischer Wiederholung wird programmatisch etwa von Kabatek 2005 im Anschluss an Coseriu formuliert. Sprachlicher Historizität wird hier jene Geschichtlichkeit abgesprochen, die ihr etwa die Foucault'sche Wissensarchäologie zuweist, da ein einmaliges Redeereignis *qua* schöpferischer Tätigkeit keine Geschichtlichkeit aufweisen könne (vgl. Kabatek 2005: 34, Anm. 53). Eine Diskurstradition, die nun „durch jedwedes bezeichnbares Ausdrucks- oder Inhaltselement hergestellt werden kann, dessen Aktualisierung eine Verbindung zu einem früheren Ausdruck oder Inhalt herstellt“ (Kabatek 2005: 37), ist als Aktualisierung von wiederholbaren Strukturen ahistorische Schöpfung. Der an historisch-epistemischen Kontexten interessierte Literaturwissenschaftler begegnet diesem Ansatz mit einem gewissen Unbehagen.

⁸ Ich denke hier vor allem an Schlieben-Lange 1983, Koch 1997, Wilhelm 2001a, Aschenberg 2003, Lebsanft 2005 und Wilhelm 2011, bei dem mir übrigens die Texttradition als „norma discorsiva“ dem Foucault'schen Diskursbegriff nahe zu kommen scheint.

schnittweise, aber unmissverständlich deutlich werden, dass die zunächst einmal funktional begründeten Diskurse auktorialer Selbstbehauptung in der Frühen Neuzeit historisch angemessen nur im Lichte einer Traditionsgebundenheit zu verstehen sind, die sich weder gattungs- noch textsortenspezifisch eingrenzen lässt. Insofern begreife ich die Frage nach spezifischen Formen von Texttraditionalität als zielführende Grundlage einer literaturwissenschaftlichen Heuristik, die auf historische Gegenstandsadäquanz abzielt. Mit anderen Worten: der bewusste Rückgriff des Literaturwissenschaftlers auf die zunächst sprachwissenschaftliche Kategorie der Texttradition möchte nicht zuletzt auch Gegenentwurf zu jener ‚Wüschelrutenphilologie‘ dekonstruktivistischer Obödienz sein, die sich in unserem Fach immer noch (oder immer mehr?) beobachten lässt.

2. Kernaspekte poetischer Autorschaft und Autorität in der Frühen Neuzeit

Minnis (²1988) hat gezeigt, wie sich im Lauf mittelalterlicher Konzeptualisierung von Autorschaft, also der Zusammenschau von historischem Autor und auktorialer Autorität, zunehmend ein Fokus auf die Weltlichkeit, auf die Historizität des *auctor* herausbildet.⁹ Minnis verweist hier insbesondere auf die *accessus*¹⁰ zu lateinischen Autoren. Entscheidend für die Begründung von *auctoritas* ist dabei stets die in den Schriften des betreffenden *auctor* vermittelte *doctrina*, welche in der Lebensführung des Autors ihren Reflex findet. Dantes *Convivio* bezeugt diese mittelalterliche Dichtungs- und Autorkonzeption für die volkssprachliche Literatur noch an der Wende zum 14. Jahrhundert mit allem Nachdruck, und zwar sowohl in Dantes Theorie (und Praxis) der Textauslegung¹¹ als auch in seiner Konzeptualisierung eines ‚autore‘ als „persona

⁹ Diese Entwicklung begann zunächst bei den ‚Autoren‘ der Heiligen Schrift. Im frühen 13. Jahrhundert bildeten sich kontroverse Meinungen um den Status des göttlichen *auctor* (in Absetzung zu den Termini *scriptor*, *compilator*, *collector*) heraus, vor allem, um die Authentizität eines ‚heiligen Textes‘ zu gewährleisten und die Apokryphen von der Heiligen Schrift zu trennen. Dieses Interesse am irdischen ‚Autor‘ des Textes schafft in Verbindung mit der aristotelischen Kategorienlehre die Voraussetzungen für die Konzeptualisierung einer weltlichen Autorfigur: „The theory of efficient causality enabled the human *auctores* of Scripture to acquire a new dignity“ (Minnis ²1988: 39).

¹⁰ Von entscheidender Bedeutung ist im Rahmen der aristotelisierenden *accessus*- und Prologliteratur die zunehmende Fokussierung auf die *intentio auctoris* bzw. die „moral activity“ (Minnis ²1988: 103) des Autors, die die moralische und ethische Relevanz nicht nur des Werkes, sondern auch des Autors betonten.

¹¹ Dante legitimiert die kommentierende Rede über die eigenen Texte dadurch, dass er aus ihnen eine in der Lüge der Fiktion verborgene *doctrina* allegorisch herausarbeiten wolle. Die Argu-

degna d'essere creduta e obedita“ (*Conv.* IV, vi, 3ff.). Kurzum: formalästhetische Gesichtspunkte spielen außerhalb stilistischer *exercitatio* für den „mittelalterlichen Kanon“ (Curtius ¹¹1993: 269f.) kaum eine Rolle. Die Verhältnisse ändern sich freilich mit dem 14. Jahrhundert, wenn die Desintegrationsdynamik des mittelalterlichen Analogismus mit seinem Schrift-, insonderheit mit seinem Dichtungsverständnis im frühen Trecento ganz erheblich an Fahrt gewinnt.

Es ist ein Topos der Forschung, dass insbesondere die mit dem Nominalismus zutage getretene Brüchigkeit scholastischer Konzepte universeller Wahrheitsrede hier eine Wende markiert, mag man in diesem Zusammenhang nun mit Blumenberg (²1988: 150) und Küpper (1990: 21) bedauernd von „Ordnungsschwund“ und „Chaotisierung“ sprechen, oder nüchterner mit Hempfer (1993) von „Relativierung des Wahrheitskonzepts“ und „Pluralisierung“. Diese hinlänglich bekannten Konturierungen der beginnenden Frühen Neuzeit gehen davon aus, dass an die Stelle einer analogistisch typologischen Überformung weltlicher Historie ein Kontingenzbewusstsein rückt, das im Zerfall der transzendenten Ordnung des *veriloquium nominis* seinen vielleicht deutlichsten Ausdruck gefunden hat. In Hinblick auf das Diskursuniversum der Dichtung bedeutet dies, dass erstens frühneuzeitliche *imitatio* durch ein Bewusstsein um die stilistische, semantische und historische Diskrepanz ihrer Bezugsgrößen gekennzeichnet ist und dass zweitens die stilistische Komponente dichterischer Autorschaft zunehmend an Bedeutung gewinnt, ist sie es doch, die in einem potentiell kontingenten Feld weltlichen Denkens und Handelns einer stets relativen Wahrheit ihren Geltungsanspruch durch rhetorische Gestaltungsmacht und also durch formalästhetische Exzellenz zu garantieren vermag – ein Sachverhalt, den die zahlreichen frühneuzeitlichen Dialoge von Petrarca's *Secretum meum* an vorführen.¹² Hing die Reputation eines Autors als Autorität zuvor mit all den marginalisierenden Implikaten für die poetische Rede, der dem Heiligen Thomas zufolge *infima inter omnes doctrinas* (*S.th.* I, 1, 9), letztlich von der Nähe zum *primum verum* ab, das im Sinne der *sancta simplicitas*¹³

mente, die Dante für die Rede über sich selbst liefert, speisen sich aus christlichen Vorbildern: „grandissima utilitate“ und „dottrina“ (*Conv.* I, ii, 14) soll der Leser erhalten, so wie nach der Lektüre des Kirchenvaters Augustinus. Dabei kommt es zur Engführung der poetischen Selbstautorisierung mit Verfahren theologischer Allegorese, wie der Titel des Selbstkommentars im Rekurs auf Ambrosius' *De officiis ministrorum libri III* bereits andeutet, wo es in I, 32 heißt: „Scriptura divina convivium sapientiae est“ (*PL* 16: 75). In Anlehnung an das biblische *panem caeli* (*Ps.* 78) soll das Brot der Weisheit (*Conv.* I, i, 14) von der „oscuritate“ zur wahren „sentenza“ (I, i, 15), zur doktrinalen *sententia* im Sinne eines Petrus Lombardus, führen.

¹² Vgl. hierzu Regn 2004a, Hempfer 2004.

¹³ Zu diesem hieronymianischen Konzept neutestamentlicher *simplicitas*, in der elokutionelle Einfachheit seelische Reinheit vermittelt (*Epistulae* 57, 12), und zu seiner Fortwirkung im christlichen Mittelalter vgl. Leclercq 1960.

auf elokutionellen Schmuck und sinnliche *delectatio* gut verzichten konnte, wendet sich nun das Blatt: die rhetorische und poetische Durchformung der eigenen Rede wird zur Bedingung ihres Erfolgs. Mit anderen Worten: Der Autor avanciert zur Autorität nicht nur durch Vermittlung von *doctrina*, sondern auch immer mehr durch seine formalästhetische, seine elokutionelle Kompetenz, auf welche sich die *doctrina* zu ihrer Durchsetzung zunehmend angewiesen sieht. Dabei bedeutet diese Verschiebung der Begründung von Autorität von der *doctrina* hin zu einer ornatuslastigen *elocutio* nicht, wie man auf den ersten Blick denken könnte, auch eine radikale Desubstantialisierung in dem Sinne, dass es nur noch um Wörter und nicht mehr um Dinge ginge. Ganz im Gegenteil ist die frühneuzeitliche Sprach- und Literaturdebatte grundsätzlich moralphilosophisch getönt, weil sie Ciceros bekannte Verbindung von *eloquentia* und *sapientia* und *virtus* (*De inv.* 1,1; *De or.* 3,56-61) beziehungsweise Quintilians Nexus von *bonitas* und *eloquentia* (*Inst. or.* 1,9-13; 12, 1,3) mitführt. Das lässt sich etwa in Petrarcas *De sui ipsius et multorum ignorantia* von 1367 nachlesen, wo Petrarca *eloquentia* und *sapientia* aus der Position eines erklärtermaßen ciceronianischen Christen aneinander koppelt. In diesem Sinne ist es die Dichtung, die als fiktionale Rede des Möglichen eine ganz neue Wertigkeit erlangt und auch eine neue praktische Relevanz diesseits mittelalterlicher Allegorese, wenn sie moralphilosophische Substanz in die *elocutio* integriert, welche die Rolle ihres Autors stark aufwertet. Der auf Geltung und Autorität bedachte Autor tritt so als kreative Verkörperung eines moralphilosophisch grundierten Stils in die Öffentlichkeit, nicht mehr als Medium einer ihm vorgängigen *doctrina*. Dieser Prozess beginnt, wie neuere Beiträge von Gerhard Regn gezeigt haben, ebenso verblüffend wie nachdrücklich bereits bei Dante (Regn 2007, 2009). Zu voller Entfaltung kommt diese Umschichtung aber bekanntlich mit Petrarca. Petrarca stilisiert in seinen Werken durchweg ein auktoriales Selbst, in dem sich poetische sowie moral- und geschichtsphilosophische Standpunkte verdichten und, etwa mit der *Laureatio* 1341, zur biographischen Konkretion gebracht werden. Autorschaft und Poetik sind im petrarkischen Selbstverständnis nicht voneinander abhebbar. Epistemische Grundlage von Petrarcas starker Konturierung des eigenen Selbst ist, wie ich bereits angedeutet habe, der spätscholastische Nominalismus, der Individualität über eine Ontologie des Einzelnen theoretisch fassbar gemacht hat. Stierle (2003) und Regn (2004a) haben dies mit Blick auf Petrarcas Entwurf einer frühneuzeitlichen Subjektivität dargestellt, in der sich das Wesen des Menschen über seine Repräsentation definiert und in der sich Selbsterforschung und Selbstdarstellung, Selbstanalyse und Selbstinszenierung untrennbar überlagern. Es ist der Autor als biographisches Selbst, der in der Stilisierung wahrgenommen werden soll und dessen Autorität sich auch über die nachdrückliche Selbstbehauptung der eigenen Person konfigurieren will. Das auktoriale Selbst rückt als weltliche Autorität

gleichsam an jene Stelle, die zuvor von universalistischen Wahrheitsdiskursen besetzt gehalten wurde. Bei Petrarcas Selbstautorisierung greifen dabei m. E. vor allem die zwei eingangs genannten Dispositive der Singularisierung und der Vergemeinschaftlichung ineinander.

3. Selbstautorisierung bei Francesco Petrarca

3.1. Singularisierung

Immer wieder stilisiert sich Petrarca als singuläre Ausnahmefigur und *renovator litterarum*, und dies nicht nur durch ein biographisches Ereignis wie die österlich kulturenerneuernde Lorbeerkrönung im Jahr 1341 und die bei diesem Anlass formulierte Selbstdarstellung in der *Collatio laureationis*, sondern auch durch die Evidenz poetischer Bildgebung. Dies ist insbesondere im *Canzoniere* der Fall, etwa im 34. Sonett, dem Einleitungsgedicht der *prima silloge*, in dem das auktoriale Selbst sich als einzigartiger Erneuerer der Dichtung in Szene setzt:

Apollo, s'anchor vive il bel desio
che t'infiammava a le thesaliche onde,
et se non ài l'amate chiome bionde,
volgendo gli anni, già poste in oblio:

dal pigro gielo et dal tempo aspro et rio,
che dura quanto 'l tuo viso s'asconde,
difendi or l'onorata et sacra fronde,
ove tu prima, et poi fu' invescato io;

et per virtù de l'amorosa speme,
che ti sostenne ne la vita acerba,
di queste impression' l'aere disgombrà;

sì vedrem poi per meraviglia in seme
seder la donna nostra sopra l'erba,
et far de le sue braccia a se stessa ombra.¹⁴

Im Verlauf des Sonetts modelliert sich Petrarca in einer nachdrücklichen Aufwertung des auktorialen Selbst als epochaler Neuerer von nachgerade übermenschlich singulärer Gestaltungskraft: Nach einer Anrufung Apolls, in der es darum geht, dass der Musagetes die finstere Zeit frostiger Erstarrung, gemeint ist *allegorice* das scholastische Mittelalter, verjagen und die Sonne wieder zum

¹⁴ Text zitiert nach Petrarca 1996: 185.

Leuchten bringen möge, werden die Figuren Dafne und Laura zur Deckung gebracht. Damit wird nicht nur die in Vers 8 markierte zeitliche Sukzession von Apoll und dem Sprecher des Gedichts durch die Verschmelzung der Damen in die Gleichzeitigkeit überführt, auch wird Apoll als – so Petrarca in seiner *Collatio laureationis* – „poetarum deus“ (*Coll. laur.* 11.15) mit dem Sprecher und *auctor* des Gedichts überblendet. Dies geschieht nicht plötzlich, sondern vollzieht sich im Prozess der Rede und damit besonders eindrücklich. Während in den ersten drei Strophen Apoll angesprochen und zur Verteidigung der *sacra fronde*, des weltlichen Ruhm verkörpernden Lorbeers, sollizitiert wird, so stellt das zweite Terzett durch die Verwendung der ersten Person Plural eine auffällige Nähe zwischen dem „poetarum deus“ und dem Sprecher her, die sodann durch die Wendung der „*donna nostra*“ in Vers 13 noch einmal zugespitzt wird, wenn im Schlussbild des Sonetts die apollinische Daphne mit jener petrarkischen Laura überblendet wird, welche die *laurea* des auktorialen Selbst paronomastisch aufruft und, wie man aus Petrarcas *Secretum meum* weiß (*Secr.* III, 30-32), seinen dichterischen Ruhm *allegorice* bedeutet. Nachdrücklicher und in der Bildgebung nachhaltiger kann sich das auktoriale Selbst als singuläre Kreativkraft kaum inthronisieren. Gleichsam auf Augenhöhe mit dem „poetarum deus“ ragt das auktoriale Selbst weit über alle anderen vergangenen und gegenwärtigen Autoritäten hinaus.

3.2. Sodalisierung

Das zweite Dispositiv in Petrarcas Selbststilisierung und -autorisierung ist die Verschränkung des Selbstentwurfs mit anderen Autoren, wenn Petrarca etwa in den unter dem Titel *Epistolae familiares* geläufigen *Familiarium rerum libri* einerseits sehr persönlich von sich spricht und das auktoriale Selbst als Träger vormoderner Individualität herausarbeitet, sich andererseits aber als Teil eines größeren Ganzen ausweist und die Vorstellung einer humanistischen Sodalität heraufbeschwört. Auf diese Weise entsteht das Bild des Autors als „Genie der Freundschaft“ (Stierle 1998: 9). Bereits über die Adressaten von *Familiares* und *Seniles* wird in Anlehnung an antike Vorbilder – zu nennen sind hier neben Seneca vor allem die ciceronianischen Atticus-, Brutus- und Quintus-Briefe – eine vertrauliche Gesprächsgemeinschaft konstruiert, zu der neben Giovanni Colonna etwa Benvenuto da Imola, Giovanni Boccaccio, Dionigi da Borgo San Sepolcro, Andrea Dandolo, Robert von Sizilien, Socrates, Livius, Seneca, Vergil, Horaz, Homer und Cicero gehören. In den *Epistolae familiares* erfahren wir einerseits durch episodische Darstellungen oder maximenartige Ausführungen

auf Schritt und Tritt Details über den Autor,¹⁵ seine individuelle Geschichte und sein Wesen, andererseits aber wird das individuelle Profil ausdrucksseitig durch eine umfangreiche Zitationspraxis ergänzt, welche in Verweisen auf Vergil, Horaz, Seneca, Juvenal, Ovid, Cicero usw. die humanistische Gelehrsamkeit des Autors beeindruckend belegt.¹⁶ Das Profil der Autorpersönlichkeit schließt so überindividuell an die zitierten antiken Autoren an, während die Adressaten, welche in den Briefen „familiariter“ angesprochen (*Fam.* XXIV, 1) und damit rhetorisch ‚energisch‘ präsent gemacht werden, das Bild einer lebendigen Gemeinschaft schaffen, die zwar offenkundig stilisiert ist, gleichzeitig aber einen verbindlichen Wesenskern petrarkischer Autorschaft darstellt. Im Medium der Schrift inszeniert Petrarca eine Vertrautheit, welche über die historische Distanz hinweg Bestand hat, wenn er etwa „seinem Cicero“ („Ciceroni suo“) gegenüber bemerkt, dass er ihn aus seinen Schriften so kenne, als ob er mit ihm zusammen gelebt hätte.¹⁷ Diese Vergemeinschaftlichung ist ein humanistisch notwendiges Komplement der Singularisierung, belegt sie doch auf anschauliche Weise die überindividuelle Bedeutsamkeit des auktorialen Selbst und die Anerkennung seines Anspruchs auf Autorität. Durch den Dialog Petrarcas mit Autoritäten der *studia humanitatis* signalisiert die Vergemeinschaftlichung die überindividuell tragende Rolle des auktorialen Selbst und die Realisierung seines Anspruchs auf Autorität als Leitinstanz für die nachfolgenden Generationen, so wie Petrarca dies offensiv in seiner *Collatio laureationis* formuliert.¹⁸

Kurzum: Francesco Petrarca entwickelt vor dem Hintergrund eines Legitimationsdefizits auktorialer Autorität im Bereich der Vermittlung (allegori-

¹⁵ Vgl. z. B. *Fam.* XXIV, 2, wo Petrarca eingangs individuelle Präsenz des eigenen Selbst durch Anekdotisches herstellt („In suburbano vicentino per noctem hospitatus novam scribendi materiam inveni. Ita enim accidit [meine Hervorhebung] ut sub meridiem Patavo digressus, patrie tue limen attingerem vergente iam ad occasum sole. Ibi ne igitur prenoctandum an ulterius procedendum, quod et festinabam et longissime lucis pars bona supererat, deliberabundus herebam, dum ecce- quis se celet amantibus? – tuus et magnorum aliquot virorum, quos abunde parva illa civitas tulit, gratissimus interventus dubium omne dimovit“, zitiert nach Petrarca 1999: 38).

¹⁶ Eines der zahlreichen Beispiele liefert neben den einschlägig berühmten *Fam.* I,1 und XXII, 2 etwa *Fam.* XXIV, 1, wo zur Entfaltung des Gedankens der Flüchtigkeit des Lebens in Folge Vergil, Horaz, Juvenal, Seneca, Ovid und Cicero über teils mehrere Zitate aufgerufen werden.

¹⁷ Vgl. *Fam.* XXIV, 4: „[...] te, si ex libris animum tuum novi, quem nosse michi non aliter quam si tecum vixissem videor, [...]“, zitiert nach Petrarca 1999: 62f.

¹⁸ In der *Collatio laureationis* betont Petrarca nicht nur die Einzigartigkeit des Ereignisses, das nach „über zwölfhundertjähriger“ Unterbrechung wie ein „Wunder“ erscheint (*Coll. laur.* 6.1), sondern führt auch offensiv das eigene, individuelle Streben nach Ruhm als Beweggrund für die Krönung an („decor proprie glorie“, *Coll. laur.* 5.7) und inthronisiert sich selbst als ebenso mutige wie herausragende Autorität für zahlreiche künftige Nachahmer („[...] me in tam laborioso et michi quidem periculoso calle ducem prebere non expavi, multos posthac, ut arbitror, secuturos“, *Coll. laur.* 8.1, zitiert nach Petrarca 1977: 1255-1283).

scher) *doctrina* zwei Dispositive auktorialer Selbstrepräsentation, die den Autor als verfügungsmächtige Instanz rhetorisch-poetischer Textproduktion verbindlich und vorbildlich inthronisieren sollen.¹⁹ Die beiden einschlägigen Dispositive, Vergemeinschaftlichung einerseits und Singularisierung andererseits, verteilt Petrarca schwerpunktmäßig auf die ‚lyrische‘ Rede einerseits und auf die Prosa des fingierten Briefstellers andererseits, wobei sich auch im epistolari-schen Diskurs immer wieder Momente der Singularisierung finden. Dass Petrarca damit seinen Erfolg unter den Zeitgenossen und bei der Nachwelt sowie eine nachfolgend einschlägige Texttradition begründet, belegt unmittelbar ein nur kurzer Blick auf das literarhistorisch im frühneuzeitlichen Europa, zu-mindest im romanischen Bereich, vielleicht wichtigste Phänomen der vulgär-humanistischen Dichtung der Frühen Neuzeit: den Petrarkismus zunächst bembesker Prägart.

4. Selbstautorisierung im frühneuzeitlichen Petrarkismus

4.1. Pietro Bembo

Es ist hinlänglich bekannt, dass Pietro Bembo nicht nur durch seine Edition des *Canzoniere* nach der Fassung Vat. lat. 3195, sondern auch durch die *Prose della volgar lingua* von 1525 Petrarcas Autorität als *modello di lingua* und als *modello di poesia amorosa* festschreibt und damit den zunächst auf Einzeltextreferenzen beschränkten Petrarkismus des 15. Jahrhunderts in ein totalisierendes System bringt.²⁰ An ‚Petrarca‘ als ästhetischem und moralphilosophischem Phänomen, als „Diskursivitätsbegründer“ (Regn 2000: 129) und nicht zuletzt auch als Autor macht ein umfassendes poetisches Programm fest, und Bembo liefert nicht nur die theoretischen Eckdaten für dieses Programm, sondern bis in einzelne Kollokationen hinein auch die poetische Ausformulierung, etwa in seinen petrarkistischen *Rime*.²¹ Dies alles ist weitgehend bekannt und bedarf nicht mehr der weiteren Erwähnung. Erst in jüngster Zeit freilich hat sich die Forschung mit dem Problem der dichterischen Selbstautorisierung im Werk Bembos beschäftigt. Von grundsätzlichem Interesse ist hier Regn (2004b), der in Hinblick auf

¹⁹ Die von Petrarca – selbstredend – ausgeblendete Rolle Dantes für die Herausbildung dieser Form poetischer Selbstautorisierung behandle ich in Nelting 2014.

²⁰ Die epistemischen Grundlagen dieses Kernaspekts des bembesken *umanesimo volgare* (Toffanin ²1941) bzw. des *classicismo rinascimentale* (Mazzacurati 1967) problematisieren in der neueren Forschung Kablitz 1999, Robert 2001, Mehlretter 2010. Zum Problemfeld des europäischen Petrarkismus Bemboscher Prägart vgl. grundsätzlich Regn 2003.

²¹ Vgl. hierzu u. a. Kablitz 1993; Noyer-Weidner 1974; Leopold 2009.

Bembos *Rime* belegt, wie Bembo ein Selbstbild als Autor konturiert, das sich ganz aus demjenigen Petrarcas herleitet und dieses doch noch entschieden zuspitzt. Im Anschluss an Regns Beobachtungen versuche ich an anderer Stelle zu zeigen (Nelting 2011), wie Bembo in seinen Werken nicht nur dem Prinzip der nachahmenden Überbietung folgt, sondern genau jene Dispositive auktorialer Selbstautorisierung aufgreift und fortschreibt, die ich als Singularisierung und Sodalisierung bezeichnet habe. Bembo macht sich Petrarcas Dispositive der Sodalisierung schon sehr früh, nämlich in den *Asolani* von 1505, in der dialogischen Prosarede zunutze, wenn er sich als Autor in den Text einführt, dann aber hinter den Sprechern verschwindet; und eine sehr prononcierte Singularisierung vollzieht er in den 1530 erschienenen, aber bereits in vielen Texten deutlich früher entstandenen, nach Petrarca Vorbild strukturierten *Rime*. Bembo folgt Petrarca einerseits orthodox, weil er die ebenso komplementären wie unterschiedlichen Dispositive – auch in ihrer Verteilung auf unterschiedliche Textsorten – phänotypisch genau übernimmt, andererseits aber weicht er im Sinne sichtbarer *superatio* durch entschiedene Variation und Zuspitzung von Petrarca ab: In den *Asolani* macht Bembo sich eingangs als individueller Autor innerhalb eines Gesellschaftsideals umfassender Vergemeinschaftlichung sichtbar, um sodann in dem gemeinschaftlichen Sprechen des Dialogs als Autor dieses Sprechens aufzugehen, gleichsam zu verschwinden, und aus dieser stark vorangetriebenen Sodalisierung seinen Geltungsanspruch als Autorität vulgär-humanistischer und höfischer Kultur abzuleiten. In den *Rime* dagegen greift Bembo massiv auf das Dispositiv der Singularisierung zurück und bringt sich als einen Autor in Stellung, der durch unterschiedliche Formen außergewöhnlicher Heroisierung Gegenstand unhintergebarer *admiratio* sein will. Werkintern verteilt Bembo damit die Petrarkischen Dispositive, wie dies schon bei Petrarca angelegt war, auf unterschiedliche Textsorten. Während man hier nun meinen könnte, dass es sich letztlich um gattungsspezifische Phänomene handelt, dass Petrarcas Dispositive der Selbstautorisierung also gattungsabhängig aktualisiert werden, klärt der Blick auf die französische Petrarca-*imitatio* mit aller Deutlichkeit auf, dass Petrarcas Selbstautorisierung eine genuine Texttradition begründet und kein Gattungs- oder Textsorten-Spezifikum darstellt. Denn während Bembo und Petrarca Sodalisierung und Singularisierung je schwerpunktmäßig auf Prosa und *Rime* verteilen, spannt Joachim Du Bellay beide Dispositive der Selbstautorisierung auf engstem Raum zusammen.

4.2. Joachim Du Bellay

Die Publikation von Joachim Du Bellays *L'Olive* im Jahr 1549 ist eines der wichtigen Ereignisse der französischen Literaturgeschichte, stellt die *Olive* doch die

erste nach italienischem, sprich petrarkistischem Modell durchkomponierte Sonettsammlung in französischer Sprache dar. Der ganz eigene Petrarkismus Du Bellays von der *Olive* bis zu den *Antiquitez* ist in der Forschung hinlänglich beleuchtet worden.²² Unterbelichtet ist freilich die Frage geblieben, wie es um die petrarkisierende Selbstautorisierung Du Bellays bestellt ist. Eine Schlüsselposition nimmt in diesem Zusammenhang m. E. Du Bellays Vorwort zur *Olive* ein. Während der Autor Du Bellay in der sprachhistorisch berühmten *Deffence et illustration de la langue françoise* zwar durchaus auch in der ersten Person spricht, dabei aber nicht von sich spricht und überhaupt vorzugsweise Aussagen in dritter Person macht, ist das Problem individueller Autorschaft und das der Selbstautorisierung von Anfang an Gegenstand des Vorworts der *Olive*. Bereits mit dem ersten Satz seiner Vorrede rückt Du Bellay das eigene Selbst als Individuum mit einem „propre naturel“ in den Blick, zu dem ein biographisches Profil gehört, das von der „enfance“ über die „adolescence“ in das Jetzt des gefestigten Hofmanns reicht, und welches die auktoriale Funktion im Text als individuelle Präsenz und die Eigenständigkeit seiner „naturelle invention“ bestimmt: „Je ne me suis beaucoup travaillé en mes ecz de ressembler aultre que moymesmes“ (Du Bellay 2007: 236). Nicht von ungefähr kann man für das Personalpronomen *je* in dem kurzen Vorwort 94 Verwendungen verzeichnen, und die Selbstbezug und Verfügungsmacht anzeigenden Possessivpronomina *mon, ma, mes* finden sich an immerhin 30 Stellen. Die angestrebte Erneuerung der französischen Dichtkunst vollzieht sich freilich nicht nur im Selbstbezug, sondern auch im imitativen Rückbezug auf Antike und rinascimentales Italien:

Voulant donques enrichir nostre vulgaire d'une nouvelle, ou plutost ancienne renouvelée poësie, je m'adonnay à l'immitation des anciens Latins et des poëtes Italiens, dont j'ai entendu ce que m'en a peu apprendre la communication familiere de mes amis.
(Du Bellay 2007: 230)

In der Formulierung des Projekts wird bereits deutlich, wie eng Du Bellay sich am Vorbild Petrarca orientiert, wenn er nach einer Ausstellung seiner persönlichen Verhältnisse und Befindlichkeiten nicht nur den Rückbezug auf die Antike in Anschlag bringt, sondern auch seine Integration in eine humanistische Gemeinschaft, die in dem vorstehenden Zitat durch die petrarkisch getönte „communication familiere de mes amis“ aufgerufen wird. Diese Gemeinschaftlichkeit wird im weiteren Verlauf des Vorworts durch den Verweis auf die „plus familiers amis“ erneut aufgebracht;²³ ausdrücklich genannt werden Jaques Peletier und Pierre de Ronsard. Programmatisch heißt es dazu weiter:

²² Die Linie reicht von Vianey 1909 über Schwaderer 1968 und Hempfer 1991 bis Leopold 2009.

²³ Vgl. Du Bellay 2007: 231: „Or, [...] voulant satisfaire à l'istante requeste de mes plus familiers amis, je m'osay bien avanturer de mettre en lumiere mes petites poësie: après toutesfois les avoir

[...] je me suis volontiers appliqué à nostre poësie : excité et de mon propre naturel, et par l'exemple de plusieurs gentiz espritz françois, mesmes de ma profession, qui ne daignent point manier et l'épée et la plume. (Du Bellay 2007: 229)

Auf engstem Raum oszilliert Du Bellays Selbstautorisierung so zwischen Singularisierung und Sodalisierung, wobei er durch die Verbindung der Lexeme *épée* und *plume* deutlich macht, dass es ihm um eine ebenso humanistisch gelehrte wie höfisch aktive Vergemeinschaftlichung geht. Sowohl das auktoriale Selbst als auch die Gemeinschaft werden dabei in ihrer Identität durch eine aggressive Abgrenzung von den *Rhétoriqueurs* konturiert: Gegen die von Thomas Sébillet im *Art poétique* vorgenommene Kanonisierung qualifiziert Du Bellay die „rethoriqueurs françoys“ als „ineptes rimasseurs“ und sich selbst als *renovator litterarum* erster Güte, den sowohl der „esprit que la Nature m'a donné“ als auch *érudition* sowie *gentillesse* distinguieren und der überdies mit einer geradezu einschüchternd robusten Vitalität auf den Plan tritt:

[...] d'un tel œuvre je ne rapporteroj jamais favorable jugement de nos rethoriqueurs françoys, tant pour les raisons assez nouvelles [...] introduites par moy en notre vulgaire, que pour avoir (ce semble) hurté un peu trop rudement à la porte des noz ineptes rimasseurs. Ce que j'ai faict, Lecteur, non pour aultre raison que pour eveiller le trop long silence des cignes et endormir l'importun croassement des corbeaux. [...] Les gentilz espritz françois, mesmes ceulx qui suyvent la court, seule escolle où volontiers on apprend à bien proprement parler, devoient vouloir pour l'enrichissement de nostre langue, et pour l'honneur des espritz françois, que tel poètes barbares, ou feussent fouettez à la cuisine, juste punition de ceulx qui abusent de la pacience des princes et grands seigneurs par la lecture de leurs ineptes œuvres : ou (si on les vouloit plus doucement traicter) qu'on leur donnast argent pour se taire. (Du Bellay 2007: 232f.)

Neben der französischen Hof- und Gelehrtengeinschaft stellt die italienische Renaissancekultur ein weiteres Bezugssystem für Du Bellay dar; in ihr findet er die gleichen gemeinschaftlichen Strukturen als Erfolgsbedingungen vor, die er für die französische *renovatio* und seine eigene Autorität ansetzt. Die vorbildlichen „beaux écrits“ der italienischen Literatur seien das Werk von „personnaiges de grand' erudition“, wobei diese Persönlichkeiten freilich keine akademischen Gelehrten seien, sondern *cardinaus* – der Bezug auf Pietro Bembo ist hier unverkennbar – und *seigneurs*, denen als Merkmale mundanen Wohlverhaltens *diligence* und *discretion* eigen seien. Du Bellay entfaltet so ein auktoriales Selbst, das in seiner stilisierten Einzigartigkeit letztlich auf die Integration in überindividuelle Muster sowohl gelehrter als auch höfischer Gemeinschaftlichkeit ausgerichtet ist.

communiquées à ceux que je pensoy bien estre clervoyans en telles choses, singulierement à Pierre de Ronsard [...]“.

Bis hierhin ergeben sich also klare morphologische, intentionale und funktionale Überschneidungen zu Petrarcas komplementärem Einsatz von Singularisierung und Vergemeinschaftlichung. Zum Ausgleich der kraftvollen Singularisierung des auktorialen Selbst betreibt Du Bellay eine nicht weniger nachdrückliche Sodalisierung, wie ein spezifisch texttraditioneller Aspekt der Vorrede noch einmal abschließend deutlich machen kann. Auf den wiederholten lexematischen Verweis auf Petrarcas *Epistolae familiares* habe ich bereits hingewiesen, und damit ist eine erste klare Fährte gelegt. Deutlicher wird diese Fährte noch dadurch, dass Du Bellay die Vorrede, sein „petit advertissement au lecteur“, zweimal als „epistre“ bezeichnet, den vorliegenden Paratext also gattungsmäßig dem petrarkischen Modell anschließt. Und ganz wie der Petrarca der *Familiares* zitiert auch Du Bellay zur Untermauerung persönlicher Belange rekurrent und wörtlich einschlägige antike Autoren, genauer: Cicero, Diodorus Siculus, Ovid sowie mehrfach Vergil und Horaz, wobei er schließlich in einer aufschlussreichen Pointe Petrarca in eine Linie mit Vergil, Ovid und Horaz einreihet. Abgesehen von dieser allgemein humanistischen Ausrichtung am petrarkischen Briefstil scheint mir von besonderem Belang in Hinblick auf eine Amplifikation des petrarkischen Modells die Tatsache zu sein, dass Du Bellay in seiner als „epistre“ deklarierten Vorrede eine Vertrautheit nicht nur mit seinen „familiers amis“ erklärt, sondern auch mit dem Leser herzustellen bestrebt ist, der ja Adressat des Vorworts ist. Du Bellay übernimmt an dieser Stelle zunächst von Petrarca das Verfahren, textintern eine Vergemeinschaftlichung durch die Vertrautheit mit eben den „familiers amis“ auszustellen, variiert Petrarca aber insofern, dass er einen individuell unspezifischen Leser als Adressat der Vorrede einsetzt und damit in die Sodalität einlässt. Immer wieder wird der Leser angesprochen und so eine vertrauliche Dialogsituation hergestellt – neunmal wird er als „lecteur“ apostrophiert, zweimal schließlich, und zwar bei der vorletzten und bei der letzten Anrede des Lesers, als „amy lecteur“ beziehungsweise „Ami lecteur“ (Du Bellay 2007: 238 und 240), womit das Ziel klar benannt ist: alle zu Briefpartnern gemachten Leser sollen Freunde des Autors werden. Pointiert verdichtet und amplifiziert Du Bellay auf diese Weise die petrarkische Norm in seinem kurzen Vorwort, wobei die Verbindung beider petrarkischer Dispositive der Selbstautorisierung in dem kurzen Prosatext des Vorworts den texttraditionellen, gattungstranszendenten Status des betreffenden petrarkischen Normgefüges für die Nachwelt deutlich macht. Auch wenn in den Gedichten der *Olive* teils eklatante intentionale Abweichungen vom bembesken Petrarkismus zu verzeichnen sind, so liegt doch texttraditionell gesehen mit Du Bellays Paratext zur *Olive* und mit dem darin exponierten Selbstverständnis eine morphologische und funktionale Aktualisierung der petrarkischen Norm vor, die dem Prinzip der Verdichtung und Amplifikation folgt.

Insofern ließe sich hier das in der Forschung durchaus auch mit Verve gezeichnete Bild von Joachim Du Bellay als Gegenspieler Petrarcas (z. B. Vinken 2001) grundsätzlich berichtigen. Über den Bereich der Du-Bellay-Philologie hinaus zeigt die Frage nach der texttraditionellen Rückbindung von Joachim Du Bellays Selbstautorisierung nicht nur, wie sehr die von Petrarca ins Feld dichterischer Selbstautorisierung geführten Dispositive der Singularisierung und der Sodalisierung komplementär die Autorität einer Dichtungsnorm im Agon frühneuzeitlicher Nachahmungspoetik auch einzelsprachenübergreifend begründen. Sie zeigt auch, dass Petrarcas Selbstautorisierung als transphrastisches Identitäts- und Identifikationsmodell über den engen Bereich begrenzter Gattungskonventionen hinausreicht. Deskriptive Prägnanz gewinnt diese Beobachtung durch die Kategorie der ‚Texttradition‘, die meinem Dafürhalten nach durchaus imstande ist, nach einem gewissen Auseinanderleben unserer Disziplinen in den letzten Jahrzehnten²⁴ den fruchtbaren Austausch zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft aufs Neue anzuregen.

Bibliographie

- Aschenberg, Heidi (2003): Diskurstraditionen – Orientierungen und Fragestellungen. – In: Heidi Aschenberg, Raymund Wilhelm (Hg.): *Romanische Sprachgeschichte und Diskurstraditionen*. Akten der gleichnamigen Sektion des XXVII. Deutschen Romanistentages, 1-18. Tübingen: Narr.
- Blumenberg, Hans (1988): *Die Legitimität der Neuzeit*. – Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Busjan, Catharina (2011): *Moralphilosophie in den Petrarca-Kommentaren des 16. Jahrhunderts*. – Berlin/New York: De Gruyter.
- Coseriu, Eugenio (2007): *Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens*. – Tübingen: Narr.
- Curtius, Ernst Robert (1993): *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*. – Tübingen: Francke.
- Du Bellay, Joachim (2007): *La Deffence et Illustration de la Langue Françoise*. Ed. Jean-Charles Monferran. *L'Olive*. Texte établi avec notes et introduction par Ernesta Caldarini. – Genf: Droz.
- Hausmann, Frank-Rutger/Stammerjohann, Harro (Hg.) (1998): *Haben sich Sprach- und Literaturwissenschaft noch etwas zu sagen?* – Bonn: Romanistischer Verlag.
- Hempfer, Klaus W. (1991): Intertextualität, Systemreferenz und Strukturwandel. Die Pluralisierung des erotischen Diskurses in der italienischen und französischen Renaissance-Lyrik

²⁴ Vgl. in diesem Zusammenhang nach wie vor Bestandsaufnahme und Diskussion in Hausmann/Stammerjohann 1998. An dem mitunter fast schon indifferenten Nebeneinander unserer Teildisziplinen hat sich seitdem wenig geändert, ja mir scheint die Literaturwissenschaft im Rahmen der diversen *cultural turns* immer eigenere Wege zu gehen.

- (Ariost, Bembo, Du Bellay, Ronsard). – In: Michael Titzmann (Hg.): *Modelle des literarischen Strukturwandels*, 7-43. Tübingen: Niemeyer.
- Hempfer, Klaus W. (1993): Probleme traditioneller Bestimmungen des Renaissancebegriffs und die epistemologische ‚Wende‘. – In: ders. (Hg.): *Renaissance. Diskursstrukturen und epistemologische Voraussetzungen*, 9-45. Stuttgart: Steiner.
- Hempfer, Klaus W. (Hg.) (2004): *Poetik des Dialogs. Aktuelle Theorie und rinascimentales Selbstverständnis*. – Stuttgart: Steiner.
- Hempfer, Klaus W. (2008): Überlegungen zur historischen Begründung einer systematischen Lyriktheorie. – In: ders. (Hg.): *Sprachen der Lyrik. Von der Antike bis zur digitalen Poesie*, 33-60. Stuttgart: Steiner.
- Hempfer, Klaus W. (2010): Zum begrifflichen Status der Gattungsbegriffe: von ‚Klassen‘ zu ‚Familienähnlichkeiten‘ und ‚Prototypen‘. – In: *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur* 120, 14-32.
- Humboldt, Wilhelm von (1960): *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*. – Bonn: Dümmler.
- Huss, Bernhard/Neumann, Florian/Regn, Gerhard (Hg.) (2004): *Lezioni sul Petrarca. Die ‚Rerum vulgarium fragmenta‘ in Akademievorträgen des 16. Jahrhunderts*. – Münster: LIT Verlag.
- Kabatek, Johannes (2005): *Die bolognesische Renaissance und der Ausbau romanischer Sprachen. Juristische Diskurstraditionen und die Sprachentwicklung in Südfrankreich und Spanien im 12. und 13. Jahrhundert*. – Tübingen: Niemeyer.
- Kablitz, Andreas (1993): Lyrische Rede als Kommentar – Anmerkungen zur Petrarca-Imitatio in Bembo *Rime*. – In: Klaus W. Hempfer, Gerhard Regn (Hg.): *Der petrarkistische Diskurs. Spielräume und Grenzen*, 29-76. – Stuttgart: Steiner.
- Kablitz, Andreas (1999): Warum Petrarca? Bembo *Prose della volgar lingua* und das Problem der Autorität. – In: *Romanistisches Jahrbuch* 50, 127-157.
- Koch, Peter (1997): Diskurstraditionen: zu ihrem sprachtheoretischen Status und zu ihrer Dynamik. – In: Barbara Frank, Thomas Haye, Doris Topfink (Hg.): *Gattungen mittelalterlicher Schriftlichkeit*, 43-79. Tübingen: Narr.
- Küpper, Joachim (1990): *Diskurs-Renovatio bei Lope de Vega und Calderón. Untersuchungen zum spanischen Barockdrama. Mit einer Skizze zur Evolution der Diskurse in Mittelalter, Renaissance und Manierismus*. – Tübingen: Narr.
- Küpper, Joachim (2002): Grenzen der Horizontverschmelzung. Überlegungen zu Hermeneutik und Archäologie. – In: Werner Helmich, Helmut Meter, Astrid Poier-Bernhard (Hg.): *Poetologische Umbrüche. Romanistische Studien zu Ehren von Ulrich Schulz-Buschhaus*, 428-451. München: Fink.
- Lebsanft, Franz (2005): Kommunikationsprinzipien, Texttraditionen, Geschichte. – In: Angela Schrott, Harald Völker (Hg.): *Historische Pragmatik und historische Varietätenlinguistik in den romanischen Sprachen*, 25-43. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen.
- Leclercq, Jean (1960): Sancta Simplicitas. – In: *Collectanea Ordinis Cisterciensium reformatum* 22, 138-148.
- Leopold, Stephan (2009): *Die Erotik der Petrarkisten. Poetik, Körperlichkeit und Subjektivität in romanischer Lyrik Früher Neuzeit*. – München: Fink.
- Ley, Klaus (2002): *Die Drucke von Petrarca ‚Rime‘. 1470–2000*. – Hildesheim/Zürich/New York: Olms.
- Mazzacurati, Giancarlo (1967): *Misure del classicismo rinascimentale*. – Napoli: Liguori.

- Mehltretter, Florian (2009): *Kanonisierung und Medialität. Petrarca's Rime in der Frühzeit des Buchdrucks (1470-1687)*. In Zusammenarbeit mit Florian Neumann. – Münster: LIT Verlag.
- Mehltretter, Florian (2010): *Questione della lingua, questione dello stile. Zur Diachronie von Pluralisierung und Autorität in der frühneuzeitlichen Sprach- und Dichtungsreflexion.* – In: Jan-Dirk Müller, Wulf Oesterreicher, Friedrich Vollhardt (Hg.): *Pluralisierungen – Konzepte zur Erfassung der Frühen Neuzeit*, 33-51. Berlin/New York: De Gruyter.
- Minnis, Alastair (²1988): *Medieval Theory of Authorship. Scholastic Literary Attitudes in the Later Middle Ages.* – Worcester: Scholar Press.
- Nelting, David (2011): *Frühneuzeitliche Selbstautorisierung zwischen Singularisierung und Sodalisierung (Francesco Petrarca, Pietro Bembo, Joachim Du Bellay).* – In: *Romanistisches Jahrbuch* 62, 188-215.
- Nelting, David (2014): „...si mi fecer de la loro schiera“ – Selbstautorisierung bei Dante an der Schwelle zur Frühen Neuzeit. – In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 64, 1-24.
- Noyer-Weidner, Alfred (1974): *Lyrische Grundform und episch-didaktischer Überbietungsanspruch in Bembos Einleitungsgedicht.* – In: *Romanische Forschungen* 86, 314-358.
- Petrarca, Francesco (1977): *Collatio laureationis – Orazione per la laurea.* – In: *Opere latine. A cura di Antonietta Bufano.* Torino: Unione Tip.-Ed. Torinese, Bd. II, 1255-1283.
- Petrarca, Francesco (1996): *Canzoniere.* A cura di Marco Santagata. – Milano: Mondadori.
- Petrarca, Francesco (1999): *Epistolae familiares XXIV. Vertrauliche Briefe* (lateinisch-deutsch). Übersetzt, kommentiert und mit einem Nachwort von Florian Neumann. – Mainz: Dieterich.
- Primavesi, Oliver (2008): *Aere perennius? Die antike Transformation der Lyrik und die neuzeitliche Gattungstrinität.* – In: Klaus W. Hempfer (Hg.): *Sprachen der Lyrik. Von der Antike bis zur digitalen Poesie*, 15-32. Stuttgart: Steiner.
- Regn, Gerhard (2000): *Allegorice pro laurea corona: Dante, Petrarca und die Konstitution postmittelalterlicher Dichtungsallegorie.* – In: *Romanistisches Jahrbuch* 51, 128-152.
- Regn, Gerhard (2003): *Petrarkismus.* – In: Gerd Ueding (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik.* Tübingen: Niemeyer, Bd. VI, 911-921.
- Regn, Gerhard (Hg.) (2004): *Questo leggiadrissimo Poeta! Autoritätskonstitution im rinascimentalen Lyrik-Kommentar.* – Münster: LIT Verlag.
- Regn, Gerhard (2004a): *Pluralisierung von Wahrheit im Individuum: Petrarca's Secretum.* – In: Francesco Petrarca: *Secretum meum – Mein Geheimnis* (lateinisch-deutsch). Hg., übers. und mit einem Nachwort von Gerhard Regn und Bernhard Huss, 493-539. Mainz: Dieterich.
- Regn, Gerhard (2004b): *Petrarkische Seelsorge und petrarkistische Selbstrepräsentation. Bembos Poetik der gloria.* – In: Maria Moog-Grünwald (Hg.): *Autobiographisches Schreiben und philosophische Selbstsorge*, 95-125. Heidelberg: Winter.
- Regn, Gerhard (2007): *Double Authorship: Prophetic and Poetic Inspiration in Dante's Paradise.* – In: *Modern Language Notes* (Italian Issue) 122, 167-185.
- Regn, Gerhard (2009): *Gott als Dichter: Das Spiegelbild der Fiktion in Dantes Paradiso.* – In: Ursula Peters, Rainer Warning (Hg.): *Fiktion und Fiktionalität in den Literaturen des Mittelalters*, 365-385. München: Fink.
- Robert, Jörg (2001): *Norm, Kritik, Autorität. Der Briefwechsel De imitatione zwischen Giannfrancesco Pico della Mirandola und Pietro Bembo und der Nachahmungsdiskurs in der frühen Neuzeit.* – In: *Daphnis* 30, 597-644.

- Schlieben-Lange, Brigitte (1983): *Traditionen des Sprechens. Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung*. – Stuttgart: Kohlhammer.
- Schneider, Ulrike (2010): Parlare in persona propria? Fiktionen des Faktischen in der Debatte um die lirica im Cinquecento. – In: dies. (Hg.): *Fiktionen des Faktischen in der Renaissance*, 143-164. Stuttgart: Steiner.
- Schwaderer, Richard (1968): *Das Verhältnis des Lyrikers Joachim Du Bellay zu seinen Vorbildern. Probleme der imitatio*. – Dissertation: Würzburg.
- Stierle, Karlheinz (1998): *Petrarca. Fragmente eines Selbstentwurfs*. – München: Hanser.
- Stierle, Karlheinz (2003): *Francesco Petrarca. Ein Intellektueller im Europa des 14. Jahrhunderts*. – München: Hanser.
- Toffanin, Giuseppe (²1941): *Il Cinquecento*. – Milano.
- Vianey, Joseph (1909): *Le pétrarquisme en France au XVI^e siècle*. – Montpellier/Paris: Masson et C^{ie}.
- Vinken, Barbara (2001): *Du Bellay und Petrarca. Das Rom der Renaissance*. – Tübingen: Niemeyer.
- Wilhelm, Raymund (2001): *Die Sprache der Affekte. Jean-Jacques Rousseau und das Sprachdenken des siècle des Lumières*. – Tübingen: Narr.
- Wilhelm, Raymund (2001a): Diskurstraditionen. – In: Martin Haspelmath, Ekkehard König, Wulf Oesterreicher, Wolfgang Raible (Hg.): *Sprachtypologie und sprachliche Universalien. Ein internationales Handbuch*. Berlin/New York: De Gruyter, Bd. I, 467-477.
- Wilhelm, Raymund (2011): Che cos'è una comunità discorsiva? Le molteplici identità del parlante e i modelli della linguistica storica. – In: Sarah Dessì Schmid u. a. (Hg.): *Rahmen des Sprechens. Beiträge zu Valenztheorie, Varietätenlinguistik, Kreolistik, Kognitiver und Historischer Semantik. Peter Koch zum 60. Geburtstag*, 151-171. Tübingen: Narr.

Johanna Wolf

Bilder und Rahmen: Sprachlich-semantische Verfahren in der diskursiven Auseinandersetzung um den Status der romanischen Sprachen im 19. Jahrhundert

1. Methodische Prämissen: Wissensrahmen als Ziel linguistisch-historiographischer Analysen

Um geschichtliche Abläufe in ihrer Komplexität fassbar – und damit interpretationsfähig – zu machen, sei es eine Notwendigkeit, so Reinhart Koselleck (1976/2010: 94), über eine reine Quellenlektüre hinauszugehen und stärker die Produktionsbedingungen und semantischen Implikationen derselben in den Blick zu nehmen. Anders als der Linguist oder Literaturhistoriker habe der Historiker die Quellen darauf zu befragen, „was sie verschweigen oder stilisieren, um auf Bewegungen zu schließen, die sich nur indirekt aus dem Quellentext ermitteln lassen“ (Koselleck 1976/2010: 90). Nähert sich nun ein Linguist der Vergangenheit des eigenen Faches, so hat er ebenfalls genau dies zu tun: Es gilt die Verschränkung zwischen *res fictae* und *res factae* im Spannungsfeld ihrer Differenz zu betrachten und über die Texte hinaus die Bedingungen geschichtlicher Erfahrung, die sich in bestimmten (sprachlichen) Mustern verdichten, sowie die außersprachlichen Produktionsbedingungen in die Analysen mit einzubeziehen, um so einen Verweiszusammenhang herstellen zu können.¹ Erst eine solche Analyse macht die Pluralität der Geschehenseinheiten sichtbar, da

¹ Dieses Vorgehen entspräche dem Konzept einer „historischen Textlinguistik“, wie sie Koselleck verschiedentlich eingefordert hat (Koselleck 1976/2010). Eine Textlinguistik, die explizit auf eine nachdrückliche Einbeziehung des Kontextes – zu berücksichtigen wären für historiographische Textanalysen vor allem Redekontext und Außer-Rede-Kontext – wie auch des sogenannten Redeuniversums besteht, wurde bereits von Eugenio Coseriu entworfen. Allerdings fokussiert Coseriu hier noch nicht die wissenssoziologischen Implikationen, die gerade sein Konzept des Redeuniversums für eine historiographisch-linguistische Analyse, die die epistemischen Verschiebungen im Wissensvorrat und die Frage nach deren Versprachlichung ins Zentrum stellt, interessant machen würden (vgl. hierzu Coseriu 1955-1956).

die Analyse den Text nicht mehr nur um seiner Aussage willen untersucht, sondern nach seiner Beziehung zu den in einer bestimmten Epoche wirkenden Epistemen befragt. Der Fokus einer historiographisch-linguistischen Analyse verschiebt sich demzufolge in Richtung der Relation von Text und Wissensvorrat, indem nach der Repetition oder Negation bestehender Diskursformationen durch den Text gefragt wird. Sprach- wie auch fachgeschichtliche Prozesse werden so in ihrer Komplexität (Um- und Irrwege; Inkohärenzen, Nebendiskurse wie auch abgebrochene Diskurse) abgebildet, wie sowohl Linguisten als auch Historiker bereits verschiedentlich gefordert haben.²

Aus linguistischer Sicht sind in dieser Hinsicht vor allem die Versprachlichungsstrategien von Bedeutung, mit denen die Autoren in diskursive Auseinandersetzungen eingreifen und sich so als Vertreter bestimmter Wissensstrukturen und gesellschaftlicher Mentalitäten bestimmen lassen.

In diesem Zusammenhang scheint das methodische Inventar der Diskursanalyse den Forderungen der Historiker entgegenzukommen: Ihre wissenssoziologische Definition des Diskurses als regelgeleitete Praktiken, die die Architektur von Wissen konstituieren, indem sie etablierte Diskursformationen entweder bejahen oder dekonstruieren, unterstützt eine Wissenschaftsgeschichtsschreibung, die explizit sowohl nach Tradierungen von Erfahrungen, Strukturen oder Abläufen fragt, als auch Zäsuren oder Brüche als Modellierungen der Geschehenseinheiten integriert.³ Unter diesem Aspekt gewinnen das Konzept der Wissensrahmen sowie die Versprachlichungsstrategien, mittels derer dieselben konstruiert werden, für historiographisch-linguistische Analysen einen besonderen Reiz, zielt doch die Analyse kognitiver Wissensrahmen⁴ genau auf die Erfassung der „semantischen Schubkraft“ (Koselleck 2006: 160), die

² Vgl. hierzu beispielsweise Schlieben-Lange 1989, Sarasin 2003, Oesterreicher 2005.

³ Es sei in diesem Kontext explizit darauf hingewiesen, dass mit dem Begriff ‚Diskurs‘ hier nicht der Coseriusche Diskursbegriff gemeint ist, sondern ein wissenssoziologischer Diskursbegriff wie er sich in der Weiterentwicklung des Foucault’schen Diskurskonzeptes vor allem durch die germanistische, aber auch die soziologische Diskursanalyse etabliert hat. Diskurse meinen hier (sprachliche) Praktiken, die an der Konstruktion von gültigen Wissensmustern in einer Gesellschaft beteiligt sind. Prototypische Kennzeichen für wirksame Diskurse sind nach Gardt 2007: 29 folgende Kriterien: 1. thematische Gebundenheit; 2. Vernetzung; 3. Dialogizität; 4. Funktion als Stimuli gesellschaftlicher Veränderung; 5. pragmatische Perspektive; 6. Funktion als Ausdruck des Denkens einer Gesellschaft. Vgl. zur wissenssoziologischen Definition des Diskursbegriffes z. B. Bublitz ⁶2006.

⁴ Im Rückgriff auf die Arbeiten Dietrich Busses seien Wissensrahmen hier definiert als „Strukturgefüge, [...] in dem einzelne für das Verstehen eines Wortes oder einer in einem Satz ausgedrückten Prädikation notwendige Wissensaktivierungen zu einer sich nach Inhaltsaspekten ergebenden mehr oder wenigen stabilen Ganzheit zusammenkommen. [...] Wissensrahmen sind im Gebrauch und Verstehen sprachlicher Zeichen an so elementarer Stelle und Funktion wirksam, dass sprachliche Verständigung und damit die Ausdrückbarkeit von Wissen ohne sie nicht denkbar ist“ (Busse 2005: 46f.).

sich in der Wiederholung sprachlicher Strukturen zeigt. In der Verweiskraft auf außersprachliche Wissensbestände können der Bruch mit tradierten Konnotationen über die Aktivierung bestimmter semantischer Felder oder deren bewusste Fortführung – und damit die Bewegungen in den epistemischen Schichten – sichtbar gemacht werden. Der Diskurs wird so zum Bindeglied zwischen Sprache und Denken (der Gesellschaft), der in der Konstruktion eben solcher Wissensrahmen greif- und analysierbar wird (Busse 2008: 77). So lassen sich über die Verwendung ganz bestimmter Bildfelder, in denen Metaphern, Kollektivsymbole oder Legitimationsformeln wirken, im Verstehensprozess die relevanten Wissensrahmen abrufen, die das Ordnungsgefüge des gesellschaftlichen Wissens zu einzelnen Themen strukturieren und vom Autor als Strukturen eben dieses Wissens vorausgesetzt werden können. Werden diese Wissensrahmen semantisch umstrukturiert – beispielsweise durch innovative Sprachregelungen – so erfolgen auch epistemische Verschiebungen im gesellschaftlichen Wissensvorrat, die die Hierarchisierungen der geltenden Diskursformationen verändern können.⁵ Die Funktionsweise der sprachlich-semantischen Strategien bei der Konstruktion solcher Wissensrahmen, die dann ihrerseits gesellschaftliches Wissen strukturieren und Verstehen ermöglichen, soll im Folgenden am Beispiel der Statusdiskussion der romanischen Sprachen als Bildungs- und Forschungsgegenstand im 19. Jahrhundert illustriert und so ein methodischer Vorschlag zur Verwendung des diskursanalytischen Methodeninventars auch in der linguistischen Fachgeschichtsschreibung gemacht werden. Dabei konzentriert sich der vorliegende Beitrag auf den Wandel, der sich vornehmlich in der Zeit des Idealismus innerhalb des Geschichtsdenkens vollzieht, indem durch die Analyse der aktiven semantischen Felder und der diskursiven Mechanismen gezeigt wird, dass die Umdeutung der Geschichte in dieser Zeit in einer dialektischen Verbindung sowohl mit dem Bildungs- als auch mit dem Sprachkonzept steht.

2. Das 19. Jahrhundert als Produktionsbedingung für die Diskursformationen um die Neuphilologien und ihre Bildungsfähigkeit

Allein schon das Vorhaben, Epochengrenzen für das 19. Jahrhundert zu ziehen, bereitet den Historikern Kopfzerbrechen. Reinhart Koselleck schlägt bekanntlich das Konzept der „Sattelzeit“ (Koselleck 1972: XV) vor, um das ambigue Jahrhundert epochal leichter fassbar zu machen, Herbert Schnädelbach lässt es

⁵ Allerdings ist darauf hinzuweisen, dass trotz aller Innovation stets die ‚alte‘ Struktur der Wissensrahmen quasi als archäologische Schicht erhalten bleibt und so den Verlauf der Wissensumstrukturierung verdeutlicht.

gar erst nach Hegels Tod im Jahre 1831 beginnen (Schnädelbach 1983: 15). Wie man die Periodisierungen auch vornimmt, in Bezug auf die Zeit zeichnen sich das ausgehende 18. Jahrhundert wie das gesamte 19. Jahrhundert durch ein neues Verhältnis zu Chronologie und Geschichte aus. Das Gesicht der Epoche ist gekennzeichnet durch Veränderungen, die die Strukturen der Temporalitätsvorstellung neu ordnen: Prozessualisierung, Beschleunigung, Evolution und Fortschritt bilden den Hintergrund für eine tiefgreifende Veränderung in nahezu allen Bereichen des sozialen Lebens.⁶

Gerade die Koselleck'sche Sattelzeit zwischen 1770 und 1830 bildet für eine wissenschaftsgeschichtliche Perspektive auf die Entstehung und Konstituierung der Philologien einen wichtigen Zeitraum: In ihr vollzieht sich ein grundlegender Wechsel innerhalb des Geschichtsdenkens. Die dynamisch-optimistische Geschichtsvorstellung Kants, die, da ja politisch bestimmt, noch von der Idee der Perfektibilität des Menschen ausgeht, wird überführt in das radikal-dynamische Geschichtsdenken Hegels, der Fortschritt als offenes Konzept definiert und damit die Vorstellung zeitlicher Kategorien neu schreibt.

Gleichzeitig bildet die Sattelzeit den Rahmen für die Geburtsstunde der autonomen Wissenschaft Philologie. Vor dem Hintergrund der Etablierung der Philosophie als Leitkultur der autonomen Wissenschaften, dem Entstehen eines neuen Geschichts- und Sprachverständnisses sowie der Bildungsreform konstituiert sich die Philologie als geschichtliche Wissenschaft vom Verstehen, die über eine methodisch gesicherte Beschäftigung (Kritik und Hermeneutik) mit den sprachlichen Hinterlassenschaften der Völker Aussagen über die Vergangenheit der Menschheit treffen kann.

Als Ideal dienen den Philologen⁷ dabei die Kulturen der Antike: In der Alteritätserfahrung mit der vergangenen Gesellschaft der Griechen soll der Mensch zu einem veredelten Individuum herangebildet werden, das dann seinerseits einen Beitrag zur moralisch-ethischen Verbesserung der Gesellschaft

⁶ Vgl. hierzu Koselleck 1972 sowie Lepenies 1976. Lepenies 1976: 16 verweist für die Wissenschaftsgeschichte in diesem Zusammenhang auf den Übergang der sogenannten ‚vorwissenschaftlichen‘ Ära in die wissenschaftliche und siedelt hier den Beginn der Moderne an. Für den deutschen Raum sei hier noch einmal auf die durch die idealistische Philosophie verursachte Zeitverzögerung verwiesen: Während Foucault den Zeitraum zwischen 1775 und 1825 für Frankreich bereits als eine ‚Vernaturwissenschaftlichung‘ ansieht, in der die Wissenschaften unter Erfahrungsdruck geraten, wirkt in Deutschland noch die idealistische Philosophie als strukturgebende Folie auf die Wissenschaften. Hier manifestiert sich der (naturwissenschaftliche) Empirisierungszwang erst mit der Krise eben dieser Philosophie ab den 1830er Jahren (Lepenies 1976: 16-17).

⁷ Gemeint sind hier die Philologen der ‚ersten‘ Stunde wie Friedrich Ast, Friedrich August Wolf und August Boeckh – um nur einige zu nennen –, die aufgrund ihrer Konzeptionierungen der Philologie als wissenschaftliches System im Kantschen Sinne als ‚Väter‘ der autonomen Wissenschaft Philologie gelten können.

leisten könne.⁸ Aus der engen Verzahnung der philologischen Forschung mit dem Historizitätsgedanken resultiert eine starke Fokussierung der historischen Dimension von Sprache(n) und ihrer diachronen Entwicklung: Zeitliche Distanz, Stabilität des kulturellen Wertes der Quellen, Abgeschlossenheit der Sprachentfaltung⁹ sowie der soziale Status der als zivilisiert geltenden Nationen fungieren als Parameter für eine Werteskalierung unter den einzelnen Sprachen. Nachdenken über Sprache bedeutet in der Philologie-dominierten Periode des Idealismus stets ein Zusammendenken von Sprache, Bildung und Geschichte. Diese drei Konzepte greifen bei der Aktivierung der Wissensrahmen, die die kommunikativen Prozesse in der Debatte um die Hierarchisierung der Sprachen steuern, ineinander, d. h. die einzelnen Wissensrahmen können nicht als voneinander getrennt wirkende Rahmen gedacht werden. Vielmehr bilden sie eine vernetzte Struktur, in der sich Bewegungen innerhalb des versterensrelevanten Wissens in einem aktiven semantischen Feld zumeist auch in den angrenzenden Feldern niederschlagen und so Veränderungen im epistemischen Wissen der Gesellschaft bewirken.

3. Die Emanzipation der romanischen Sprachen als Bildungsgegenstand

Jeder hat noch in den Alten gefunden, was er brauchte, oder wünschte;
vorzüglich sich selbst.
(Schlegel 1798: 39)

Dieses knappe Zitat von Friedrich Schlegel bringt die zu Beginn des 19. Jahrhunderts herrschende Meinung auf den Punkt: Der ideale Bildungsgegenstand liegt in der Erforschung und im Studium der alten Sprachen, das Ideal des „goldenen Zeitalters“ (Fuchs 1849: 51) scheint in der Mentalität derer, die die Diskursformationen in der Debatte um die Bildung gestalten, fest verankert zu sein und so sowohl in der Forschung als auch in der Lehre ein absolutes Monopol zu besetzen. Doch es ist, wie bereits angedeutet, nicht nur die Auseinandersetzung mit der Idealisierung der alten Sprachen im Hinblick auf ihre Bildungsfähigkeit, die modernen Sprachen müssen in ihrem Emanzipationsprozess auch noch andere semantische Felder in den Wissensrahmen um die Diskursformation

⁸ Die Rolle der Geschichte respektive der Geschichtlichkeit als Erzieherin des Menschengeschlechtes wird vor allem im Rückgriff auf die Erfahrungen der antiken Kulturen geleistet.

⁹ Herders Übertragung des naturphilosophischen Begriffs des ‚Organischen‘ auf die Sprachtheorie dominierte das idealistisch-hermeneutische Sprachdenken. Diesem noch immanent ist die Vorstellung, in jedem Entwicklungskreislauf gebe es einen Höhepunkt, der für die alten Sprachen als identifizierbar galt.

„alte versus neue Sprachen“ mit ihren Konzepten besetzen und so eine neue Diskursformation konstruieren.

3.1. Das Primat der ‚Alten‘: Reinheit versus Verfall

Innerhalb der Diskussion um den Status der romanischen Sprachen als Bildungs- beziehungsweise als Forschungsgegenstand werden bestimmte Wissensrahmen miteinander in Beziehung gesetzt, die den Verstehensprozess steuern: Über das Bindeglied der Historizität werden sprachwissenschaftliche und philologische Argumentationsstränge verknüpft. So verbindet sich die Typologiediskussion der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft mit der bildungstheoretischen Auseinandersetzung um den Sprachbegriff der Philologie.

Besonderes Augenmerk richten die Protagonisten bei der Hierarchisierung der Sprachen auf die Mischsprachen-Problematik. Sprachmischung greife in die natürliche Entwicklung der organischen Sprachformen zu tief ein und verhindere so die natürliche Fortbildung der Formen. Diese Problematik betraf – in Bezug auf den westeuropäischen Kulturraum – vor allem die Gegenüberstellung von analytischem und flektierendem Sprachbau: Waren es doch vor allem die flektierenden Sprachen, deren Typus die Idealform einer Sprache verkörperte, da diese ihre Formen verändern (genetisch-organischer Prozess) und so Entwicklungen des menschlichen Geistes über die Entwicklung der sprachlichen Formen widerspiegeln konnten.¹⁰ Aber noch ein weiterer Vorteil wurde mit dem flektierenden Typus verbunden. Er war zusätzlich zu seiner Fähigkeit der organischen Evolution auch in der Lage, Auskunft über den Grad der Verwandtschaft der Sprachen untereinander zu geben – das eigentliche Erkenntnisziel der historisch vergleichenden Sprachwissenschaft (vgl. Pott 1840: 16-17). So ist es nicht verwunderlich, dass die romanischen Sprachen als sogenannte ‚Mischsprachen‘ gegenüber dem Lateinischen als weniger vorbildhaft in ihrer Bauweise und damit auch weniger geeignet als Bildungsgegenstand abqualifiziert wurden. In den ‚Bau‘ der romanischen Sprachen hatten sich im Kontakt

¹⁰ Dieser Hierarchisierung liegt die Humboldtsche Sprachphilosophie zugrunde, die Sprache als äußerliche Erscheinung des Geistes verstand. Sprache und Geist fallen somit identitär zusammen, sprachliche Entwicklung spiegelt folglich geistige Entwicklung. Zwischen den Sprachen gibt es demzufolge verschiedene Grade der Vollkommenheit, hier zeichnen sich die flektierenden Sprachen durch ihre Bauweise gegenüber den anderen aus: „Die beiden Bestrebungen den Wörtern durch feste Verknüpfung der Sylben in ihrem Inneren eine äußerlich bestimmt trennende Form zu geben, und Anbildung von Zusammensetzung zu sondern, befördern gegenseitig einander. [...] Sie [die nicht flektierenden Sprachen, J. W.] verfahren mehr durch Zusammensetzung als durch Anbildung, und das Gefühl wahrhaft gelungener Beugung bleibt ihnen fremd“ (Humboldt 1836: CXLII).

mit anderen Sprachen¹¹ Elemente des analytischen Sprachbaus integriert und zerstörten so die als ideal geltende Grundlage des flektierenden Lateins:

Mischung bildet in den Sprachen *keine neue Organismen*; sie ist *nur fähig, die alten zu zerstören* und *an deren Stelle schlechte Nothbehelfe* zu setzen, wie davon ja in den *Romanischen Sprachen das traurige Beispiel* offenkundig genug vorliegt. *Eine derartige Mischung hat das Lateinische nie erfahren* [...]. (Pott 1840: 81; Hervorhebungen J. W.)

Offenkundig werden hier die aktiven semantischen Bilder im Wissensrahmen ‚romanische Sprachen‘ evoziert, um den Zeitgenossen deren Stellenwert zu verdeutlichen. Die romanischen Sprachen werden mit dem Bildfeld von ‚Zerstörung und Zerfall‘ belegt, das Adjektiv „traurig“ sowie die Nominalphrase „schlechter Nothbehelf“ besetzen sie eindeutig mit der Konnotation, von geringerem Wert zu sein. Dazu gesellt sich die Unfähigkeit, „neue Organismen“ hervorbringen zu können. Die lateinische Sprache dagegen wird mit dem Bildfeld des ‚Verlustes‘ eindeutig über die romanischen Sprachen gestellt – das Vergangene geht gegenüber dem Neuen als klarer Sieger hervor. Die Struktur einer Mischsprache setzt die romanischen Sprachen im Hinblick auf die typologische Debatte klar herab. Aber auch hinsichtlich der Bildungsdebatte verlieren die romanischen Sprachen in der Abhandlung von Pott gegen die Antike Welt. Als Aufgabe des historisch-vergleichenden Sprachforschers bestimmt Pott, dieser habe

[...] gleichsam eine *unter Schutt und Trümmern* [des in viele Sprachen zersplitterten Sprachstammes; J.W.] *begrabene und verstümmelte Antike*, hervorzusuchen und möglichst *in seiner alten Wahrheit und Schönheit herzustellen*, danach das innere Verhältniß eines solchen Stammes zwischen seinen Familiengliedern und sein äußeres zu andern unverwandten Stämmen zu bestimmen und physiognomisch darzustellen. (Pott 1840: 14; Hervorhebungen J. W.)

Erneut wird das Bildfeld der Zerstörung und des Verlustes in Bezug auf die antiken Sprachen aufgerufen, um deren hohen Wert für die Gesellschaft zu verdeutlichen. Allerdings spricht Pott hier noch einen weiteren Aspekt an, der bei einem anderen Sprachforscher dazu diente, den Stellenwert der romanischen Sprachen zumindest teilweise aufzuwerten: die Verwandtschaftsverhältnisse zwischen den sprachlichen Strukturen.

¹¹ Als Hauptverursacher der Mischung galt die germanische Sprache. In Bezug auf ihren Einfluss knüpfen die Protagonisten des 19. Jahrhundert in ihrer Metaphorik gerne auf eine polemische Tradition zurück, wie sie in der Entstehungstheorie der romanischen Sprachen spätestens seit dem Vulgärhumanismus gut bekannt war: dem Klischee der Goten als kriegerisches, rohes wie auch bildungsfernes Volk, das die edlen Formen der Bildungssprache Latein kurzerhand mit ihren eigenen Formen zerstört.

Wilhelm von Humboldt äußert sich in seinen sprachtypologischen Schriften auch über die romanischen Sprachen, wobei er die Mischsprachentheorie zugunsten der Annahme einer strukturellen Identität Latein-romanische Sprachen verwirft:

§ 143 [...] Man darf indess hierbei auch nicht die besondere Natur dieser Romanischen Sprachen vergessen. Ihre sie charakterisirende Eigenthümlichkeit gieng nicht aus der Mischung Germanischer und Römischer Rede und Sprache hervor, sondern aus der durch die siegreiche Einwandring fremder Stämme bewirkten *Zerstörung* des politischen Bestandes, der darauf folgenden *Zerrüttung* des ganzen Culturzustandes, und der diese *Katastrophen* begleitenden *Verderbniss* der Sprache. Sie sind nicht sowohl Erscheinungen der Sprachvermischung, als des *Sprachverfalls*, so glänzend sie sich auch wieder aus diesem neu entwickelt haben. (Humboldt 1827-1829/1963: 352, Hervorhebung J. W.)

Zwar bleibt das Bildfeld der Zerstörung innerhalb des Wissensrahmens ‚romanische Sprachen‘ erhalten, sehr viel stärker betont scheint in diesem Zusammenhang aber die Kriegsmetaphorik zu sein. Auch die Bilder des Verlustes und des Verfalls – nicht nur in Bezug auf die Sprache, sondern eben auch in Bezug auf die Kultur – werden erneut evoziert. Diese „Katastrophe“ wird bei Humboldt aber nun weg vom typologischen Bau, dem Sprachorganismus an sich, verschoben hin zu den historischen Bedingungen, die diese Entwicklung hervorgerufen haben. Die Zertrümmerung betrifft bei Humboldt also nicht in erster Linie die innere, sondern hauptsächlich die äußere Form.¹² Dies verändert den Wissensrahmen ‚romanische Sprachen‘ grundlegend:

¹² Humboldt geht bereits vom Vulgärlateinischen aus, er bezeichnet dieses als gesprochenes Latein oder Latein der Provinzen. Da sich diese Sprachform bereits im Sprachverfall, der ohne Sprachpflege ganz natürlich innerhalb des organischen Kreislaufs eintritt und zur Abnahme des Sprachsinns führt, befand, wäre es in Humboldts Augen selbst ohne Sprachkontakt – dieser wirkt höchstens als Katalysator – zu einem analytischen Bau auch des „provincialen“ Lateins gekommen. Als Beispiele führt er die Ausbildung des Artikels an, wobei er der These Raynouards, der dieses Phänomen allein auf fränkischen und gothischen Superstrateinfluss zurückführt, vehement widerspricht: „[...] und es ist mir vielmehr sehr wahrscheinlich, dass, ohne alle Mischung mit Fremden, die Römischen Provincialen von selbst zum Artikel gelangt seyn würden. Ich suche nämlich die Entstehung desselben im Verfall der Bildung und der Abnahme des Sprachsinns. Wenn das grammatische Bewusstseyn der Einheit der Periode nicht recht lebendig ist, so sucht man nach äusseren Hilfsmitteln der Verdeutlichung. Es ist dann natürlich, den Substantiven ein Pronomen vorausgehen zu lassen, das gleichsam die Stelle der zeigenden Gebährde vertritt. Auch unter uns bedient sich das Volk dieser Pronomina häufiger, als die gebildete Sprache. Dieselbe Erscheinung konnte daher und musste gewissermassen eintreten, so wie man anfangs minder gut und minder richtig lateinisch zu schreiben. Mitwirken musste allerdings das Beispiel der fremden Eroberer, wären aber die Provincialen nicht auch für sich in denselben Hang verfallen, so dürfte jener Gebrauch des *ille* nie häufig genug geworden seyn um das Pronomen zum Artikel abzuschleifen. Schon A. W. v. Schlegel bemerkt, dass die Sprachen, sich selbst und dem natürlichen Wechsel aller Dinge überlassen, auch ohne fremde Beimi-

Endlich, als die Römische Sprache durch Verderbniß und Verstümmelung entartete, blühten, wie mit erneuerter Lebenskraft, aus derselben die Romanischen Sprachen auf, welchen unsere heutige Bildung so unendlich viel verdankt. (Humboldt 1836: CCLXII)

Ihre strukturelle Nähe zur lateinischen Sprache macht die romanischen Sprachen zu einem bildungsfähigen Gegenstand, da die Sprachtheorie Humboldts bei der Geistesbildung die innere Form fokussiert, die einen weitaus größeren Einfluss auf das Denken und damit die Kulturleistungen einer Sprachgemeinschaft ausübt.¹³ Entscheidend ist in der Humboldt'schen Argumentation zweierlei: zum einen die Verknüpfung der Typologie- mit der Bildungsdiskussion und zum anderen, dass das Bildfeld der Zerstörung verschoben wird. Die Formen selbst sind kaum betroffen, der sprachliche Gegenstand, der durch die Sprachmischung in Mitleidenschaft gezogen wurde, ist die Lexik. Diese ist aber sekundär für Geist- und Kulturbildung, maßgeblich ist der Bau der Formen:

Mitten in allen diesen Veränderungen, *blieb aber in der untergehenden Sprache das wesentliche Princip ihres Baues*, die reine Unterscheidung des Sach- und Beziehungsbegriffs, und das Bedürfniß, beiden den ihnen eigenthümlichen Ausdruck zu verschaffen, und im Volke das durch die Gewohnheit von Jahrhunderten tief eingedrungene Gefühl hiervon. *An jedem Bruchstück der Sprache haftete dies Gepräge; es hätte sich nicht austilgen lassen*, wenn die Völker es auch verkannt hätten. Es lag jedoch in diesen selbst, es aufzusuchen, zu enträthseln und *zum Wiederaufbau anzuwenden*. In dieser, aus der allgemeinen Natur des Sprachsinnes selbst entspringenden, Gleichförmigkeit der neu-

schung, einen natürlichen Hang besitzen zu analytischen zu werden. Dies ist aber nichts anders, als das allmähliche Abnehmen des formenzusammenhaltenden Sprachsinns“ (Humboldt 1827-1829/1963: 351).

- ¹³ Vgl. hierzu: „*Dem festen*, ja man kann wohl sagen, *unaustilgbaren Haften des ächten Organismus an den Sprachen*, welchen er einmal eigentümlich geworden ist, *verdanken auch die Lateinischen Töchttersprachen ihren reinen grammatischen Bau*. Es scheint mir ein hauptsächlichliches Erforderniß zur richtigen Beurtheilung der merkwürdigen Erscheinung ihrer Entstehung, darauf Gewicht zu legen, daß auf den Wiederaufbau der zertrümmerten Römischen Sprache, wenn man *allein das grammatisch Formale desselben ins Auge faßt*, kein fremder Stoff irgend wesentlich eingewirkt hat. Die *Ursprachen der Länder*, in welchen die neuen Mundarten aufblühten, scheinen durchaus *keinen Antheil* daran gehabt zu haben. [...] Die *fremden einwandernden Völkerschaften*, größtentheils von Germanischem, oder den Germanen verwandtem Stamme, haben der Umbildung des Römischen eine *große Anzahl von Wörtern* zugeführt, allein *in dem grammatischen Theile lassen sich schwerlich irgend bedeutende Spuren ihrer Mundarten* auffinden. Die *Völker lassen sich nicht leicht die Form umgestalten*, in welche sie den Gedanken zu gießen gewohnt sind. Der Grund, aus welchem die Grammatik der neuen Sprachen hervorging, war daher *wesentlich und hauptsächlich der der zertrümmerten selbst*. Aber die *Zertrümmerung und den Verfall muß man*, ihren Ursachen nach, *schon viel früher*, als in der Periode, in welcher sie offenbar wurden, aufsuchen. Die Römische Sprache wurde schon, während des Bestehens der Größe des Reichs, in den Provinzen, und nach Verschiedenheit derselben, anders, als in Latium und der Herrscherstadt, gesprochen. *Selbst in diesen ursprünglichen Wohnsitzen der Nation mochte die Volkssprache Eigentümlichkeiten an sich tragen, die erst spät, nach dem Sinken der gebildeten, allgemeiner zum Vorschein kamen*“ (Humboldt 1836: CCCII/CCCIII; Hervorhebungen J. W.).

en Umbildung, verbunden mit der Einheit der in Absicht des Grammatischen unvermischt gebliebenen Muttersprache, muß man die Erklärung der Erscheinung suchen, daß das Verfahren der Romanischen Sprachen in ganz entfernten Länderstrichen sich so gleich bleibt, und oft durch ganz einzelne Übereinstimmungen überrascht. *Es sanken Formen, nicht aber die Form, die vielmehr ihren alten Geist über die neuen Umgestaltungen ausgoß.* (Humboldt 1836: CCCIV/CCCV, Hervorhebung J. W.)

Der Wissensrahmen ‚romanische Sprachen‘ scheint nun mit dem Wissensrahmen ‚lateinische Sprache‘ nahezu auf Augenhöhe zu sein. Durch die Verschiebung des Bildfelds der Zerstörung und des Verfalls auf die Lexik etabliert Humboldt die romanischen Sprachen als dem Latein ebenbürtigen, für die Bildung relevanten Forschungsgegenstand. Doch wäre es falsch, die Bildfeldverschiebung allzu positiv zu deuten. Das eigentliche Ziel Humboldts ist es, die Vorbildhaftigkeit des Griechischen zu stabilisieren. Diese verdeutlicht er, indem er die Art der Verwandtschaftsbeziehung zwischen dem Lateinischen und den romanischen Sprachen mit der Beziehung zwischen Alt- und Neugriechisch vergleicht:

Es besteht ein mächtiger Unterschied zwischen den Sprachen, welche, wie verwandt aufkeimende desselben Stammes, auf dem Wege innerer Entwicklung aus einander fortprießen, und zwischen solchen, die sich auf dem Verfall und den Trümmern andrer, also durch die Einwirkung äußerer Umstände, erheben. In den ersteren, durch gewaltsame Revolutionen und bedeutende Mischungen mit fremden ungetrübten, läßt sich, mehr oder weniger, von jedem Ausdrücke, Worte oder Form aus in eine unabsehbare Tiefe zurückgehen. Denn sie bewahren größtentheils die Gründe derselben in sich; und nur sie können sich rühmen, sich selbst zu genügen und innerhalb ihrer Gränzen nachzuweisende Consequenz zu besitzen. In dieser Lage befinden sich Töchttersprachen in dem Sinne, wie es die Romanischen sind, offenbar nicht. Sie ruhen gänzlich auf der einen Seite auf einer nicht mehr lebenden, auf der anderen auf fremden Sprachen. Alle Ausdrücke führen daher, wie man ihrem Ursprünge nachgeht, [...], auf ein fremdes, dem Volke unbekanntes Gebiet. Selbst in dem, wenig oder gar nicht mit fremden Elementen vermischten, grammatischen Theil läßt sich die Consequenz der Bildung, auch insofern sie wirklich vorhanden ist, immer nur mit Bezugnahme auf die fremde Muttersprache darthun. Das tiefere Verständniß dieser Sprachen, ja selbst der Eindruck, welchen in jeder Sprache der innere harmonische Zusammenhang aller Elemente bewirkt, ist daher durch sie selbst immer nur zur Hälfte möglich, und bedarf zu seiner Vervollständigung eines dem Volke, das sie spricht, unzugänglichen Stoffes. (Humboldt 1836: CCCX, Hervorhebung J. W.)

Der Unterschied besteht in der fehlenden „Consequenz“: Während das Griechische sich systemintern entwickelt habe – Humboldt benutzt hier erneut die positiv besetzte Metaphorik des organischen Kreislaufes –, seien die romanischen Sprachen erst im Anschluss an einen Bruch (Verfall) aus dem Lateinischen entstanden. Zwar entspricht auch dies einer organischen Fortsetzung, aber dieselbe wurde durch äußere Einflüsse zumindest teilweise unterbrochen und

gestört, wohingegen das Griechische die „Seelenbildung“ seiner Sprache, und somit auch seiner Kultur, linear und ganz in der Tiefe seiner geistigen Stabilität ruhend fortentwickelt habe (Humboldt 1836: CCCXII). Hier wird erneut das Bildfeld der Zerstörung aktiv: Die einen erheben sich nur aus den Trümmern, die anderen setzen die innere, ideale Form in absoluter Konsequenz fort. Dieser Gegensatz führt zu einer unterschiedlich gewichteten „inneren Harmonie“ (Humboldt 1836: CCCX), die sich wiederum auf die Spiegelung der Geistestätigkeit eines Volkes durch seine Sprache auswirkt:

Unläugbar aber liegt in dem geheimen Dunkel der Seelenbildung und des Forterbens geistiger Individualität ein unendlich mächtiger Zusammenhang zwischen dem Tongewebe der Sprache und dem Ganzen der Gedanken und Gefühle. Unmöglich kann es daher gleichgültig sein, ob in ununterbrochener Kette die Empfindung und die Gesinnung sich an denselben Lauten hingeschlungen, und sie mit ihrem Gehalte und ihrer Wärme durchdrungen haben, oder ob diese auf sich selbst ruhende Reihe von Wirkungen und Ursachen gewaltsame Störungen erfährt. Eine neue Konsequenz bildet sich auch hier allerdings, und die Zeit hat in den Sprachen mehr, als sonst im menschlichen Gemüthe, eine Wunden heilende Kraft. Man darf aber auch nicht vergessen, daß diese Konsequenz nur allmählig wieder entsteht, und daß die, ehe sie zur Festigkeit gelangt, lebenden Generationen auch schon, als Ursachen wirkend, in die Reihe treten. Es erscheint mir daher durchaus nicht als einflußlos auf die Tiefe der Geistigkeit, die Innigkeit der Empfindung und die Kraft der Gesinnung, ob ein Volk eine ganz auf sich selbst ruhende, oder doch eine aus rein organischer Fortentwicklung hervorgegangene Sprache redet, oder nicht? (Humboldt 1836: CCCXII, Hervorhebung J. W.)

Abschließend vervollständigt Humboldt den Wissensrahmen um den Status der romanischen Sprachen wie auch des Lateins gegenüber dem Griechischen, indem er sein Geschichtsbild¹⁴ zu den bereits aktiv wirkenden semantischen Feldern ‚Zerstörung‘ und ‚durchbrochene organische Entwicklung‘ hinzufügt. Humboldt verrät sich mit seiner Idealisierung der griechischen Sprache als Anhänger des optimistischen Geschichtsdenkens Kants.¹⁵ Kant postuliert, dass die Menschheit zum Besseren voranschreite, da sie aufgrund der Freiheit des Willens und der menschlichen Vernunftbegabung erkennen kann, welche Phase innerhalb der Geschichtsentwicklung sich als besonders nachahmenswert erweist. Geschichte bei Kant ist somit gefasst als Emanzipationsgeschichte, der Mensch ist in der Lage seine Geschichte aktiv zum Besseren hin zu gestalten, da

¹⁴ Es sei an dieser Stelle darauf verwiesen, dass im Folgenden vom Geschichtsbild des deutschen Idealismus ausgegangen wird. Dieses ist in besonderer Weise in die Philosophie integriert und wird damit leitend für die Wissenschaften, die für sich eine philosophische Perspektive auf ihren Forschungsgegenstand postulieren – darunter die Anthropologie und die Philologen (vgl. Rosen 2005: 218).

¹⁵ Zu Kants Geschichtsoptimismus sowie zu der Rolle der *ratio* in der Geschichtsgestaltung durch den Menschen vgl. Kant 1784, Dümpelmann 1997: 195-210, Rothermund 1995: 205-213.

er aus der Vergangenheit lernt (vgl. Rothermund 1995: 205-206). Die Vorstellung der Perfektibilität des Menschen, von der Kant ausgeht, kann so auf die Geschichte übertragen und ein teleologisches Geschichtsbild entworfen werden: Erfahrung und *ratio* führen die Späteren in die ideale Lebenswelt, deren Symbol in einer „Positivierung der Verfassung“ zu sehen ist (Rosen 2005: 29). Die Geschichte wirkt dabei als Erzieherin der Menschheit – es ist ein Leichtes für Humboldt, diesen pädagogischen Aspekt in Kants geschichtsphilosophischem Fortschrittsdenken in sein neohumanistisches Bildungskonzept zu integrieren und so seine Idealvorstellung einer Bildungsgesellschaft in der Nachfolge der griechischen Antike zu stabilisieren. So dient die Umstrukturierung des Wissensrahmens ‚romanische Sprachen‘ nur vordergründig einer Verbesserung von deren Status als Bildungsgegenstand. Auf einer tieferen Ebene dient die Relation Latein – romanische Sprachen nicht der Emanzipation der letztgenannten, sondern der Legitimierung des Primats der griechischen Sprache und Kultur.

3.2. Die ‚Neuen‘ holen auf: Fortschritt versus Rückschritt

Während Humboldt die Wissensrahmen ‚lateinische Sprache‘ wie auch ‚romanische Sprachen‘ also dazu nutzt, im Denken der Gesellschaft sein Bildungskonzept zu verfestigen, geht es den Neuphilologen um die Mitte des 19. Jahrhunderts nun endgültig um die Emanzipation der modernen gegenüber den alten Sprachen. Die aktiven semantischen Felder (Bildmetaphorik Krieg, Zerstörung, Verfall, Minderwertigkeit) im Wissensrahmen ‚romanische Sprachen‘ müssen endgültig neu besetzt werden, um diese zu einem egalitären Bildungsgegenstand gegenüber dem Lateinischen und dem Griechischen werden zu lassen. Als ein besonders aktiver Protagonist erweist sich dabei der Dessauer Philologe August Fuchs.¹⁶ Im Rückgriff auf die Sprachphilosophie Wilhelm von Humboldts gelingt es ihm, den Wissensrahmen ‚romanische Sprachen‘ grundlegend umzustrukturieren.

[...] in der That aber ist das Aufhören der Lateinischen Sprache als Sprache eines Volkes und das Entstehen der Romanischen Sprachen aus derselben durchaus kein Rückschritt, sondern ein wesentlicher Fortschritt; denn so lange die Lateinische Sprache allein herrschte, konnten die Völker in den verschiedenen Landschaften sie immer nur als die aufgedrungene Sprache der Sieger, aber nicht als ihr eigenes Eigenthum betrachten; erst als die Sprache sich in verschiedene Zweige auflöste, erhielt jedes Volk ein Eigenthum

¹⁶ Vgl. zu Leben und Werk August Fuchs' vor allem die Arbeiten von Jürgen Storost (Storost 1984, 1997, 2008).

in seiner Sprache, und die Sprache ist ja der eigenste Schatz eines Volkes. (Fuchs 1840: XII, Hervorhebung J. W.)

Deutlich erkennbar wird hier, dass die Konnotation des „Rückschritts“, wie er in der Beziehung Latein – romanische Sprachen über die Trümmer-Metaphorik bisher konnotiert war, in ein Bildfeld des Fortschritts umgewandelt wird. Dies gelingt Fuchs, indem er dem Wissensrahmen ein verändertes Geschichtsbild als Folie unterlegt. Das optimistische Geschichtsbild Kants (politisches Fortschreiten zur menschlichen Freiheit) wird durch das Geschichtsdenken Hegels ersetzt, dessen idealistisches Geschichtsverständnis in letzter Konsequenz die Ideen der Aufklärung fortsetzt. Allerdings ersetzt Hegel die Teleologie der besten Gesellschaft (weltbürgerliche Gesellschaft bei Kant) durch eine Teleologie der Freiheit. Dem providentiellen Charakter der Geschichtsauffassung Kants wird die organische Perspektivierung Herders wieder beigelegt. Dadurch werden zwar selbst die blühendsten Nationen und Kulturen vergänglich, aber – und hier ändert sich das Fortschrittsdenken – die Kulturen vererben ihr Wissen jeweils an die nachfolgende, nicht mehr im Sinne eines Wiederaufbaus aus Trümmern, sondern die nachfolgende Kultur wird durch dieses Erbe zu einer höheren Form (vgl. Rosen 2005: 236). Das Kategoriale ‚politischer Fortschritt‘ wird nun ersetzt durch das Kategoriale ‚intellektueller Fortschritt‘, der eben nicht mehr an die Vorstellung der Perfektibilität des Menschen, sondern an die (prozessual-dialektische) Entwicklung des Weltgeistes gebunden ist.¹⁷ Dieser bildet das Zentrum in Hegels Geschichtsdenken, in dem er als inneres Prinzip der Gesellschaften fungiert: Kulturelle Ablösungsprozesse drücken die jeweiligen Formen und Stufen der Entwicklung des Weltgeistes aus.

Diese Vorstellung der Synthese von Organismusdenken und beständigem Fortschritt wird nun von Fuchs in den Wissensrahmen ‚Muttersprache – Tochtersprache‘ integriert:

So sind auch die Romanischen Sprachen, streng genommen, nicht als Töchter aus dem Lateinischen hervorgegangen, sondern sie sind vielmehr nichts Anderes, als *eine ganz naturgemäße Fortsetzung und Fortbildung* der Lateinischen Sprache; sie sind die *erwachsene Lateinische Sprache*. Allerdings scheinen sie beim ersten Anblicke eine vom Lateinischen sehr verschiedene Eigenthümlichkeit zu haben; *es scheint, als hätten sie nur eine so allgemeine Familienähnlichkeit mit dem Lateinischen, wie die Töchter mit der Mutter zu haben pflegen*; allein bei genauerer Prüfung wird sich unten ergeben, daß die Romanischen Sprachen, ungeachtet aller Verschiedenheiten, *doch im Grunde dieselbe Sprache sind, und im Ganzen denselben, nur weiter entwickelten, Geist und Bau haben*, wie die Lateinische. Aber freilich *nicht eigentlich wie die Lateinische Schriftsprache*, wie sie uns in den Werken der sogenannten klassischen Römischen Schriftsteller erhalten ist, *sondern vielmehr wie die Römische Volkssprache*, denn aus dieser, nicht aus

¹⁷ Vgl. zum Fortschrittskonzept Rosen 2010: 218-239, vor allem 220-222.

jener, haben sich die Romanischen Sprachen entwickelt. (Fuchs 1849: 3/4, Hervorhebung J. W.)

Für die Bildfelder, mit denen Fuchs nun den Wissensrahmen um den Status der romanischen Sprachen füllt, übernimmt er also einerseits die bereits durch Humboldt entkräftete Vorstellung, der typologische Bau der romanischen Sprachen sei ein vom Bau des Lateinischen grundlegend verschiedener. Andererseits überträgt er das Hegel'sche Konzept des Fortschritts auf die Entwicklung Latein-romanische Sprachen, sodass diese in letzter Konsequenz als dem Lateinischen überlegen erscheinen. Besonders deutlich wird seine diskursive Dekonstruktion des Bildfeldes, das sich um Verfall und Zertrümmerung spannt und bei den Zeitgenossen die Vorstellung evozieren soll, es handle sich bei den romanischen Sprachen um weniger ideale Sprachen, da die alten Sprachen allein durch ihre Zugehörigkeit zur antiken, vergangenen Welt als besser zu bewerten seien. In der Rezeption der Hegel'schen Vorstellung der geschichtlichen Prozessualität kann der Weltgeist nicht mehr zu einer früheren Form/Entwicklungsstufe zurück. Dies bedeutete einen Rückschritt im negativen Sinne und entwertet damit die Vorbildhaftigkeit vergangener Kulturen – wie Fuchs verdeutlicht:

Dieser Glaube an eine fortschreitende Verderbniß der Sprache ist aber ein höchst trostloser; er erklärt sich indessen eben so leicht aus der die Vergangenheit der Gegenwart vorzuziehen stets geneigten menschlichen Natur, wie der überall sich findende Glaube an ein goldenes Zeitalter, und wie die Einbildung jener alten Frau, die behauptete, daß die Sonne nicht mehr so warm und so erquickend schein, wie zur Zeit ihrer Jugend. Wenn aber auch unsere größten Sprachforscher diese Ansicht theilen, so geschieht dieß doch nur in gewissem Sinne, nämlich nur in Beziehung auf die scheinbar geringere Formenfülle der Romanischen Sprachen, worüber wir uns unten im Abschnitte über die Formenlehre aussprechen werden. Auch wir müssen in gewissem Sinne eine Zertrümmerung, oder richtiger eine Auflösung der ursprünglich Lateinischen Sprachform zugeben, [...] Wenn wir aber auch den Verlust einzelner Formen (und es handelt sich fast nur um einige Formen der Umendung) zugeben müssen, so hindert uns dieß nicht, uns dahin auszusprechen: daß die Romanischen Sprachen, als ganz naturgemäße Fortbildungen der alten Römischen Volkssprache, entschieden als Vervollkommnungen der Lateinischen Sprache zu betrachten sind. (Fuchs 1849: 51, Hervorhebung J. W.)

Entwicklung als dynamisch-dialektischer Prozess wird durchweg als positiv konnotiert, sowohl die Sprachen als auch die Geschichte schreiten beständig zu immer größerer Vollkommenheit voran, deren Endziel die Freiheit darstellt – hier wird der Bezug zu Hegels Geschichtsdenken erneut sehr deutlich auf die Sprach- und damit die Kulturentwicklung übertragen:

Daß es so sein muß, leuchtet schon von selbst ein. Denn wenn die Geschichte der Menschheit im Allgemeinen, wie keinem Zweifel unterliegen kann, in beständigem Fortschreiten begriffen ist, so muß mit dem Ganzen natürlich auch jeder einzelne Theil der

Geschichte fortschreiten, wenn auch der eine mehr, der andere weniger merkbar. Einer der wichtigsten Theile der *Geschichte der geistigen Entwicklung eines Volkes ist aber ohne Zweifel die Geschichte seiner Sprache*. Denn jede Sprache, als die Verkörperung der Gedanken, hat, wenn sie von einem gebildeten, also in das [sic!] Bereich der Geschichte gehörenden Volke gesprochen wird, wirklich eine Geschichte, d. h. sie erfährt eine fortwährende Entwicklung. ‚Die Sprache ist‘ (Humboldt S. XXI) ‚tief in die geistige Entwicklung der Menschheit verschlungen; sie begleitet dieselbe auf jeder Stufe ihres lokalen Vor- oder Rückschreitens, und der jedesmalige Culturzustand wird auch in ihr erkennbar.‘ *Diese Entwicklung aber kann, wie alle Entwicklung, nur ein ununterbrochenes, wenn auch ganz allmähliges, Fortschreiten und Annähern an Sprachvollkommenheit sein, und wenn eine Sprache einzelne Vorzüge im Laufe der Zeit aufgibt, so geschieht es nur, um neue größere Vorzüge zu erlangen.* (Fuchs 1849: 52-53, Hervorhebung J. W.)

4. Die Emanzipation der romanischen Sprache als Geschichte der ‚kleinen Schritte‘

Angesichts von Fuchs’ engagiertem Eintreten für eine Gleichstellung der romanischen mit der lateinischen Sprache scheint die Emanzipation der letzteren geglückt. Doch Fuchs erweist sich als Außenseiter in der diskursiven Auseinandersetzung um das Verhältnis Latein – romanische Sprachen. Denn Fuchs’ Vorstoß innerhalb der etablierten Diskursformation wird bereits in seiner eigenen Abhandlung durch das Vorwort Gottfried Blancs relativiert und das alte Verhältnis wiederhergestellt:

Allerdings ist er (August Fuchs, Anm. J. W.) dem gewöhnlichen Schicksal solcher Forscher nicht entgangen, welche einen bisher noch wenig bearbeiteten Gegenstand sich gewählt haben, und in dem Maaße, als sie in der Erkenntnis desselben fortschreiten, auch immer mehr ihm ihre ganze Liebe zuwenden, *bis zur Ungerechtigkeit gegen andere verwandte Gegenstände*: auch ihn hat das Studium der romanischen Sprachen nicht bloß zur Begeisterung für dieselben, sondern *auch zur Zurücksetzung anderer, namentlich der lateinischen Sprache hingerissen*. Was er, man kann sagen, als das Hauptresultat seiner Erforschung der romanischen Sprachen hinstellt und auf alle Weise zu begründen sucht, daß sie nämlich nichts als eine naturgemäße Fortsetzung und Fortbildung der lateinischen Sprache und eben deßhalb als Vervollkommnung der lateinischen Sprache zu betrachten seien, das wird *so leicht Niemand, wenigstens nicht ohne bedeutende Restrictionen, unterschreiben mögen.* (Blanc 1849 in Fuchs: VI, Hervorhebung J. W.)

Erkennbar wird einerseits dadurch, dass die Wirkmächtigkeit der Diskurse von ihrer (positiven) Rezeption durch die Zeitgenossen abhängig ist. Andererseits zeigt sich, dass epistemische Verschiebungen sich zumeist nicht als plötzliche Brüche vollziehen, sondern dass sich in den diskursiven Auseinandersetzungen um bestimmte Themen Veränderungen eher als Zäsuren, kleine Risse oder das

Fortschreiben von Kontinuitäten beschreiben lassen. Blanc wahrt die Kontinuität der Statusdiskussion in dem Maße, als er eine Entprimatisierung des Lateins über die Symbolkraft seiner Person nicht zulässt. Gleichzeitig legitimiert er aber durch sein Vorwort Fuchs' Arbeit und ermöglicht so die Öffnung des Wissensrahmens um neue Elemente. Diese wären nun in der Lage, über die Dialogizität, die als genuines Wesensmerkmal von Diskursen gilt, in der Folgezeit ihre Wirkmächtigkeit zu entfalten. Im Fall August Fuchs ist dies gescheitert, es handelt sich bei seiner Konzeption des Wissensrahmens ‚romanische Sprachen‘ um einen abgebrochenen Diskurs. Augenscheinlich greifen die Voraussetzungen des idealistischen Geschichtsdenkens nicht mehr in allen Aspekten der Sprachreflexion.¹⁸ Dennoch bedeutet er einen weiteren Schritt auf dem langen Weg der romanischen Sprachen bei ihrer Etablierung als ernstzunehmender, autonomer Forschungs- und Bildungsgegenstand und bildet so im Koselleck'schen Sinne eine der Bewegungen ab, die sich nur indirekt, über die semantisch-sprachlichen Strategien, erschließen lassen und so Hinweise auf die epistemischen Strukturen im Wissen der Zeitgenossen geben.

Bibliographie

- Blanc, Ludwig (1849): Vorwort. – In: August Fuchs (1849): *Die romanischen Sprachen in ihrem Verhältnisse zum Lateinischen*, V-VIII. Halle: Verlag H.W. Schmidt.
- Bublitz, Hannelore (©2006): Differenz und Integration. Zur diskursanalytischen Rekonstruktion der Regelstrukturen sozialer Wirklichkeit. – In: Reiner Keller, Andreas Hirsland, Willi Viehöver (Hg.): *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse*, Bd. I *Theorien und Methoden*, 227-262. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Busse, Dietrich (2005): Architekturen des Wissens. Zum Zusammenhang von Semantik und Epistemologie. – In: Ernst Müller (Hg.): *Begriffsgeschichte im Umbruch*, 43-57. Berlin: Felix Meiner.
- Busse, Dietrich (2008): Linguistische Epistemologie. Zur Konvergenz von kognitiver und kulturwissenschaftlicher Semantik am Beispiel von Begriffsgeschichte, Diskursanalyse und Frame-Semantik. – In: Heidrun Kämper, Ludwig Eichinger (Hg.): *Sprache – Kognition – Kultur. Sprache zwischen mentaler Struktur und kultureller Prägung*, 73-114. Berlin/New York: De Gruyter.
- Coseriu, Eugenio (1955-1956): Determinación y entorno. Dos problemas de una lingüística del hablar. – In: *Romanistisches Jahrbuch* 7, 29-54.
- Dümpelmann, Matthias (1997): *Zeitordnung. Aufklärung, Geschichte und die Konstruktion nationaler Semantik in Deutschland 1770-1815*. – Berlin: Duncker & Humblot.

¹⁸ Ab den vierziger Jahren des 19. Jahrhundert greifen nun langsam die Mechanismen der Empirisierung der Wissenschaften, wie sie Foucault für Frankreich bereits um die Jahrhundertwende beobachtet.

- Fuchs, August (1840): *Die romanischen Sprachen in ihrem Verhältnisse zum Lateinischen*. – Halle: Verlag H.W. Schmidt.
- Gardt, Andreas (2007): Diskursanalyse. Aktueller theoretischer Ort und methodische Möglichkeiten. – In: Ingo Warnke (Hg.): *Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände*, 28-52. Berlin/New York: De Gruyter.
- Humboldt, Wilhelm von (1827-1829): Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus. – In: Wilhelm von Humboldt (1963): *Werke*, Bd. III, 144-367, hrsg. von Andreas Flitner und Klaus Giel. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Humboldt, Wilhelm von (1836): *Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java, nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*. – Berlin: Königliche Akademie der Wissenschaften.
- Kant, Immanuel (1784): Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht. – In: *Berlinische Monatsschrift* 4, 385-411.
- Koselleck, Reinhart (1972): Einleitung. – In: Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe: Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Stuttgart: Klett-Cotta, Bd. I, XIII-XXVII.
- Koselleck, Reinhart (2006): Wiederholungsstrukturen in Sprache und Geschichte. – In: *Saeculum* 58, 145-160.
- Koselleck, Reinhart (1976/2010): Fiktion und geschichtliche Wirklichkeit. – In: Reinhart Koselleck: *Vom Sinn und Unsinn der Geschichte. Aufsätze und Vorträge aus vier Jahrzehnten*. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Carsten Dutt, 80-95. Berlin: Suhrkamp.
- Lepenies, Wolf (1976): *Das Ende der Naturgeschichte. Verzeitlichung und Enthistorisierung in der Wissenschaftsgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts*. – München/Wien: Hanser.
- Oesterreicher, Wulf (2005): Die Entstehung des Neuen – Differenz Erfahrung und Wissenstransformation: Projektions- und Retrospektionshorizonte frühneuzeitlicher Sprachreflexion. – In: *Mitteilungen des SFB Philologie der frühen Neuzeit* 12, 26-37.
- Pott, August (1840): Indischgermanischer Sprachstamm. Indogermanische Sprachen. – In: *Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste*, hrsg. von Johann Samuel Ersch und Johann Gottfried Gruber. Zweite Section. Achtzehnter Theil, 1-112. Leipzig: Gleditsch. <<http://gdz.sub.uni-goettingen.de/dms/load/toc/?PPN=PPN345284054&IDDO C=141451>> [gesehen: 18.05.2012].
- Rosen, Michael (2005): Geschichte. – In: Hans-Jörg Sandkühler (Hg.): *Handbuch deutscher Idealismus*, 218-241. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Rosen, Michael (2010): Fortschritt. – In: Hans-Jörg Sandkühler (Hg.): *Enzyklopädie Philosophie*, 218-239. Hamburg: Felix Meiner.
- Rothermund, Dietmar (²1995): *Geschichte als Prozeß und Aussage. Eine Einführung in Theorien des historischen Wandels und der Geschichtsschreibung*. – München: Oldenbourg.
- Sarasin, Philipp (2003): Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse. – In: Philipp Sarasin: *Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse*, 7-60. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Schlegel, Friedrich (1798): Fragmente. – In: *Athenaeum. Eine Zeitschrift von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel*. Ersten Bandes Zweytes Stück, 3–146.
- Schlieben-Lange, Brigitte (1983): Geschichte der Sprachwissenschaft und Geschichte der Sprachen. – In: Bernard Cerquiglini, Hans Ulrich Gumbrecht (Hg.): *Der Diskurs der Literatur- und Sprachgeschichte*, 464-491. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Schlieben-Lange, Brigitte (1989): Überlegungen zur Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung. – In: dies. (Hg.): *Europäische Sprachwissenschaft um 1800*. Münster: Nodus, Bd. I, 11-23.
- Schnädelbach, Herbert (1983): *Philosophie in Deutschland: 1831–1933*. – Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Storost, Jürgen (1984): August Fuchs, Philolog. Ein Beitrag zur Auseinandersetzung zwischen Philologie und Linguistik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. – In: *Beiträge zur Romanischen Philologie* 23, 95-108.
- Storost, Jürgen (1997): August Fuchs und Friedrich Diez. Zum 150. Todestag von August Fuchs am 8. Juni 1997. – In: Gerda Haßler, Jürgen Storost (Hg.): *Kontinuität und Innovation. Studien zur Geschichte der romanischen Sprachforschung vom 17. bis zum 19. Jahrhundert. Festschrift für Werner Bahner zum 70. Geburtstag*, 259-274. Münster: Nodus.
- Storost, Jürgen (2008): Carl Ludwig Fernow und August Fuchs. Zur Erforschung der italienischen Dialekte in der deutschen Sprachwissenschaft der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. – In: Jürgen Storost (Hg.): *In memoriam Vladimiro Macchi. Aspekte der Wissenschaftsgeschichte. Ausgewählte Sujets*, 101-123. Bonn: Romanistischer Verlag.